

Journal

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Das Eigene im Fremden – das Fremde im Eigenen: Koran und Bibel feministisch-intersektional gelesen

Fremdheit und Geschlecht: koloniale Wissensbestände und dekoloniales Denken

Beunruhigungen – Sexualisierungen und Fremdenabwehr

Befremdung – Beunruhigung – Gewaltproduktion. Männlichkeiten im Kontext Migration

Fremde Geschlechtermuster? (Re-)Traditionalisierte Perspektiven aus der Rockabilly-Szene

Schwarze deutsche ‚Besatzungskinder‘ im Diskurs der Nachkriegszeit – schulische und berufliche Integration als Eckpfeiler der (sozial)pädagogischen Debatte

Attachment parenting und die Faszination des Fremden im Spiegel kultureller Mütterbilder
Postkolonialismus

Othring über rassifizierten Sexismus in der sozialen Praxis und in historischer Perspektive



Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Nr. 41

Koordinations- und Forschungsstelle
Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW
Universität Duisburg-Essen
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
Tel.: (0201) 183 6134
Fax: (0201) 183 2118
journal@netzwerk-fgf.nrw.de

Redaktion
Dr. Jenny Bünnig, Dr. Beate Kortendiek, Dr. Uta C. Schmidt

Essen, Dezember 2017
ISSN 1617-2493

Editorial	5
Neue NetzwerkprofessorInnen stellen sich vor	
Prof. Fiona Jenkins, Ph. D. – Gastprofessorin an der RUB	6
Forschung, Vernetzung und Aktivitäten	
Einjähriges Jubiläum des Projekts „Center for the History of Women Philosophers and Scientists“	7
iphiGenia Gender Design Award 2017	7
Neue Netzwerk-Studie zu Intersexualität in NRW	8
Online-Zeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Geschlechterforschung (IZG)	9
Netzwerk Gender und Diversity in der Lehre	9
Vereinbarkeit von Familie und akademischer Karriere – Die Arbeit an der Universität muss man sich leisten können	10
Personalia	
Prof. Dr. Katja Sabisch ist neue Sprecherin des Netzwerks FGF	11
Prof. Dr. Diana Lengersdorf	11
Dr. Lisa Mense ist stellvertretende Leiterin der KoFo des Netzwerks	12
Dr. Birgitta Wrede erneut zur Sprecherin der KEG gewählt	12
Prof. Dr. Maria Wersig ist neue Präsidentin des Deutschen Juristinnenbundes	12
Prof. Dr. Heidemarie Winkel zum Senior Research Associate in Cambridge ernannt	13
Prof. Dr. Bettina Franzke ist Expertin für die interkulturelle Öffnung von Kommunalverwaltungen	13
Prof. Dr. Friederike Kuster übernimmt Gastprofessur für Geschlechterforschung an der Universität Konstanz	14
Prof. Dr. Claudia Hornberg ist Gründungsdekanin der Medizinischen Fakultät Bielefeld	14
Prof. Dr. Katrin Marcus begleitet Frauen auf ihrem Weg an der Hochschule	14
Prof.'in Dr. Antje Langer ist Professorin für Schulpädagogik mit dem Schwerpunkt Geschlechterforschung an der Universität Paderborn	15
Projekte stellen sich vor	
Jennifer Dahmen, Andrea Wolffram	
BMBF-Projekt zum Einfluss von Netzwerken auf die Karrierechancen von promovierten Wissenschaftlerinnen im MINT-Bereich gestartet	16
Sigrid Nieberle, Irina Freihold, Anna Maria Olivari	
Aufbruch in die Moderne (1890–1960): Gender Studies in der interdisziplinären Musikliteraturforschung	16
Welche Auswirkungen hat die Gebärumgebung auf die Geburt?	17
Wissenslücke zum Thema „Stillen“ schließen	18
Annette Zimmer, Eckhard Priller, Franziska Paul	
In der Abseitsfalle? Frauen im Top-Management und im operativen Bereich von Nonprofit-Organisationen	19
Beiträge	
Fremdheit: Das Eigene und das Andere – Analysen der interdisziplinären Geschlechterforschung	20
Dina El Omari, Marie-Theres Wacker	
Das Eigene im Fremden – das Fremde im Eigenen: Koran und Bibel feministisch-intersektional gelesen	22

Heidemarie Winkel <i>Fremdheit</i> und Geschlecht: koloniale Wissensbestände und dekoloniales Denken	28
Barbara Rendtorff Beunruhigungen – Sexualisierungen und Fremdenabwehr	35
Susanne Spindler Befremdung – Beunruhigung – Gewaltproduktion. Männlichkeiten im Kontext Migration	39
Babette Kirchner, Julia Wustmann Fremde Geschlechtermuster? (Re-)Traditionalisierte Perspektiven aus der Rockabilly-Szene	44
Elke Kleinau, Rafaela Schmid Schwarze deutsche ‚Besatzungskinder‘ im Diskurs der Nachkriegszeit – schulische und berufliche Integration als Eckpfeiler der (sozial)pädagogischen Debatte	48
Anna Sieben Attachment parenting und die Faszination des Fremden im Spiegel kultureller Mütterbilder	53
Mithu M. Sanyal Postkolonialismus	58
Muriel González Athenas Othering über rassifizierten Sexismus in der sozialen Praxis und in historischer Perspektive	63
Jeremia Herrmann Stillen aus der Perspektive von Vätern	68
Renate Kosuch Zusammenarbeit im Ingenieurstudium	72
Bettina Franzke, Anna Kirschbaum Karriereaspirationen von Frauen im öffentlichen Dienst – eine explorative Studie	79
Liudvika Leisyte Falle Lehre? Tätigkeitsfelder und Karriereaussichten von Wissenschaftlerinnen in den Niederlanden	87
Jürgen Weibler Zukunftsfähigkeit des Gender Gaps? Bis auf Weiteres gesichert!	89
Sabine Hering In Potsdam soll im Angesicht von 100 Jahren Frauenstimmrecht 2018/19 ein ‚Frauenwahllokal‘ entstehen	92

Tagungsberichte

Birgitta Wrede, Ilona Pache Arbeitstagung der Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG) 2017	94
Lisa Krall, Susanne Völker Aktuelle Herausforderungen der Geschlechterforschung	98
Annette von Alemann RINGS conference „Feminist Resistance to the Rise of Nationalism and Populism“	101
Sebastian Grieser, Susan Banihaschemi Ein Jahrzehnt in Bewegung	104
Stefanie Leinfellner, Sahra Dornick Doing Science – Doing Excellence – Doing Inequalities? Interrogating the Paradigm of Excellence in Academia	110
Ute Büchter-Römer „Menschen-Worte“ – Komposition der Worte von Hans Arp (1886–1966) von Astrid Kruisselbrink	113

Veröffentlichungen

Neuerscheinungen	114
------------------	-----

Liebe LeserInnen,

zu Beginn der überaus anregenden Jahrestagung unseres Netzwerks Ende Oktober 2017 stand die „Staffelstabübergabe“: Anne Schlüter, Professorin für Weiterbildung und Frauenbildung an der Universität Duisburg-Essen, gab offiziell das Amt als Sprecherin des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW an Katja Sabisch, Professorin für Gender Studies an der Ruhr-Universität Bochum, weiter. Sieben Jahre lang, bis zur ihrer Pensionierung, führte Anne Schlüter das Netzwerk und hat in dieser Zeit nicht nur unter anderem zahlreiche Journale herausgegeben, sondern vor allem die Verdichtung des Netzwerks und eine Verstetigung seiner Koordinations- und Forschungsstelle vorangebracht. Das Netzwerk hat auch dank ihres Engagements nun eine dauerhafte Verankerung als Betriebseinheit an der Universität Duisburg-Essen. An dieser Stelle daher noch einmal einen sehr herzlichen Dank für den Einsatz für das Netzwerk FGF.

Die Nummer 41 des Journals wird zum ersten Mal von Katja Sabisch als Sprecherin und Beate Kortendiek als Geschäftsführerin des Netzwerks herausgegeben. Den Schwerpunkt der aktuellen Ausgabe bilden die Beiträge der Jahrestagung 2017 zum Thema „Fremdheit: Das Eigene und das Andere“. Der gemeinsame Austausch über Disziplinengrenzen hinweg ermöglichte Denkanstöße und neue Sichtweisen und verdeutlichte, dass das reflektierte Ringen im komplexen Spannungsfeld des Eigenen und Anderen sowohl fruchtbar als auch notwendig ist. Mit dem Abdruck der Aufsätze möchten wir dazu anregen, an den Thesen, Befunden und Diskussionen weiterzuarbeiten. Als methodisch, epistemologisch und inhaltlich wegweisend hat sich der Dialogvortrag „Das Eigene im Fremden – das Fremde im Eigenen: Koran und Bibel feministisch-intersektional gelesen“ von Dr. Dina El Omari und Prof. Dr. Marie-Theres Wacker erwiesen, die auch auf dem Cover dieser Ausgabe zu sehen sind. In ihrem Vortrag stellten sie Vorgehen und Ergebnisse einer Lehrkooperation zwischen islamischer und katholischer Theologie vor: Hier wurde nicht „über-“, sondern miteinander gesprochen.

Auch die Vorträge, die auf dem diesjährigen Mittelbauworkshop zum Thema „Sexismus – Rassismus. Machtverhältnisse und Wechselwirkungen aus Sicht der Geschlechterforschung“ gehalten wurden, kreisten um das Eigene und das Fremde. Der Aufsatz „Postkölonialismus“ von Dr. Mithu M. Sanyal und der historische Beitrag von Dr. Muriel González Athenas verhandeln auf unterschiedliche Weise das „Othering“ als Zusammenhang von Sexismus, Rassismus und Nationalismus. Darüber hinaus finden sich in der aktuellen Ausgabe weitere Texte zu vielfältigen Fragestellungen aus dem Feld der Geschlechterforschung. So beschäftigt sich Prof. Dr. Renate Kosuch mit der Frage der Zusammenarbeit im Ingenieurstudium und gibt Einblick in die Befunde einer peer-to-peer-Studie mit männlichen Studierenden. Prof. Dr. Bettina Franzke und Anna Kirschbaum stellen Ergebnisse aus ihrer explorativen Studie zu den Karriereaspirationen von Frauen im öffentlichen Dienst vor und Prof. Dr. Jürgen Weibler geht dem Gender Gap in Führungspositionen nach.

Kurznachrichten, Informationen rund um Personalien, Hinweise zu neuen Forschungsprojekten und Veröffentlichungen sowie Berichte von Veranstaltungen in Köln, Reykjavík, Bielefeld, Bochum und Otterlo (Niederlande) rahmen das aktuelle Heft.

Wir bedanken uns bei allen, die zum Gelingen des Journals Nr. 41 beigetragen haben, und wünschen einen ruhigen Jahreswechsel und einen guten Start ins Jahr 2018.

Ihre

Katja Sabisch und Beate Kortendiek

Jahreswechsel 2017/2018

Neue NetzwerkprofessorInnen stellen sich vor

Prof. Fiona Jenkins, Ph. D. – Gastprofessorin an der RUB

Marie-Jahoda-Gastprofessur im Wintersemester 2017/2018



Die Philosophin Prof. Fiona Jenkins wird im Wintersemester 2017/18 an der Ruhr-Universität Bochum als Marie-Jahoda-Gastprofessorin für Internationale Geschlechterforschung lehren. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen vor allem im Bereich der Exzellenzforschung, der feministischen Theorie sowie der Philosophie der Sozialwissenschaft. In ihren Arbeiten analysiert Fiona Jenkins die Verknüpfung von Geschlechterungleichheit und Exzellenzparadigmen im akademischen Feld sowie die Positionierung von Frauen in der Philosophie.

der Instituts verknüpfte sie von 2012 bis 2015 wissenschaftliche und gesellschaftspolitische Perspektiven auf Geschlechtergerechtigkeit. Sie leitet das Australian-Research-Council-Discovery-Projekt „Gendered Excellence in the Social Sciences“ sowie das Projekt „Sensate Democracy“, das sich mit politischen Legitimationsprozessen und Widerständigkeit in Demokratien befasst.

Die Marie-Jahoda-Gastprofessur

Die Marie-Jahoda-Gastprofessur für internationale Geschlechterforschung besteht an der Ruhr-Universität Bochum seit 1994 und unterstützt internationale Forschung und Lehre im Bereich der Gender Studies.

Kontakt und Information

Stefanie Leinfellner
Koordinatorin der
Marie-Jahoda-Gastprofessur
Tel.: (0234) 32 22986
marie-jahoda-chair@rub.de
www.sowi.rub.de/jahoda/

Zur Person

Fiona Jenkins unterrichtet am ANU College of Arts and Social Sciences in Canberra (Australien). Als Initiatorin und Koordinatorin des ANU Gen-

Forschung, Vernetzung und Aktivitäten

Einjähriges Jubiläum des Projekts „Center for the History of Women Philosophers and Scientists“

Vor gut einem Jahr startete das vom Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen geförderte Projekt *Center for the History of Women Philosophers and Scientists* an der Universität Paderborn. Unter der Leitung von Professorin Dr. Ruth Hagengruber wird seit über elf Jahren die Geschichte der Philosophinnen und Wissenschaftlerinnen, zunächst im Rahmen des Lehr- und Forschungsbereichs und jetzt im zweiten Jahr als Centerprojekt, aufbereitet. Sechs renommierte Wissenschaftler_innen aus Kanada, der Schweiz, Belgien und Deutschland forschen über Emilie Du Châtelet sowie die frühen Phänomenologinnen Gerda Walther und Hedwig Conrad-Martius.



Simone Probst (links), Vizepräsidentin für Wirtschafts- und Personalverwaltung, und Prof. Dr. Ruth Hagengruber, Gründerin und Leiterin des Projekts „Center for the History of Women Philosophers and Scientists“.

Das Centerprojekt arbeitet unter anderem am Aufbau einer e-Forschungsdatenbank, die eine systematisierte Kategorisierung und Darstellung von interdisziplinärer Forschung zu Philosophinnen und Wissenschaftlerinnen bietet, an einem digitalen Archiv zur elektronischen Langzeitarchivierung und an der Ausweitung des e-Lehr-Lern-Angebots.

Bereits im ersten Jahr seines Bestehens organisierte das Centerprojekt drei Tagungen mit starker internationaler Besetzung und Beteiligung von anerkannten Gastwissenschaftler_innen sowie eine Vielzahl an Workshops. So wurde im April 2017 der dreisprachige Kongress *Époque Émilienne* über die Werke und Rezeption der Philosophin Émilie Du Châtelet am Projekt gehalten. Wenige Monate später folgte die erste, internationale *Libori Summer School*, bei der etwa 40 internationale Studierende gemäß ihren Forschungsinteressen ein entsprechendes Programm aus vier parallelen Intensivkursen wählten. An der jährlich stattfindenden *Autumn School* zum Thema „Early Modern Women Philosophers' Thought“ nahmen internationale Forscherinnen aus den USA, Irland, Schweden, der Türkei und von den Philippinen teil. (Julia Lerijs)

Kontakt und Information

Julia Lerijs
Center for the History of
Women Philosophers and
Scientists
Paderborn University
33100 Paderborn
julia.lerijs@uni-paderborn.de
<http://historyofwomenphilosophers.org/>

iphiGenia Gender Design Award 2017



Verleihung des Gender Design Awards (Foto: Anne-Marie Engler).

Am 12. Oktober 2017 wurde im Museum für Angewandte Kunst Köln/MAKK zum ersten Mal der international einzigartige Gender Design Award iphiGenia vom „international Gender Design Network“ (iGDN) verliehen. Die Initiative „iphiGenia“ geht auf die Netzwerkprofessorin und Vorsitzende des iGDN Prof. Dr. Uta Brandes zurück. Jährlich soll der Award kluges und gendersensibles Design in zwei Kategorien auszeichnen. Die Kategorie „Evolution“ ehrt dabei Unternehmen, Agenturen oder andere Initiativen, deren Arbeit explizit zu Gendersensibilität beiträgt und dabei ein besonders gendersensibles Design aufweist. Einzelne Produkte, Kampagnen,



Prof. Dr. Uta Brandes (rechts) und Dr. Beate Kortendiek während der Preisverleihung (Foto: Florian Yeh).

Kommunikationsdesigns, digitale Designs, Services etc. mit gendersensiblen Design werden unter der Kategorie „Revolution“ ausgezeichnet. Die Preisverleihung wurde durch ein abwechslungsreiches Programm aus Vorträgen und lockerer Moderation sowohl auf Englisch als auch Deutsch gerahmt. Wie das iGDN selbst schreibt, ist es leichter, schlechtes und sexistisches statt kluges und geschlechtersensibles Design zu finden. Daher sollte Letzteres gesucht und ausgezeichnet werden. Der Gender Design Award wurde an die Unternehmen THINX und Mindshare Denmark verliehen. Mit THINX und Mindshare Denmark ist es dem iGDN gelungen, zwei interessante Positiv-Beispiele aufzufindig zu machen.

THINX gewann den Preis in der Kategorie

Evolution. Das Unternehmen stellt Menstruations-Slips her und trägt mit der gegründeten Stiftung „Global Girls Club“ zur Menstruationsaufklärung bei. „Ein Unternehmen von Frauen für Frauen, dessen Produkte, Erscheinungsbild und Kommunikationsmittel nicht nur kompromisslos gendersensibel, sozial und nachhaltig, sondern auch innovativ, provokativ und gestalterisch exzellent umgesetzt sind“ (iGDA Jury Begründung).

Mindshare Denmark gewannen mit ihrer Image_Hack-Kampagne den Revolution-Preis. In Kooperation mit dem Unternehmen Dove hackte sich Mindshare Denmark in die Fotoplattform Shutterstock, um die Suchergebnisse unter bestimmten Tags von unrealistischen und objektivierenden Darstellungen von Frauen zu authentischen zu verändern. „Die Aktion, einen sehr mächtigen, globalen Anbieter lizenzierter Bilder und Videos legal zu infiltrieren, bildet eine kluge Grundlage für die Gestaltung gender-sensibler Werbung. Hinzu kommt, dass nicht nur die Fotos selbst, sondern bereits deren tagging empathisch und scharfsinnig designt sind“ (iGDA Jury Begründung).

Es war eine interessante und abwechslungsreiche Preisverleihung, bei der nicht nur die Ideen der PreisträgerInnen und der Ort der Veranstaltung für Anregung sorgten. Sogar Versprecher der Jury wie „Gensibilisierung“ könnten Impulse zur Kreativität geben und damit – wer weiß – neue Hashtag-Lawinen und weitere „gensible“ Designideen hervorbringen.

(Anne-Marie Engler)

Kontakt und Information
<http://iphigenia.genderdesign.org/index.html>

Neue Netzwerk-Studie zu Intersexualität in NRW

Der Projektbericht „Intersexualität in NRW. Eine qualitative Untersuchung der Gesundheitsversorgung von zwischengeschlechtlichen Kindern in Nordrhein-Westfalen“ von Anike Krämer und Katja Sabisch präsentiert die Ergebnisse des gleichnamigen Forschungsprojekts, welches vom 04.02.2015 bis 28.02.2017 aus Mitteln des Landeszenentrums Gesundheit Nordrhein-Westfalen (LZG.NRW) gefördert wurde, und diskutiert sie vor dem Hintergrund aktueller (gesundheits)politischer Entwicklungen.

Die Studie ist im Bereich der qualitativen Versorgungsforschung angesiedelt. Gute gesundheitliche Versorgung fußt dabei auf einem mehrdimensionalen Konzept. Neben der Prävention oder Heilung einer Krankheit sollten ebenso die psychischen und sozialen Aspekte berücksichtigt werden, die mit spezifischen Diagnosen einhergehen können. So sind bei einem Inter*-Befund vielfältige Faktoren für eine bedarfsgerechte Gesundheitsversorgung zu beachten. Für die Untersuchung der Versorgungssituation intersexuell geborener Kinder in Nordrhein-Westfalen bedeutet dies, dass vor allem zwei Dimensionen gesundheitlicher Versorgung



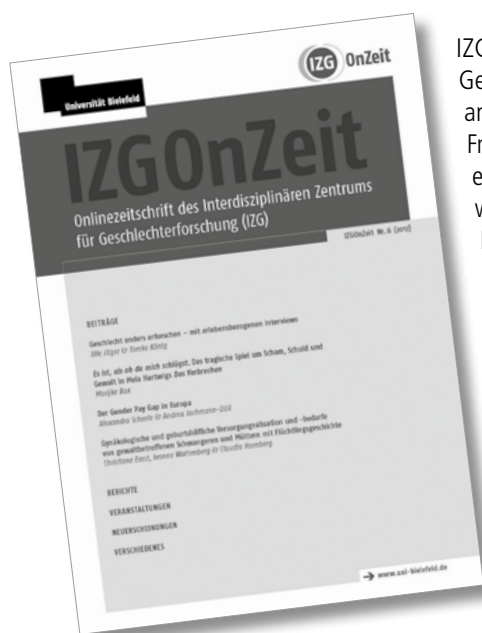
betrachtet werden müssen: Zum einen die medizinische Versorgung in Krankenhäusern und Kliniken und zum anderen die weitergehende Unterstützung der Eltern sowie deren Kinder bei der Bewältigung alltagsrelevanter Situationen und der Auseinandersetzung mit der Diagnose.

Kontakt und Information

Anike Krämer, M. A.
anike.kraemer@rub.de

Prof. Dr. Katja Sabisch
katja.sabisch@rub.de

Online-Zeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Geschlechterforschung (IZG)



IZGOnZeit ist die Onlinezeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Geschlechterforschung (IZG) der Universität Bielefeld. Gerichtet ist sie an Leser_innen, die sich in den unterschiedlichsten Kontexten mit Fragen der Geschlechterforschung beschäftigen. IZGOnZeit bietet eine Plattform zur Veröffentlichung wissenschaftlicher Beiträge sowie aktueller Informationen über Aktivitäten und praxisorientierte Entwicklungen im Bereich der Geschlechterforschung an der Universität Bielefeld und darüber hinaus. Hier gibt es zudem Raum für Beiträge mit Bezug zur Gleichstellungsarbeit. Auftrag und Ziel von IZGOnZeit ist es zudem, den Diskurs über Gleichstellung in der Gesellschaft zu reflektieren und zugleich einen Beitrag zur Weiterentwicklung der Diskussion zu leisten. Gezielte Kompetenzvermittlung durch Gender Studies ist in diesem Zusammenhang ein wichtiges Anliegen.

IZGOnZeit setzt die bewährte Veröffentlichungstradition des Zentrums für Geschlechterforschung der Universität Bielefeld in einem innovativen Format fort. Die Onlinezeitschrift (bis 2016 IFFOnZeit) geht hervor aus der „Zeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung“,

bekannt unter dem Namen IFF-Info. Das seit über 30 Jahren erfolgreiche Publikationsorgan informiert als Onlinezeitschrift weiterhin über wissenschaftliche und praxisorientierte Entwicklungen in der Geschlechterforschung.

Ein Medium wie die IZGOnZeit lebt von den Beiträgen, Anregungen und Kommentaren der Leser_innen. Deshalb möchten wir Sie zur Mitgestaltung unserer Onlinezeitschrift einladen. Wir freuen uns auf Ihre Beiträge und Reaktionen!

Unter folgendem link finden Sie die komplette Ausgabe sowie alle einzelnen Artikel:

🌐 www.izgonzeit.de

Kontakt und Information

Dr. Birgitta Wrede
Interdisziplinäres Zentrum für
Geschlechterforschung (IZG)
Universität Bielefeld
birgitta.wrede@uni-
bielefeld.de

Netzwerk Gender und Diversity in der Lehre

Am 24. November 2017 fand das Treffen des „Netzwerk Gender und Diversity in der Lehre“ an der Freien Universität Berlin statt. Das im November 2016 neu gegründete Netzwerk ist ein autonomes Netzwerk von Personen, die strategisch und/oder operativ im Bereich Gender und Diversity in der Hochschullehre arbeiten, sich untereinander vernetzen und kontinuierlich zusammenarbeiten wollen. Weitere Informationen zum Netzwerk werden in Kürze auf folgender Website zur Verfügung gestellt:

🌐 www.netzwerk-gender-diversity-lehre.de

Am 16. Februar 2018 wird das nächste Netzwerktreffen an der Fachhochschule Hannover sein. Gerahmt wird es durch die Tagung „Gender und Diversität in der Lehre an Fachhochschulen“, die am Vortag stattfinden wird. Weitere Informationen zur Tagung finden sich hier:

🌐 <https://f2.hs-hannover.de/organisation/labore/gender-mint/aktuelles/sys/2017/call-for-papers-tagung-gender-und-diversitaet-in-der-lehre-an-fachhochschulen/index.html>

(Jeremia Herrmann)

Kontakt und Information

Dr. Lisa Mense
lisa.mense@netzwerk-fgf.
nrw.de

Stephanie Sera
stephanie.sera@uni-due.de

Vereinbarkeit von Familie und akademischer Karriere – Die Arbeit an der Universität muss man sich leisten können

Die Herausforderungen der Vereinbarkeit von Beruf und Familie sind für berufstätige Eltern ständige Begleiter. Zum einen besteht die Frage nach der Betreuung der Kinder, insbesondere wenn ein Elternteil beruflich nicht für zwei bis drei Jahre pausieren möchte. Fehlende KiTa-Plätze, die Unflexibilität des Systems (das KiTa- oder KiGa-Jahr beginnt meistens im August), Anmeldefristen (häufig ist eine Anmeldung des Kindes vor der Geburt notwendig) und die hohen Kosten für eine U2-Betreuung sind nur einige Punkte, mit denen sich werdende Eltern auseinandersetzen müssen. Zum anderen bedeutet Vereinbarkeit von Familie und Beruf auch die Frage nach den finanziellen Möglichkeiten und Gegebenheiten.

Im Vorwort des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) heißt es: „Das Elterngeld steht für eine neue Familienpolitik in Deutschland, die sich daran orientiert, wie junge Paare heute wirklich leben.“ Die Realität von jungen Familien ist jedoch so unterschiedlich und individuell, wie ihre Kinder es sind. Im Standardfall bekommt das Elternteil, das zu Hause den Nachwuchs versorgt, im ersten Jahr Elternzeit 67 Prozent des persönlichen steuerpflichtigen Erwerbseinkommens der letzten zwölf Kalendermonate vor der Geburt des Kindes. Hingegen zählen Entgeltersatzleistungen (zum Beispiel Arbeitslosengeld, Gründungszuschuss, Kurzarbeitergeld, Krankengeld, Renten), Stipendien, BAföG oder Arbeitslosengeld 2 nicht zum Erwerbseinkommen, heißt es beim BMFSFJ.

Die Vereinbarkeit einer universitären Karriere und Familie stellt junge Familien vor ganz neue Herausforderungen. Wie häufig wird Frauen suggeriert, dass sich die Phase der Doktorarbeit hervorragend dafür eignet, Kinder zu bekommen, denn „Frau wird ja auch nicht jünger und wann ist man zeitlich mal wieder so flexibel?“. Auch wenn Doktoranden/innen in Teilen eine gewisse zeitliche Flexibilität unterstellt werden kann, ist eine monetäre Absicherung an der Universität nur einem ausgewählten Kreis vorbehalten. Hochschulen leben von Zeitverträgen, Halbtagsstellen und Stipendien. Wenn zum Beispiel eine Stipendiatin (Doktorandin/Postdoktorandin etc.) ein Kind bekommt und sich für eine Elternzeit entscheidet, erhält sie lediglich einen Sockelbetrag von 300 Euro Elterngeld im Monat, denn Stipendien, egal in welcher Höhe, zählen nicht zum Erwerbseinkommen. Im Mutterschutz haben Stipendiatinnen keinen Anspruch auf finanzielle Unterstützung, da sie keinen Arbeitgeber haben. Diese Regelungen zwingen gut ausgebildete Frauen in eine finanzielle Abhängigkeit, sei es vom Partner, der Familie oder dem Staat. Wie kann man in dem Fall von Vereinbarkeit von Familie und Beruf sprechen?

Hochschulen werben mit spezifischen Programmen für Frauen, um sie für eine akademische Laufbahn zu gewinnen, und mit ihrer Familienfreundlichkeit durch die Schaffung von hochschuleignen KiTas. Die Bemühungen der Hochschulen scheinen Wirkung zu zeigen. Nach dem statistischen Bundesamt (Destatis) stieg die Zahl der Professorinnen im Zeitraum zwischen 2005 und 2015 von 14 Prozent auf 23 Prozent. 2015 lehrten und forschten insgesamt 46.310 Professor/innen an deutschen Hochschulen und Hochschulkliniken, von denen 35.809 männlich und 10.501 weiblich waren. Mit der Professur wird eine finanzielle Absicherung gewährleistet, aber der Weg bis zur Professur ist lang, steinig und geprägt von Unsicherheiten. Und ist es nicht diese Zeit, in der Nachwuchswissenschaftler/innen finanziell besser unterstützt und abgesichert werden müssen, um ein familienfreundliches Umfeld an Hochschulen zu schaffen?

Die Aussage: „Die Arbeit an der Uni muss man sich leisten können“ ist eine der treffendsten, die man zu diesem Thema formulieren kann.

(Alina Bergedieck)

Kontakt und Information

Alina L. Bergedieck, M. A.
Forschungsstipendiatin
Gerda Henkel Stiftung
Institute for International Law
of Peace and Armed Conflict
(IFHV)
Ruhr-Universität Bochum
Massenbergstraße 9b
44787 Bochum
Tel.: (0234) 3227727
alina.l.beckmann@rub.de

Personalia

Prof. Dr. Katja Sabisch ist neue Sprecherin des Netzwerks FGF

Mit der Jahrestagung des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW im Oktober übergab Prof. Dr. Anne Schlüter, Professorin für Weiterbildung und Frauenbildung an der Universität Duisburg-Essen, offiziell das Amt als Sprecherin an Prof. Dr. Katja Sabisch, Professorin für Gender Studies an der Ruhr-Universität Bochum. Sabisch, deren Schwerpunkt im Bereich der Wissenssoziologie liegt und die unter anderem zu Medizin und Geschlecht sowie der Diskursgeschichte der Geschlechterungleichheit forscht, sieht ihre Aufgabe als Sprecherin darin, Wissenschaftler_innen miteinander ins Gespräch zu bringen und als Netzwerk Themen zu (be)setzen.



Kontakt und Information
Prof. Dr. Katja Sabisch
katja.sabisch@rub.de

Prof. Dr. Diana Lengersdorf



Stellvertretende Sprecherin des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Mit Prof. Dr. Katja Sabisch wurde in diesem Jahr nicht nur eine neue Sprecherin des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW gewählt. Erstmals wird deren Arbeit durch eine Stellvertreterin unterstützt. Diese Aufgaben übernimmt Prof. Dr. Diana Lengersdorf, die bereits seit vielen Jahren Mitglied und Beirätin des Netzwerks ist.

Preisträgerin des Zukunftspreises der Universität zu Köln

In diesem Jahr wurde Prof. Dr. Diana Lengersdorf mit dem Leo-Spitzer-Preis für NachwuchswissenschaftlerInnen ausgezeichnet. Der Forschungspreis, der mit 48 000 Euro pro Jahr für die Dauer von zwei Jahren sowie einer Fakultätspauschale in Höhe von 25 Prozent der Fördersumme ausgestattet ist, ist Teil des Förderprogramms für Spitzenforschung der Universität zu Köln (ERSP – Excellent Research Support Program). Das Programm soll Impulse für mehr akademische Freiheit und größere Forschungsflexibilität bieten. Der Preis wird an herausragende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verliehen. Lengersdorf erhält ihn für ihre Arbeit im Spannungsfeld von Geschlecht, Technik und Organisation.

Neue Netzwerkprofessorin für Geschlechtersoziologie an der Universität Bielefeld

Prof. Dr. Diana Lengersdorf hat seit dem Wintersemester 2017/18 die Genderprofessur „Geschlechtersoziologie“ an der Universität Bielefeld inne. Sie studierte Soziologie, Psychologie und Volkswirtschaftslehre an der RWTH Aachen und promovierte 2011 an der Fakultät für Erziehungswissenschaft und Soziologie der TU Dortmund. Von 2013 bis 2017 war sie Juniorprofessorin für „Geschlecht, Technik und Organisation“ an der Universität zu Köln und begleitete aktiv die Entwicklung der „Gender Studies in Köln“ (GeStiK). Weitere berufliche Stationen waren unter anderem eine Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Essener Kolleg für Geschlechterforschung und am Institut für Soziologie der TU Dortmund im Lehr- und Forschungsbereich „Soziologie der Geschlechterverhältnisse“. Diana Lengersdorfs Forschungsinteressen liegen zum einen im Bereich der Männlichkeitenforschung (Critical Men's Studies), zum anderen in der soziologischen Arbeits- und Organisationsforschung sowie den Science & Technology Studies. In den vergangenen Jahren beschäftigte sie sich vorwiegend mit Fragen zum Wandel von Erwerbsarbeit und dem damit einhergehenden Wandel von Männlichkeiten und Vaterschaft.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Diana Lengersdorf
diana.lengersdorf@uni-bielefeld.de

Dr. Lisa Mense ist stellvertretende Leiterin der KoFo des Netzwerks

Seit dem 1. September 2017 verstärkt Dr. Lisa Mense das Team der Koordinations- und Forschungsstelle (KoFo) des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW an der Universität Duisburg-Essen (UDE). Als stellvertretende Koordinatorin und wissenschaftliche Mitarbeiterin der KoFo zählt die Erstellung des Gender-Reports 2019 über die Geschlechter(un)gerechtigkeit an nordrhein-westfälischen Hochschulen zu den Arbeitsschwerpunkten der promovierten Sozialwissenschaftlerin. Zuvor war Lisa Mense zwölf Jahre als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Gleichstellungsbüro der UDE tätig und bekleidete in den letzten fünf Jahren zudem das Amt der stellvertretenden Gleichstellungsbeauftragten. Während ihrer Tätigkeit im Gleichstellungsbereich war Lisa Mense ebenfalls in der Geschlechterforschung aktiv: So ist sie seit dem Jahr 2002 Mitglied des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW, war von 2012 bis zu ihrem aktuellen Wechsel in die KoFo wissenschaftliche Beirätin im Netzwerk, ist Mitglied im Essener Kolleg für Geschlechterforschung an der UDE und seit 2016 Sektionsrätin der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Darüber hinaus ist sie Lehrbeauftragte an der Universität mit einem Schwerpunkt in den Gender und Queer Studies und engagiert sich im bundesweiten Netzwerk Gender und Diversity in der Lehre.



Kontakt und Information

Dr. Lisa Mense
lisa.mense@netzwerk-fgf.nrw.de

Dr. Birgitta Wrede erneut zur Sprecherin der KEG gewählt



Die diesjährige Arbeitstagung der KEG fand im Vorfeld der ersten gemeinsamen Tagung der Fachgesellschaften für Geschlechterforschung/-studien aus Deutschland, Österreich und der Schweiz an der Universität zu Köln statt. Die immer aktuellen Fragen auf den Tagungen der KEG beziehen sich auf die wichtigen Strukturen und Institutionen der Gender Studies: die Zentren, die Studiengänge und weitere Institutionalisierungsformen. Das Programm gab Raum für innovative Themen, die strukturelle Veränderungen der Wissenschaftspraxis und Hochschulentwicklung aufgriffen (z.B. Open Digital Science), aber auch für wiederkehrende Anliegen (wie Diversity-Politiken und didaktische Anliegen) sowie für die Fortsetzung von im Rahmen der KEG verbindlich gewordenen Zusammenhängen (z.B. fachlich orientierte Arbeitsgruppen).

Dr. Birgitta Wrede vom Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung (IZG), Universität Bielefeld, und langjähriges Mitglied im Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW, ist gemeinsam mit Dr. Ilona Pache vom Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG), HU Berlin, erneut zur Sprecherin der KEG für Deutschland gewählt worden.

Kontakt und Information

Dr. Birgitta Wrede
Universität Bielefeld
Interdisziplinäres Zentrum für
Geschlechterforschung (IZG)
Tel.: (0521) 106-4472
birgitta.wrede@uni-bielefeld.de
www.uni-bielefeld.de/IZG

Prof. Dr. Maria Wersig ist neue Präsidentin des Deutschen Juristinnenbundes

Prof. Dr. Maria Wersig, Hochschullehrerin, Fachhochschule Dortmund, und Mitglied im Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW, wurde im Rahmen der Mitgliederversammlung auf dem 42. Kongress des Deutschen Juristinnenbundes (djb) vom 21. bis 24. September 2017 in Stuttgart zur Präsidentin gewählt. In den letzten vier Jahren war sie Vorsitzende der Kommission Recht der sozialen Sicherung, Familienlastenausgleich und damit Mitglied des Bundesvorstands. Sie folgt nun der Präsidentin des Landgerichts Ramona Pisal, die den djb seit 2011 leitete und



deren Amtszeit satzungsgemäß nicht mehr verlängert werden konnte. Zu Vizepräsidentinnen wurden Oriana Corzilius, Bundesbankrätin, Frankfurt am Main, für eine zweite Amtszeit und erstmals Claudia Zimmermann-Schwartz, Ministerialdirigentin a.D., Düsseldorf, gewählt. Der Deutsche Juristinnenbund e.V. wurde 1948 in Dortmund gegründet und versteht sich als Nachfolger des Deutschen Juristinnenvereins. Der Zusammenschluss von Juristinnen, Volks- und Betriebswirtinnen widmet sich unabhängig, überparteilich und überkonfessionell der Fortentwicklung des Rechts und der Verwirklichung der Gleichberechtigung und Gleichstellung der Frau in allen gesellschaftlichen Bereichen.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Maria Wersig
Fachhochschule Dortmund
Fachbereich Angewandte
Sozialwissenschaften
Emil-Figge-Straße 44
44227 Dortmund-Barop
maria.wersig@fh-dortmund.de

Prof. Dr. Heidemarie Winkel zum Senior Research Associate in Cambridge ernannt

Heidemarie Winkel, Professorin für Soziologie an der Universität Bielefeld, ist im Oktober 2017 zum Senior Research Associate am St. Edmund's Collge der Universität Cambridge ernannt worden:

🌐 <https://www.vhi.st-edmunds.cam.ac.uk/directory/winkel>.

Die Zusammenarbeit entstand im letzten Jahr anlässlich einer gemeinsamen, vom DAAD finanzierten Konferenz zu *European Migration and Refugee Crisis: Contested Politics of Social Integration and Identity* am Von Hugel Institute.



Kontakt und Information

Prof.in Dr.in Heidemarie Winkel
Universität Bielefeld
Professur für Soziologie
Universitätsstraße 25
33615 Bielefeld
Tel.: (0521) 106-3816
heidemarie.winkel@uni-bielefeld.de



Prof. Dr. Bettina Franzke ist Expertin für die interkulturelle Öffnung von Kommunalverwaltungen

Einige Bundesländer haben die interkulturelle Öffnung des öffentlichen Dienstes als erstrebenswertes Ziel gesetzlich verankert. So wird beispielsweise im Teilhabe- und Integrationsgesetz von Nordrhein-Westfalen der Anspruch genannt, dass im Umgang mit kultureller Diversität geschulte Staatsbedienstete das friedvolle Zusammenleben fördern sollen. Was Verwaltungsarbeit interkulturell kompetent macht und wie sie sich in einer Einwanderungsgesellschaft gestaltet, ist hochgradig erklärungsbedürftig und erschließt

sich nicht automatisch. Es stellen sich die Fragen:

- Was genau sind interkulturelle Kompetenzen in der Verwaltung?
- Wie zeigen sie sich im Kontakt mit Bürgerinnen und Bürgern?
- Lassen sie sich trainieren und, wenn ja, wie?
- Bringen Beschäftigte mit Migrationshintergrund mehr interkulturelle Kompetenz in die Behörden?
- Wie gestaltet sich interkulturelle Teamarbeit in einer Kommunalverwaltung?

All diese Fragen wurden an Professorin Dr. Bettina Franzke adressiert, Professorin für Interkulturelle Kompetenzen sowie Diversity-Management an der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung NRW, Abteilung Köln. Das Expertinneninterview findet sich unter:

🌐 www.professor-franzke.de/pdf/Franzke-Experteninterview-Die-interkulturelle-Oeffnung-von-Kommunalverwaltungen.pdf

Kontakt und Information

Prof. Dr. Bettina Franzke
Professur für Interkulturelle
Kompetenzen und
Diversity-Management
Fachhochschule für öffentliche
Verwaltung NRW
Erna-Scheffler-Straße 4
51103 Köln
bettina.franzke@fhoev.nrw.de
www.professor-franzke.de



Prof. Dr. Friederike Kuster übernimmt Gastprofessur für Geschlechterforschung an der Universität Konstanz

Im Wintersemester 2017/18 übernimmt Prof. Dr. Friederike Kuster, apl. Professorin im Fach Philosophie an der Bergischen Universität Wuppertal (BU), die Gastprofessur für Geschlechterforschung am Fachbereich Philosophie der Uni Konstanz. Nach ihrem Studium der Philosophie, Theologie und Gesellschaftswissenschaften in München, Bochum und Wuppertal und ihrer Promotion 1990 war Kuster DFG-Postdoc-Stipendiatin des Graduiertenkollegs „Phänomenologie und Hermeneutik“. 2004 vertrat sie die Professur Ästhetik und Kulturphilosophie in Wuppertal und kehrte nach ihrer Habilitation und einigen Jahren als Oberassistentin an der Universität Siegen schließlich an die BU zurück, wo sie von 2008 bis 2010 die Vertretung der Professur für Praktische Philosophie innehatte.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Friederike Kuster
kuster@uni-wuppertal.de

Prof. Dr. Claudia Hornberg ist Gründungsdekanin der Medizinischen Fakultät Bielefeld

Als Inhaberin der Professur für „Biologische und ökologische Grundlagen der Gesundheitswissenschaften unter besonderer Berücksichtigung geschlechtsspezifischer Aspekte“ an der Universität Bielefeld ist Prof. Dr. Claudia Hornberg maßgeblich an der Einrichtung einer Medizinischen Fakultät in Bielefeld beteiligt. Die Netzwerkprofessorin, die zugleich Fachärztin für Hygiene und Umweltmedizin, Zusatzbezeichnung Umweltmedizin, ist, forscht unter anderem zur Identifikation von Umwelteinflüssen auf den Menschen unter besonderer Berücksichtigung alters-, geschlechts- und sozialspezifischer Parameter, zu Gender, Umwelt und Gesundheit sowie der geschlechtsdifferenzierten Verteilung von gesundheitsrelevanten Umweltbelastungen. Mit der Gründung einer Medizinischen Fakultät, die von der nordrhein-westfälischen Landesregierung gefördert wird, soll auch dem Mangel an Ärztinnen und Ärzten im ländlichen Raum entgegengewirkt werden.



Kontakt und Information

Prof. Dr. Claudia Hornberg
claudia.hornberg@uni-bielefeld.de

Prof. Dr. Katrin Marcus begleitet Frauen auf ihrem Weg an der Hochschule



Mein Name ist Katrin Marcus. Ich habe in Bochum an der Ruhr-Universität Biochemie studiert. Nach einjähriger Postdoc-Phase, Juniorprofessur für „Proteomics“ und W2-Professur für „Funktionelle Proteomik“ leite ich seit März 2014 das Medizinische Proteom-Center an der Medizinischen Fakultät der RUB. Meine Forschungsschwerpunkte sind neurodegenerative und neuromuskuläre Erkrankungen. In Kooperationen mit vielen Partnern arbeiten wir gemeinsam an der Erforschung der molekularen Ursachen der Erkrankungen sowie an der Identifizierung von Proteinbiomarkern, die z.B. eine (verbesserte) Krankheitsdiagnose erlauben.

Neben meinen wissenschaftlichen Interessen schlägt mein Herz für die Unterstützung von Frauen in der Wissenschaft/an der Hochschule. Seit mehr als zehn Jahren bin ich daher Gleichstellungsbeauftragte der Medizinischen Fakultät und Mentorin in verschiedenen Mentoringprogrammen der RUB. In enger Kooperation mit der Stabsstelle Interne Fortbildung und Beratung (IFB) der RUB habe ich zwei Mentoringprogramme für WissenschaftlerINNEN entwickelt (m2@RUB und BioMed), die bedarfsorientiert auf die spezifischen Anforderungen von Ärztinnen und promovierten Wissenschaftlerinnen in der Medizin und Biologie zugeschnitten sind und seit mehreren Jahren erfolgreich durchgeführt werden.

Vor einem Jahr habe ich mir einen persönlichen Traum erfüllt und eine Ausbildung zur Business-Coach an der Akademie der RUB begonnen, die ich im Juni 2017 erfolgreich abschließen konnte. Während der sehr spannenden Ausbildung habe ich sehr viel zu den unterschiedlichen Techniken, die zu einem erfolgreichen Coaching beitragen, aber auch über mich selbst lernen dürfen. Ich bin davon überzeugt, dass Coaching ein sehr wertvolles Werkzeug ist, das auf dem Karriereweg durch den Hochschulschlingel bei den verschiedensten Fragestellungen schnell für Klarheit sorgen kann. Im September 2017 habe ich mich daher mit „km/h Katrin Marcus Hochschulcoaching“ nebenberuflich selbstständig gemacht und möchte zukünftig vor allem Frauen auf ihrem Weg an der Hochschule begleiten und unterstützen.

Weiterführende Informationen zu mir, Mentoring an der RUB und km/h Hochschulcoaching finden Sie hier: https://www.rub.de/mentoring/interdisziplinäres_mentoring/

Kontakt und Information

Prof. Dr. Katrin Marcus
Medizinisches Proteom-Center
Ruhr-Universität Bochum
Universitätsstraße 150
44801 Bochum
Tel.: (0234) 32 28444
katrin.marcus@rub.de

„km/h Katrin Marcus
Hochschulcoaching“
<http://kmh-coaching.de/>
Tel.: (0176) 34430208
erfolg@kmh-coaching.de

Prof.'in Dr. Antje Langer ist Professorin für Schulpädagogik mit dem Schwerpunkt Geschlechterforschung an der Universität Paderborn



Antje Langer ist seit Oktober 2017 Professorin für Schulpädagogik mit dem Schwerpunkt Geschlechterforschung am Institut für Erziehungswissenschaft der Fakultät für Kulturwissenschaften an der Universität Paderborn. Mit der Professur übernimmt sie auch die wissenschaftliche Leitung des Zentrums für Geschlechterstudien/ Gender Studies an der Universität Paderborn.

Nach einem Studium der Erziehungs- und Gesellschaftswissenschaften an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main arbeitete sie dort von 2002 bis 2015 als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Allgemeine Erziehungswissenschaft. Darüber hinaus absolvierte sie Lehraufträge an der Justus-Liebig-Universität Gießen sowie an der Pädagogischen Hochschule Nordwestschweiz.

2007 promovierte sich Antje Langer mit dem Thema „Disziplinieren und entspannen. Diskursanalytisch orientierte Ethnographie zum Einsatz des Körpers in der Schule“. Vor dem Ruf an die Universität Paderborn war sie dort bereits Juniorprofessorin für Erziehungswissenschaft: Bildung, Geschlecht, Gesellschaft. Ihre Schwerpunkte liegen in den Bereichen Geschlechterforschung und Geschlechtertheorie, gesellschaftliche Bedingungen des Aufwachsens, Jugendforschung, Körperlichkeit, Sexualität, Sexualpädagogik, Machtverhältnisse in pädagogischen Institutionen, Methodologie und Methoden, insbesondere in der Diskursanalyse und der Ethnografie.

Kontakt und Information

Prof.'in Dr. Antje Langer
Universität Paderborn
Fakultät für Kulturwissenschaften
Institut für Erziehungswissenschaft
Warburger Straße 100
33098 Paderborn
Tel.: (05251) 60-3598
antje.langer@uni-paderborn.de

Projekte stellen sich vor

Jennifer Dahmen, Andrea Wolfram BMBF-Projekt zum Einfluss von Netzwerken auf die Karrierechancen von promovierten Wissenschaftlerinnen im MINT-Bereich gestartet

Zum 1. November 2017 ist an der RWTH Aachen das Forschungsprojekt „Gender Bias in den Karriereverläufen von Frauen in den Ingenieurwissenschaften und der Informationstechnik durch informelle Förderbeziehungen und Netzwerke (GenderNetz)“ gestartet. Es wird im Rahmen des BMBF-Förderbereiches „Strategien zur Durchsetzung von Chancengleichheit für Frauen in Bildung und Forschung“ für drei Jahre gefördert.

Ein zentrales Ziel des Projektes besteht darin, Erkenntnisse über die mikropolitischen Strukturen und Prozesse in Netzwerken zu gewinnen und auf ihren Gender Bias hin zu analysieren. Die forschungsleitende Annahme ist, dass insbesondere in der Mikropolitik informeller Netzwerke ein wesentlicher Mechanismus zu suchen ist, der die Diskontinuität in den Karriereverläufen von hochqualifizierten Frauen (mit seiner fachspezifischen Ausprägung im MINT-Sektor) zu großen Teilen erklären kann. Dabei ist zudem davon auszugehen, dass dieser Mechanismus durch strukturelle und individuelle Faktoren moderiert wird.

Die Vorgehensweise von GenderNetz gliedert sich in einen forschungsbezogenen und einen transferbezogenen Projektteil. Im forschungsbezogenen Abschnitt stehen qualitative Interviews mit der Zielgruppe promovierter Nachwuchswissenschaftlerinnen aus den Ingenieurwissenschaften und der Informatik im Vordergrund. Ergänzend hierzu werden Fokusgruppendifkussionen mit sogenannten Change und Transfer Agents¹ in Hochschulen und Industrieunternehmen sowie Einzelinterviews mit Gatekeepern durchgeführt. Durch die Integration von Gatekeepern und Transfer Agents sollen aus den MINT-Disziplinen kommende und auf die Wissenschafts-/Fachkultur abzielende Veränderungsimpulse gegeben werden, um so eine Arbeitsumgebung zu schaffen, die es MINT-Wissenschaftlerinnen ermöglicht, den technologischen und digitalen Wandel bis in die Spitzenpositionen von Wissenschaft, Forschung und Unternehmen mitzugestalten.

Im Rahmen des transferbezogenen Projektzieles liegt der Schwerpunkt auf der Rückkoppelung der Ergebnisse in die beteiligten Institutionen und darüber hinaus. Der hier fokussierte Forschungs-Praxis-Wissens-transfer soll darüber gewährleistet werden, dass die jeweiligen Personengruppen (Change und Transfer Agents sowie Gatekeeper) in die gesamte Laufzeit des Vorhabens eingebunden sind – insbesondere frühzeitig und in beratender Form in die Forschungskonzeption und -durchführung sowie nachfolgend in die Forschungsergebnis-Transferphase als Kommunikations- und KooperationspartnerInnen. Hinter dem Ansatz einer intensiven Wissenschafts-/Praxiskommunikation und -kooperation steht die Idee, bereits vorhandene Maßnahmen zur Förderung der Chancengleichheit von Frauen und Männern in Wissenschaft und Forschung kontextspezifisch weiterentwickeln zu können. Damit soll zum übergreifenden Ziel beigetragen werden, das Potenzial der hochqualifizierten Nachwuchskräfte in die Innovationskultur von Hochschulen und Industrie umfassend einzubinden.

¹ Das Konzept der Transfer Agents wurde im GenderTime-Projekt eingesetzt und bezeichnet Personen, die qua ihrer institutionellen Position in der Lage sind, neues Wissen in ihre Organisation hineinzutragen, und die bestenfalls auch zur Anwendung desselben beitragen können (siehe hierzu auch Thaler, Anita (2016): *Learning Organisations in Science and Research: The Role of Transfer Agents in Gender Equality Change Processes*. Graz: IFZ Eigenverlag. Download: http://www.ifz.at/eng/Media/Dateien/Downloads-IFZ/Publikationen/Learning-Organisations-Transfer-Agents_Thaler-2016).

Kontakt und Information

Dipl.-Soz.Wiss. Jennifer Dahmen
RWTH Aachen
Institut für Soziologie
Eilfschornsteinstraße 7
52056 Aachen
jdahmen@soziologie.rwth-aachen.de

Dr. Andrea Wolfram
RWTH Aachen
Institut für Soziologie
Eilfschornsteinstraße 7
52056 Aachen
awolfram@soziologie.rwth-aachen.de

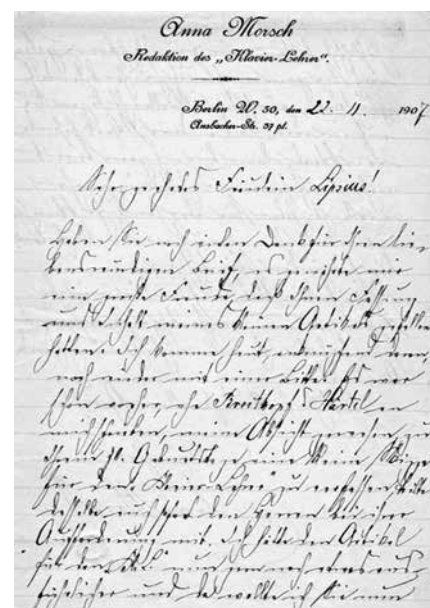
Sigrid Nieberle, Irina Freihold, Anna Maria Olivari Aufbruch in die Moderne (1890–1960): Gender Studies in der interdisziplinären Musikliteraturforschung

Am Institut für deutsche Sprache und Literatur der TU Dortmund läuft seit Juli 2017 das von der Mariann Steegmann Foundation finanzierte Forschungsprojekt *Aufbruch in die Moderne (1890–1960): Gender Studies in der interdisziplinären Musikliteraturforschung*. Die Laufzeit beträgt drei Jahre. Das Erkenntnisinteresse des Projekts setzt an der Tradition der frühen Erwerbsbiografien von Musikerinnen und Autorinnen im 19. Jahrhundert an, die für das Klavier und den Gesang ausgebildet wurden und sich später entgegen ihrer ursprünglichen Pläne für die Literatur als Berufsfeld entschieden haben. Sie prägten, wie ihre Autorenkollegen auch, maßgeblich die diskursive Verknüpfung von Musik und Gender im Kulturbetrieb. Im Mittelpunkt des Projekts stehen heute weitestgehend unbekannte Musikschrift-

stellerinnen wie Anna Benfey-Schuppe (1830–1903), Auguste Götze (1840–1908), Catharina Haaß (1844–1916), Anna Morsch (1841–1916), Annie Neumann-Hofer (1867 bis nach 1905), Margarethe Quidde (1858–1940), Clara Faißt (1872–1948), Annette Kolb (1870–1967) und Aline Valangin (1889–1986). Jede dieser genannten Frauen hat eine fundierte musikalische Ausbildung: Einige von ihnen waren als Komponistinnen tätig (Benfey-Schuppe, Haaß, Faißt), andere waren Musikpädagoginnen (Götze, Haaß, Morsch), Musikhistorikerinnen (Morsch), Pianistinnen (Haaß, Neumann-Hofer, Quidde, Kolb, Valangin) oder auch Sängerinnen (Götze, Haaß).

Leitfragen bei den Archivrecherchen gelten dem komplexen Prozess, sich als Autorin im deutschsprachigen Kulturbetrieb etablieren zu können. Hierzu sollen Voraussetzungen, Motivation, Mobilität und ökonomische Daten genauer in den Blick genommen werden. Bei der Erfassung und Analyse des Werks besteht das Erkenntnisinteresse darin zu erkunden, in welcher Frequenz und mit welchen Textgenres diese Autorinnen zum musikliterarischen Diskurs – in der Belletristik, im Musikjournalismus und der pädagogischen Literatur – beigetragen haben.

Mit ihrer musikalischen wie literarischen Praxis gestalteten diese Autorinnen spezifische Vorstellungen von Ästhetik und Bildung in ihrer Zeit. Die verpönte ‚Sittenlosigkeit‘ der breitbeinig sitzenden Cellistin ist nur das bekannteste Beispiel einer geschlechtsspezifisch restriktiven Musikpraxis, die mittlerweile überwunden wurde. In Rahmen des Projekts werden Essays, Novellen, Romane, Dramen und journalistische Texte auf ihren Beitrag zur ästhetischen Kommunikation befragt. Damit schließt das Projekt eine Forschungslücke zwischen dem Fin de siècle und der Postmoderne, die zwischen den bereits häufiger untersuchten musikliterarischen Diskursen des 19. Jahrhunderts und den Neuansätzen nach 1960 besteht. Bisher lag der Forschungsfokus vor allem auf der kanonischen Musikliteratur – etwa von Rilke, Hesse und Thomas Mann –, die tendenziell und insbesondere im Hinblick auf die Ästhetisierung des Weiblichen eher dem romantischen Musikdiskurs verpflichtet blieb. Die Beteiligung von Autorinnen an diesen Ablösungsprozessen ist noch vollkommen unerforscht. Das Projekt liefert also darüber hinaus auch die detaillierte Analyse und Beschreibung von musikästhetisch gestalteter Geschlechterdifferenz, die zwischen wirkmächtigen späromantischen Idealen und Neuansätzen der klassischen Moderne entfaltet wurde. Über die kritische Korrektur des männlich dominierten Kanons hinaus erprobt das Projekt die Möglichkeiten und Nutzen neuer Ansätze der Genderforschung im interdisziplinären Feld der Musikliteraturforschung. Hierbei sollen vorrangig Überlegungen aus der Intersektionalitäts- und Diversitätsforschung berücksichtigt werden, um am konkreten Text zu überprüfen, welche neuen Ergebnisse interdependente Analysecluster liefern (Gender, Ethnie, Alter, Religion, soziales Umfeld u. a. m.).



Brief von Anna Morsch an Marie Lipsius (S. 1 von 2), 22.11.1907, Digitalisat des Stadtgeschichtlichen Museums Leipzig.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Sigrig Nieberle
Technische Universität
Dortmund
Fakultät für
Kulturwissenschaften
Institut für deutsche Sprache
und Literatur
Emil-Figge-Straße 50
44227 Dortmund
sigrig.nieberle@tu-dortmund.de
www.germanistik.tu-
dortmund.de
http://url.tu-dortmund.de/
nieberle

Welche Auswirkungen hat die Gebärumgebung auf die Geburt?

Klinische Studie mit dem Fokus auf den Bedürfnissen der Gebärenden

„Wenn wir mit Hilfe der Ergebnisse dieser Studie daran mitwirken können, die Zahl der Gebärenden zu erhöhen, die eine natürliche Geburt erleben, dann wäre dies wunderbar“, erklärte Dr. Rainhild Schäfers, Professorin für Hebammenwissenschaft an der Hochschule für Gesundheit (hsg) in Bochum, in Bezug auf eine im Oktober 2017 startende klinische Studie. Die Studie mit dem Kurztitel „BE-UP“ wird von Dr. Gertrud Ayerle im Institut für Gesundheits- und Pflegewissenschaften der Medizinischen Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (MLU) geleitet. Stellvertretend übernehmen Prof. Dr. Rainhild Schäfers (hsg) und Dr. Gregor Seliger (Universitätsklinikum Halle) diese Funktion. Gefördert wird die Studie mit dem Titel „Effekt der Geburtsumgebung auf den Geburtsmodus und das Wohlbefinden von Frauen am Geburtstermin: eine randomisiert kontrollierte Studie (RCT)“ bis zum Herbst 2020 vom Bundesministerium für Bildung und Forschung. Die Fördersumme beträgt 1,1 Millionen Euro.

Die Kaiserschnittquote in Deutschland liegt über der von der WHO empfohlenen Rate. In der Studie soll erforscht werden, inwiefern ein alternativ gestalteter Gebärraum Auswirkungen auf eine natürliche Geburt hat. Hierfür werden Geburten in zwölf geburtshilflichen Abteilungen in Sachsen-Anhalt, Thüringen, Sachsen, Berlin und Nordrhein-Westfalen einbezogen. Rainhild Schäfers wird insbesondere mit den teilnehmenden Kliniken in Nordrhein-Westfalen während der Studie im engen Kontakt stehen.

„Wir möchten herausbekommen, welche Auswirkungen die Gestaltung des Gebärraumes auf die gebärende Frau hat. Dafür kontrollieren wir innerhalb der Studie in zwei parallelen Studienarmen. In einem

Studienarm wird ein alternativ gestalteter Gebärraum genutzt. Das Kreißbett steht hier nicht zentral in der Mitte des Raumes und der Raum ist darüber hinaus so ausgestattet, dass der Frau möglichst viel Raum für Bewegung während der Geburt bleibt. In dem zweiten Studienarm ist die räumliche Gestaltung des Kreißsaals so wie sie für das jeweilige Krankenhaus üblich ist. In beiden Raummodellen kann jederzeit auf den gewohnten medizinischen Standard für die Sicherheit von Mutter und Kind zurückgegriffen werden“, so Schäfers.

Teilnehmerinnen der Studie sind Frauen, die am Geburtstermin ihr erstes oder ein weiteres Kind erwarten und eine natürliche Geburt anstreben. „Wir erwarten bei einer Geburt in einem Gebärraum, der mehr Selbstbestimmung zulässt, eine niedrigere Kaiserschnitttrate. Durch eine Befragung der Frauen zum Zeitpunkt der Entlassung aus der Klinik wie auch drei Monate später wollen wir außerdem herausfinden, ob sich die Gestaltung des Raumes auch auf das Wohlbefinden von Mutter und Kind nach der Geburt auswirkt“, erläuterte Schäfers. Eine gesundheitsökonomische Evaluation soll zudem Aufschluss über die Kostenwirksamkeit einer alternativ gestalteten Gebärraumgebung geben.

Ergebnisse der Studie werden im Jahr 2020 erwartet.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Rainhild Schäfers
Hochschule für Gesundheit –
University of Applied Sciences
Gesundheitscampus 6–8
44801 Bochum
Tel.: (0234) 77727-658
rainhild.schaefers@hs-
gesundheit.de

Wissenslücke zum Thema „Stillen“ schließen

Befragung von Schwangeren und Müttern startete in Herdecke und Bottrop

Ein interprofessionelles Forscher*innenteam aus Bochum und Herdecke hat Mitte September 2017 eine Befragung zum Thema Stillverhalten gestartet. In Kooperation mit den geburtshilflichen Abteilungen des Marienhospitals Bottrop und dem Gemeinschaftskrankenhaus Herdecke führt Prof. Dr. Nicola Bauer, Leiterin des Studienbereichs Hebammenwissenschaft an der Hochschule für Gesundheit (hsg) in Bochum, in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Alfred Längler von der Universität Witten/Herdecke die Befragung von Schwangeren und Müttern durch. Im Zuge dieser Studie soll der Einfluss verschiedener Klinikfaktoren auf das Stillen, die Mutter-Kind-Bindung und das psychische Wohlbefinden der Mutter untersucht werden. Das interdisziplinäre Forscher*innenteam hat der Studie den Namen „BaSti“ gegeben, der sich aus den Wörtern „babyfreundlich“ und „Stillen“ zusammensetzt.

Das Ziel der Befragung besteht darin herauszufinden, ob und inwiefern bestimmte Maßnahmen wie zum Beispiel Haut-zu-Haut-Kontakt nach der Geburt zwischen Mutter und Kind Einfluss auf das Wohlbefinden der Mutter, die Mutter-Kind-Bindung und das Stillen nehmen. „Uns liegen in Deutschland bislang nur wenige Daten zum Stillen beziehungsweise zur Ernährung des Kindes nach der Geburt vor. Diese Wissenslücke wollen wir mit dieser Forschungsarbeit schließen“, erklärte Nicola Bauer. Frauen werden im Rahmen der Studie bereits ab der 24. Schwangerschaftswoche zu ihrem psychischen Wohlbefinden befragt sowie rund drei Monate nach der Geburt ihres Kindes zur Mutter-Kind-Bindung und zum Stillverhalten.

„Die postnatale Depression ist mit 7 bis 16 Prozent die häufigste psychische Erkrankung, die mit einer Geburt einhergeht. Wir möchten mit der Forschungsarbeit unter anderem ermitteln, mit welchen Maßnahmen man dieser Erkrankung womöglich vorbeugen und außerdem die Mutter-Kind-Bindung stärken kann“, erklärte Alfred Längler, leitender Arzt der Kinderklinik am Gemeinschaftskrankenhaus Herdecke und Professor für integrative Kinder- und Jugendmedizin an der Universität Witten/Herdecke. Die Leiterin der Frauenklinik am Gemeinschaftskrankenhaus, Dr. Anette Voigt, ermutigt werdende Mütter, an der Studie teilzunehmen – und freut sich auf die Auswertung der Ergebnisse: „Ich bin schon sehr gespannt. Die Studie kann uns helfen, bei der Bindungs- und Stillförderung noch besser zu werden“, so Anette Voigt. Auch Dr. Hans-Christian Kolberg, der Chefarzt der Frauenklinik des Marienhospitals Bottrop, unterstützt die Studie aktiv und pflichtet seiner Kollegin aus Herdecke bei: „Daten zu diesem wichtigen Thema fehlen bislang und wir hoffen sehr, dass die Studie beitragen wird, die Beratung werdender Eltern nicht nur in den beiden teilnehmenden Kliniken, sondern auch in anderen Geburtskliniken zu verbessern.“

Alfred Längler und Nicola Bauer (Hebamme, Gesundheitswissenschaftlerin und Professorin für Hebammenwissenschaft an der hsg) leiten die Studie. Weitere beteiligte Wissenschaftlerinnen sind: Franziska Neugebauer (Hebamme mit Bachelor-Abschluss und Studierende des Masterstudiengangs „Evidence-based Health Care“ an der hsg) und Clara Carvalho Hilje, die im Fach Psychologie ihren Bachelor-Abschluss absolviert hat und jetzt in der wissenschaftlichen Arbeitsgruppe für integrative Kinder- und Jugendmedizin am Gemeinschaftskrankenhaus Herdecke tätig ist. Die Studie wird an zwei Standorten durchgeführt: am Gemeinschaftskrankenhaus Herdecke und dem Marienhospital Bottrop.

Weitere Informationen zum Download finden sich unter:

📎 https://www.hs-gesundheit.de/fileadmin/user_upload/Redakteure/pdfs/Hebammen/Informationsbogen_BaSti.pdf

Kontakt und Information

Prof. Dr. Nicola Bauer
nicola.bauer@hs-gesundheit.de

Franziska Neugebauer
fneugebauer@hs-gesundheit.de

Annette Zimmer, Eckhard Priller, Franziska Paul In der Abseitsfalle? Frauen im Top-Management und im operativen Bereich von Nonprofit-Organisationen

Forschungsprojekt zur Geschlechtergerechtigkeit im NPO-Sektor

Flache Hierarchien, ideelle Organisationsziele und die Möglichkeit einer familienfreundlichen Arbeitszeitgestaltung: Diese Strukturbesonderheiten machen Nonprofit-Organisationen zu einem hochattraktiven Arbeitsmarkt für Frauen. Der NPO-Sektor hat in den letzten Jahren stetig an Relevanz gewonnen und umfasst in Deutschland mittlerweile 2,4 Mio. Beschäftigte. Dabei macht die weibliche Belegschaft über 75 Prozent aus, Tendenz steigend. Trotz des großen Anteils von weiblichen Beschäftigten und einem steigenden Bedarf an Führungskräften sind die Leitungsgremien der NPOs noch immer mehrheitlich männlich besetzt. Das Forschungsprojekt „In der Abseitsfalle? Frauen im Top-Management und im operativen Bereich von Nonprofit-Organisationen“ hat den NPO-Sektor aus Perspektive der Geschlechtergerechtigkeit mittels quantitativer und qualitativer Methodik untersucht, um die Ursachen für dieses Ungleichgewicht freizulegen.

Im Zuge des Forschungsprojekts werden drei Bereiche empirisch untersucht: Der Nonprofit-Sektor als Arbeitsmarkt für Frauen, die Präsenz von Frauen in NPO-Leitungsgremien sowie Karrierechancen und -barrieren für Frauen in NPOs. Bei dem Projekt steht u. a. die Frage im Mittelpunkt, ob gerade die anfangs benannten Strukturbesonderheiten, die die Arbeit im NPO-Sektor für Frauen besonders reizvoll machen, sich gleichzeitig nachteilig auf eine geschlechtergerechte Verteilung der Führungspositionen auswirken und somit zur „Arbeitsfalle“ werden. Hierfür werden sowohl gesamtgesellschaftliche als auch NPO-spezifische Faktoren in die Untersuchung miteinbezogen.

Ziel des vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend geförderten Projekts ist aber nicht nur die Bestandsaufnahme der Arbeitsverhältnisse und Aufstiegschancen von Frauen in NPOs, sondern auch die Formulierung von Handlungsempfehlungen an Politik, NPOs und Beschäftigte.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Annette Zimmer
Westfälische Wilhelms-Universität Münster
Institut für Politikwissenschaft
Scharnhorststraße 100
48151 Münster
zimmer@uni-muenster.de

Beiträge

Fremdheit: Das Eigene und das Andere – Analysen der interdisziplinären Geschlechterforschung

Bericht zur Jahrestagung des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW am 27.10.2017 in Essen

Auf der Jahrestagung des Netzwerks stand das Thema „Fremdheit“ im Mittelpunkt der Vorträge. Die rund 140 Teilnehmenden setzten sich gemeinsam mit den Vortragenden mit den vielfältigen Verbindungen, Grenzziehungen und Aneignungen zwischen dem „Fremden“, dem „Anderen“ und dem „Eigenen“ auseinander.

Prof. Dr. Anne Schlüter begrüßte die Teilnehmenden und warf zugleich einen Blick zurück auf ihre Jahre als Sprecherin des Netzwerks, ehe sie das Amt an ihre Nachfolgerin *Prof. Dr. Katja Sabisch* übergab. Sabisch hob hervor, dass durch die Verstetigung der Koordinations- und Forschungsstelle ein wichtiger Meilenstein erreicht worden sei; diesen Erfolg gelte es nun zu sichern und sich gleichzeitig gemeinsam neuen Herausforderungen zu stellen. Im Anschluss überbrachte *Dr. Friederike von Hugo*, Regierungsrätin im Referat „Gleichstellung von Frau und Mann/Gender Mainstreaming“, Grüße aus dem Ministerium für Kultur und Wissenschaft.

Das erste Panel des Vormittags verhandelte „Wissensbestände: Vergewisserungen und Interessen“ und wurde von *Prof. Dr. Heidemarie Winkel* moderiert. In ihrem Vortrag „Das Unheimliche und das Heimliche“ thematisierte *Prof. Dr. Regina Becker-Schmidt* aus einer sozialpsychologischen Perspektive Erfahrungen, die im Unbewussten angesiedelt sind, und fragte danach, wie diese mittels der Konzepte von Alienität und Alterität gedeutet werden können. Sie veranschaulichte anhand von Alltagsbegegnungen und am Beispiel der sexualisierten Übergriffe auf Frauen in der Silvesternacht 2015/2016 in Köln, wie unvertraute soziokulturelle Hintergründe im Kontakt mit geflüchteten Menschen zu wechselseitigen Missverständnissen führen können, die von sexistischen und feindlich wahrgenommenen Reaktionen einerseits sowie Angst und Abwehr andererseits geprägt sind. In ihrem Dialogvortrag „Das Eigene im Fremden – das Fremde im Eigenen: Koran und Bibel feministisch-intersektional gelesen“ reflektierten *Dr. Dina El Omari* und *Prof. Dr. Marie-Theres Wacker* ihre Erfahrungen und Ergebnisse einer Lehrkooperation zwischen islamischer und

katholischer Theologie und diskutierten die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Heiligen Schriften von Islam und Christentum aus einer geschlechtersensiblen Perspektive.

Das zweite, von *Prof. Dr. Ulrike Schildmann* moderierte, Panel trug den Titel „Beunruhigungen: Sexualisierungen und Gewaltproduktionen“. *Prof. Dr. Barbara Rendtorff* stellte in ihrem feministisch-psychoanalytisch inspirierten Vortrag „Sexualisierungen als Moment von Fremdenabwehr“ ebenfalls einen Bezug zur Kölner Silvesternacht her und fragte danach, welche bürgerlichen und geschlechtlichen Strukturen und Zuschreibungen von Männlichkeiten und Weiblichkeiten den aktuellen Debatten zugrunde liegen. In ihrem Vortrag nahm *Prof. Dr. Susanne Spindler* die Konstruktionen von als „anders“ bezeichneten Männlichkeiten im Kontext von Migration und Flucht in den Blick. Sie zeichnete nach, wie sich durch eine gewaltförmige und ausschließende Asylpolitik hegemoniale Männlichkeiten neu konstituieren.

Eine weitere Perspektive auf den Begriff der Fremdheit eröffneten *Dr. Babette Kirchner* und *Julia Wustmann* mit ihrem Beitrag „Fremde Geschlechtermuster – (Re-)Traditionalisierte Perspektiven aus der Rockabilly-Szene“ im Panel „Befremdungen: (un)gewohnte Blicke auf Alltag und Subkultur“, das *Dr. Uta C. Schmidt* moderierte. Kirchner und Wustmann stellten Forschungsergebnisse aus ihrem Projekt zur Rockabilly-Szene vor, die sich nicht nur stilistisch, sondern auch in ihren Geschlechtervorstellungen auf die 1950er-Jahre bezieht. Die Referentinnen zeigten Wertvorstellungen und Inszenierungen der Szene auf und arbeiteten heraus, wie sich die Befragten selbst als „Andere“ darstellen und zugleich ihre Geschlechterarrangements deuten, legitimieren und immer wieder auch selbst unterlaufen.

Im vierten, von *Prof. Dr. Anne Schlüter* moderierten, Panel mit dem Titel „Aneignungen“ wurde „das Eigene und das Fremde zwischen Generation und Geschlecht“ thematisiert. *Prof. Dr. Elke Kleinau* und *Rafaëla Schmid* zeichneten in ihrem Vortrag „Das ‚fremde‘ Kind – ‚Besatzungskinder‘ im Fokus von Schulverwaltung und Lehrkräften“



Dr. Friederike von Hugo (links) und Prof. Dr. Anne Schlüter.



Prof. Dr. Katja Sabisch.



Grimme-Preisträgerin Farah Boumar.



Fragen aus dem Publikum, hier von Prof. Dr. Christel Gärtner (alle Fotos: Bettina Steinacker).

aus einer bildungshistorischen Perspektive nach, wie Kinder, die nach dem Zweiten Weltkrieg geboren wurden und deren Väter den alliierten Streitkräften angehörten, ihr Aufwachsen erlebten und wie sie zugleich im Kontext von Schule und gesellschaftlichem Umfeld als sogenannte „Besatzungskinder“ etikettiert und damit als „fremde“ Kinder wahrgenommen wurden. Dem Thema „Intensive parenting und die Faszination des Fremden im Spiegel kultureller Mütterbilder“ widmete sich *Dr. Anna Sieben* in ihrem Vortrag. Sie stellte ihre Überlegungen zu dem in der Psychologie diskutierten Konzept des „attachment parenting (AP)“ vor und analysierte, wie mithilfe dieses Konzepts versucht wird, psychologisches Wissen und Beschreibungen kulturell fremder Elternschaft zusammenzubringen.

Durch eine Vielzahl und Vielfalt an Themen und Forschungsansätzen aus unterschiedlichen Disziplinen bot die Jahrestagung des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW einen spannenden Überblick über Zugänge und Fragestellungen zum Thema Fremdheit und darüber hinaus Raum für kritische Auseinandersetzungen

über Begrifflichkeiten, Forschungsansätze und Bezugnahmen auf aktuelle Debatten wie die Kölner Silvesternacht. Der gemeinsame Austausch über Disziplinengrenzen hinweg ermöglichte Denkanstöße und neue Sichtweisen und verdeutlichte, dass das reflektierte Ringen im komplexen Spannungsfeld des Eigenen und Anderen sowohl fruchtbar als auch notwendig ist. Der kulturelle Spoken-Word-Beitrag von *Farah Bouamar* am Vormittag ließ zudem sichtbar werden, wie Gefühle von und Gedanken zu Fremdheit auch künstlerisch produktiv gemacht werden, wie sie in poetischer Form provozieren und irritieren, durch einen scharfen Witz mit Tabus brechen und durch das gemeinsame Lachen verbinden können.

Im Folgenden finden sich Beiträge von der Jahrestagung. Es schließen sich Aufsätze an, die im Rahmen des diesjährigen Mittelbauworkshops unter dem Titel „Sexismus – Rassismus. Machtverhältnisse und Wechselwirkungen aus Sicht der Geschlechterforschung“ als Vorträge gehalten wurden.

Dina El Omari, Marie-Theres Wacker

Das Eigene im Fremden – das Fremde im Eigenen: Koran und Bibel feministisch-intersektional gelesen



Dr. Dina El Omari (links) und Prof. Dr. Marie-Theres Wacker (Foto: Bettina Steinacker).

I. Auftakt

(Marie-Theres Wacker)

„Der' Islam ist in den letzten Jahrzehnten zum Prototyp des Fremden in der westlichen Welt geworden.“ Mit diesem Satz leitet Birgit Rommelspacher ihre religionssoziologischen Analysen zum Umgang mit dem Islam in der christlich-säkularen Gesellschaft der Bundesrepublik ein.¹ Der Satz hat mehr als eine Einleitungsfunktion; er enthält in nuce bereits einen Gutteil der entfalteten Analyse selbst: ‚Der' Islam im Singular ist ein Konstrukt; mit diesem Konstrukt werden in der Bundesrepublik Deutschland Menschen mit Migrationshintergrund aus dem Nahen Osten, Nordafrika und Südosteuropa homogenisiert und zwar dergestalt, dass man sie auf ihre gemeinsame Religion festlegt. Deren Konturen werden fast schon reflexhaft mit den Terroranschlägen seit dem 9. September 2011 und dem Aufkommen des IS verbunden, sodass das Konstrukt des Islam näherhin das einer Religion mit hohem und nicht nur latentem Gewaltpotenzial ist. Diese Religion gilt zudem als eine, die hierzulande keine tiefgehenden und damit kulturprägenden Wurzeln hat, sondern erst über die sogenannten Gastarbeiter seit den 1960er-Jahren in die Bundesrepublik kam. Dazu tritt die Signifizierung eines geschlechtsspezifischen Bekleidungs-codes, bei Frauen eine Umhüllung des Kopfes oder auch des ganzen Körpers, die in der bundesrepublikanischen Mehrheitsgesellschaft auf Befremdung

stößt und häufig als Ausdruck einer mangelnden Selbstbestimmung oder fehlenden Emanzipation muslimischer Frauen gedeutet wird. Rommelspachers Analyse zeigt, wie festgefahren und festgezurr das Profil des Islam als etwas Fremdes hierzulande ist.

II. „Der Islam gehört zu Deutschland“ ...? Befremdungen über ein Diktum

(Dina El Omari)

Innerhalb der vergangenen Jahre hat sich der Diskurs in der BRD bezüglich des Islam sehr stark auf die Frage konzentriert: „Gehört der Islam zu Deutschland?“ Ausgelöst wurde die Debatte durch das Statement des ehemaligen Bundespräsidenten Wulff, der genau diese Frage bekanntlich bejahte. Bei vielen Muslimen mit Migrationshintergrund, gerade der jungen Generation, sorgte diese Debatte für viel Irritation, da Deutschland ihre Heimat ist, denn der direkte Bezug zu den Heimatländern der Eltern beschränkt sich auf Besuche dieser Länder in den Ferien, zurück aber kehrt man, nach Hause, nach Deutschland. Nun wird aber genau darüber debattiert: Gehöre ich als Muslim dazu? Bin ich fremd in meinem eigenen Land? Und so entwickelte sich gerade in den letzten Jahren eine zunehmende Abschottungskultur unter Muslimen mit Migrationshintergrund: Man suchte sich eine Schalenidentität, das Muslimsein, um eine Identität in der Gesellschaft zu finden, die keiner infrage stellen konnte. Folge dieser Schalenidentität ist, dass religiöse Rituale ausgehöhlt werden und ihren spirituellen Kern zu verlieren drohen, eben weil sie als Symbole der Abschottung eingesetzt werden. Und so wird das Eigene zu etwas Befremdlichen für den Anderen, denn es kann als ein Zeichen der Ausgrenzung dienen, da man sich nicht mehr vorrangig über eine deutsche Identität, sondern über das Muslimsein definiert. Gleichzeitig werden die Anderen zu Fremden, denn man schafft eine Barriere zwischen dem eigenen Islamverständnis und der gelebten Wirklichkeit, in unserem Fall in Deutschland.

Für mich als deutsche Muslima sind diese Reaktionen und Gegenreaktionen durchaus nachvollziehbar, ich selbst habe mich aber nie von der Frage, ob der Islam zu Deutschland gehört, angesprochen gefühlt oder irritieren lassen. Das liegt

¹ Birgit Rommelspacher, *Wie christlich ist unsere Gesellschaft? Das Christentum im Zeitalter von Säkularität und Multireligiosität*, Bielefeld 2017.

vor allem daran, dass ich ganz selbstverständlich als deutsche Staatsbürgerin aufgewachsen bin, deren Religion eben der Islam ist, so wie die meiner Freundinnen das Christentum. Ich habe dabei nie eine Unvereinbarkeit zwischen meinem Deutschsein und meinem Muslimsein verspürt, vielmehr gab es eine Fusion zwischen beiden. Daher ist gerade der neuerliche Trend, seine Identität vorrangig durch das Muslimsein im Sinne einer Abschottungskultur zu bestimmen, für mich ebenfalls befremdlich. Auch viele andere Fragen wie: Dürfen Mädchen am Schwimmunterricht oder Sportunterricht mit Jungen teilnehmen? Dürfen Muslime an Schulen, auf den Fluren der Uni, in der Bibliothek etc. beten?, habe ich mir nie gestellt, noch wurden diese in meinem Umfeld gestellt. Es war selbstverständlich, dass Mädchen an allem partizipieren und dass man seine rituellen Pflichten dann erfüllt, wenn es einen geeigneten Ort und eine geeignete Zeit dafür gibt. Vor allem war ein Leitspruch, mit dem ich aufgewachsen bin: Tue nichts in der Gesellschaft, in der du lebst, was auf diese in außergewöhnlichem Maße befremdlich wirkt.

Ich setze große Hoffnungen auf die Zentren für Islamische Theologie, die an bisher fünf Standorten in Deutschland geschaffen wurden (Münster, Osnabrück, Frankfurt, Tübingen und Erlangen-Nürnberg). Diese Zentren bieten die Chance, Muslimen und Musliminnen einen reflektierten Zugang zu ihrer Religion zu eröffnen und die eigene Tradition kritisch zu hinterfragen. Dabei kommt es oftmals dazu, dass das Eigene zum Fremden wird, denn fest angenommene Tatsachen geraten in Bewegung und erscheinen nun doch nicht mehr ganz so eindeutig. Diese Räume der Reflexion sind bisher nicht in dem gebotenen Maße vorhanden, denn oftmals dürfen Jugendliche weder in der Moschee noch in der Familie kritische Fragen stellen. Die an den neuen Zentren ausgebildeten Studierenden, von denen im Übrigen 65 Prozent Frauen sind, streben eine Zukunft als islamische ReligionslehrerInnen oder islamische TheologInnen an. Sie sind somit MultiplikatorInnen und können aktiv dazu beitragen, dass ein aufgeklärter und offener Islam in Deutschland entsteht, vielleicht mehr noch: ein Islam, der sich ganz selbstverständlich als deutscher Islam emanzipiert.

III. Verfremdungen und Befremdungen christlich-feministischer Theologie (Marie-Theres Wacker)

Ich bin als Theologin und Bibelwissenschaftlerin mit dem spezifischen Auftrag, Frauen- und Genderforschung zu betreiben, an der katholisch-theologischen Fakultät in Münster tätig

und habe mit großem Interesse die Einrichtung eines Zentrums für islamische Theologie an der WWU Münster verfolgt. Dass mit Dina El Omari eine Kollegin für Koranstudien zuständig ist, die sich ebenfalls für die Frauenperspektive in ihrem Fach interessiert, betrachte ich als Glücksfall. Unsere Zusammenarbeit begann, wie vieles in meinem Leben, mit einem Zufall: Bei uns im Fakultätsgebäude hing im Sommersemester 2014 ein Plakat aus, das zu einem Vortrag von Dr. Dina El Omari zum Thema „Frauenspezifische Koranexegese“ einlud. Ich ging spontan hin, kam nach der Veranstaltung mit ihr ins Gespräch, und das Gespräch endete mit der Vereinbarung, im darauffolgenden Sommersemester eine gemeinsame Vorlesung über Bibel und Koran aus Frauensicht anzubieten, die für Studierende der islamischen wie der katholischen Theologie studienrelevant sein sollte. Die Rückmeldung aus dieser ersten Vorlesung machte uns bewusst, dass die Studierenden gern auch untereinander ins Gespräch gekommen wären, und deshalb haben wir das Thema im Sommer 2016 und noch einmal im Sommer 2017 in Seminarform aufgenommen und werden auch im Sommer 2018 ein solches Seminar anbieten.

Ich bin in den frühen 1980er Jahren zur feministischen Theologie gekommen, die, was die Bibel betrifft, mit ihrer Hermeneutik des Verdachts einen fremden, patriarchatskritischen Blick einübt und gegenüber traditionellen oder lehramtlich vorgegebenen Deutungen biblischer Texte ein immer deutlicheres Befremden wachsen lässt.² Eine solche kritische Zugangsweise aber bleibt von dem Wissen begleitet, dass die biblischen Texte nie nur herrschaftsstabilisierend gewirkt haben bzw. genutzt wurden, sondern in der gesamten Kirchengeschichte immer auch Ressource für Widerstandsbewegungen waren. Diese doppelte Dimension arbeitet im Übrigen auch Birgit Rommelspacher überzeugend für das Christentum insgesamt heraus. Die feministische oder auch gendersensible Bibelkritik kann deshalb als Rebellion auf der Grenze bezeichnet werden, wie es schon 1990 Hedwig Meyer Wilmes in Nijmegen programmatisch für die feministische Theologie als Ganzes formuliert hat³: Sie sucht die in der westlichen Moderne erkämpfte Gleichstellung der Geschlechter mit Auslegungen der Bibel zu vermitteln, die diesem Programm der Moderne nicht widersprechen, ja mehr noch, sie sucht die Gleichstellung der Geschlechter in diesem Grunddokument des christlichen Glaubens selbst zu verankern.

² Vgl. zu Grundlagen feministischer Bibelkritik und ihrer Weiterentwicklung bis 2005: Marie-Theres Wacker, *Feminist Criticism and Related Aspects*, in: John W. Rogerson, Judith Lieu (Hg.), *The Oxford Handbook of Biblical Studies*, Oxford 2006, 634–654. Zum aktuellen Stand vgl. Marie-Theres Wacker, *Frauen ins Zentrum stellen. Zum Stand der christlich-feministischen Exegese*, in: Herder Korrespondenz spezial, *Marias Töchter. Die Kirche und die Frauen*, 01/2016, 22–25.

³ Vgl. Hedwig Meyer-Wilmes, *Rebellion auf der Grenze. Ortsbestimmung feministischer Theologie*, Freiburg 1990.

IV. Befremdungen und Verfremdungen islamisch(-feministisch)er Theologie (Dina El Omari)

Mein eigener Weg hat mich an das Zentrum für Islamische Theologie in Münster geführt, konkret in den Bereich Koran und Koranexegese⁴ mit dem Schwerpunkt feministische Koranexegese. Als Theologielehrende verfolge ich das Ziel, die Studierenden zu einem kritischen Denken und Hinterfragen der eigenen Tradition anzuregen, um gleichzeitig zu analysieren, was aus dieser Tradition für unseren heutigen Kontext fruchtbar gemacht werden kann. Diese Prozesse führen immer wieder dazu, dass das Eigene zu etwas Fremden wird. Das zeigt sich gerade an klassischen Debatten und Fragen, die viele Muslime aus ihrem Umfeld mitbringen. Eine dieser Fragen ist der Absolutheitsanspruch der eigenen Religion gegenüber den anderen Religionen, welcher u. a. dazu führt, dass man Nicht-Muslimen die Möglichkeit auf Heil nach dem Tod abspricht. Das mag in einer säkularen Perspektive zunächst einmal nicht großartig relevant sein, für gläubige Menschen jedoch kann ein Absolutheitsanspruch dieser Art bedeuten, dass man sich selbst den anderen gegenüber überlegen fühlt und sich als auserwählt erachtet. Dadurch wird jede Begegnung asymmetrisch, denn man wertet den anderen automatisch ab. Die Studierenden werden nun damit konfrontiert, dass es Lesarten des Islam gibt, die durchaus mehrere Heilswege für möglich erachten und sich ganz klar dafür aussprechen, dass die Grundfragen und Hoffnungen der Religionen untereinander sehr ähnlich sind, wenn auch ihre Ausdrucksformen voneinander abweichen. Dadurch verändert sich der Blick auf die eigene Religion und auf die der anderen.

Nun stellt der Koran in der islamischen Theologie die Grundlage vieler Überlegungen dar. Auch im Alltag argumentieren Muslime häufig damit, dass dies oder das im Koran stehe oder auch nicht stehe, ohne wirklich Kenntnis darüber zu haben. Daher liegt mein Schwerpunkt in der Forschung und Lehre auf dem Koran und seiner Auslegung. Gerade in der Auslegung des Textes lässt sich wunderbar aufzeigen, dass die Äußerung: „Der Koran sagt“, naiv ist, denn schon die lange Exegesetradition mit ihrer Pluralität der Auslegungen spricht eine andere Sprache. Dazu kommt der Versuch, den Weg für einen historisch-kritischen Zugang zur Heiligen Schrift zu ebnen. Dieser Zugang ist vielen Studierenden zunächst völlig fremd. Die Begegnung mit dem Text in seinem historischen Umfeld aber öffnet den Blick für etwas Neues, sodass die anfängliche Fremdheit sich verliert und der Blick auf den Text ein anderer wird. Dieser Perspektiv-

wechsel bewirkt im Verständnis des Textes einen überaus spannend zu beobachtenden Wandel, denn er lockert viele versteifte Vorstellungen und öffnet den Blick für neue Möglichkeiten des Textverständnisses, die auch für das heutige Zusammenleben eine hohe Bedeutung haben.

Dabei spielt mein Schwerpunkt, das Thema Frauen im Islam und Koran, eine große und wichtige Rolle. Mein Anliegen ist es, den Text von seinen patriarchalen Strukturen zu befreien. Und dies gilt nicht nur für den Text, sondern auch für den Islam bzw. die islamische Gemeinschaft. Deshalb stelle ich eine ganze Reihe von kritischen Fragen an den Text, aber auch an die Gemeinschaft: Ist der Text wirklich geschlechtergerecht und wenn nicht, wie gehen wir damit um?⁵ Warum werden Frauen im öffentlichen Leben der islamischen Gemeinschaft oft so wenig wahrgenommen? Wie gehen wir mit den ungleichen Ehrvorstellungen in unserer Gemeinschaft um? ... usw. Natürlich führen diese Fragen dazu, dass auch die Heilige Schrift für mich ein Stück weit fremd wird, gerade wenn es um Passagen geht, in denen ich eine Geschlechterungerechtigkeit klar herauslese. Doch ich nähere mich ihm wieder an, indem ich ihn auslege und in dem dadurch gewonnenen Verständnis des Textes wieder etwas Eigenes finden kann.

V. Das Eigene im Fremden; die Verfremdung des Eigenen: Koranlesen mit christlichen Augen am Beispiel Menschenschöpfung (Marie-Theres Wacker)

Die Hebräische Bibel zu lesen, gehört zum Ausbildungsprogramm christlicher Theologen und Theologinnen; dagegen ist der Koran kein Buch, mit dem ein Theologe, eine Theologin im Verlauf des Studiums in Berührung gekommen sein muss. Dazu kommt, dass der Koran als Text mit seinen literarischen Gattungen auf den ersten Blick für christliche Lesegewohnheiten fremd erscheint. Man vermeint Motive und Themen der christlichen Lehre darin wiederzuerkennen, aber in befremdlichen Akzentuierungen; man entdeckt biblische Traditionen und Erzählsequenzen, aber nie in der zusammenhängenden Form, wie man sie in der Bibel selbst findet, und auch hier in teilweise fremder Gestalt.

In unseren Veranstaltungen haben wir uns dafür entschieden, mit dem Thema der Menschenschöpfung zu beginnen, weil wir voraussetzen konnten, dass den Studierenden diese Überlieferungen wenigstens in ihrer eigenen Tradition einigermaßen vertraut sind. Wir haben unsere Studierenden dann aber gebeten, die Abschnitte über Menschenschöpfung in der Heiligen Schrift jeweils der anderen Religion zu lesen, also die

⁴ Für diesen Bereich habe ich eine Einführung verfasst: Dina El Omari, Einführung in die Koranwissenschaften, Freiburg 2016.

⁵ Bezüglich der diese Fragen betreffenden Gesamtthematik wird im Sommer 2018 ein Sammelband erscheinen: Dina El Omari, Juliane Hammer, Mouhanad Khorchide, (Hg.), *Muslima Theology: Women, Equality and the Qur'an*, London 2018.

Muslime in der Bibel und die Christen im Koran, und spontan darauf zu reagieren. Den christlichen Studierenden sind im Koran vor allem folgende recht markante inhaltliche Unterschiede aufgefallen: Es gibt keine Erzählung über die Erschaffung der Frau, die in der Bibel eine so prominente Rolle einnimmt; es wird auch nicht, wie in der Bibel, die Frau angesprochen, von der verbotenen Frucht zu nehmen, sondern angesprochen werden beide; und schließlich: Die Figur des Versuchers hat ein hohes Eigengewicht; er wird vorgestellt als ein Engel, der Gott die Gefolgschaft verweigert und die Erlaubnis bekommt, die Menschen, die vom Paradies auf die Erde versetzt wurden, weiterhin zu bedrängen.

Die Entdeckung des Eigenen im Fremden funktioniert hier gut: Auf der einen Seite erinnern die koranischen Abschnitte über die Menschenschöpfung an die biblischen Erzählungen; aus einer historisch-kritischen Perspektive beschrieben hätte der Koran die Bibel rezipiert. Andererseits wird das Eigene im Spiegel des Anderen fremd; es wird in Erzählfragmente zerlegt und mit Motiven durchsetzt, die im christlichen Alten und Neuen Testament keine Rolle spielen, dafür aber aus der traditionellen katholischen Lehre bekannt sind, insbesondere der Tradition vom Engelsturz oder Engelfall.

Für christliche Leserinnen und Leser positiv überraschend ist sicherlich, dass der Koran den Griff nach der verbotenen Frucht nicht der Frau anlastet, sondern den beiden ersten Menschen gemeinsam, und dass der Ausschluss aus dem Paradies nicht als Strafe durch Vertreibung erzählt wird, sondern als von Gott geplanter Schritt, der die Menschen nun, nach der Lernsituation des Paradieses, in ihre eigentliche Welt entlässt, in der sie sich unter der Rechtsleitung Gottes zu bewähren haben. Wie in einem Spiegel können christliche Leserinnen und Leser gewahr werden, dass der Islam keine Theologie des Sündenfalles auszubilden brauchte und zumindest auf der Basis der Schöpfungsabschnitte in den fünf Suren, die wir gelesen haben, das Potenzial hat, eine egalitäre Beziehung von Männern und Frauen voneinander und vor Gott grundzulegen. Und das wollten wir in unseren Veranstaltungen nun auch wissen: Wird das so auch von Musliminnen gesehen, die den Koran lesen, hätten wir hier einen Ansatzpunkt für feministische islamische Theologie entdeckt?

VI. Das Fremde im Eigenen; das Eigene profilieren am Fremden: Bibellesen mit muslimischen Augen und die Bedeutung der Menschenschöpfungstexte für eine feministische Koranexegese

(Dina El Omari)

Die Begegnung mit der Schöpfungsgeschichte in der Bibel war für die muslimischen Studierenden zunächst deshalb befremdlich, weil es zwei verschiedene Versionen davon gibt, die sich in ihrem Aufbau und ihrer Struktur voneinander deutlich unterscheiden, wobei es zu beiden Geschichten deutliche Parallelen zum Koran gibt, sodass man durchaus das Eigene im Fremden erkennen kann. So ist im ersten Schöpfungsbericht die Rede davon, dass Gott die menschliche Schöpfung weiblich und männlich erschaffen hat. Dieses Motiv lässt sich im Koran an vielen Stellen finden. Auch die Erschaffung Adams aus Erde, das Einhauchen des Gottesatem in Adam, der Aufenthalt im Paradies, das Kosten der Frucht und das Sichtbarwerden der Geschlechtsteile durch den Sündenfall gehören zu diesen Parallelen. Im Gegensatz zur Bibel erwähnt der Koran aber keine Schlange als Verführerin, sondern den Teufel selbst, der sowohl Adam als auch seine Frau gleichzeitig verführt hat. Die Frau Adams wird dabei im Koran nicht namentlich benannt. Überhaupt enthält der Koran keine zusammenhängende Menschenschöpfungserzählung, wie man sie in Genesis 2 und 3 vorfindet. Stattdessen wird sie an fünf verschiedenen Stellen recht nüchtern und in eher abgekürzter Weise aufgenommen.⁶ Im Spiegel der biblischen Erzählung kann ich muslimischen Studierenden verdeutlichen, dass der Koran in Kommunikation mit einer Gemeinde entstanden sein muss, die ein gewisses Vorwissen besitzt, an das er anknüpft. Der Blick durch den Bibeltext auf den Koran eröffnet mir die Möglichkeit, den koranischen Text zu hinterfragen und ihn neu zu verstehen, nämlich als einen Text, der nicht in einem luftleeren Raum entstanden ist, sondern gewisse Narrative aufgreift und in seinem Sinn verändert, um sie so in einen neuen historischen Kontext einzubetten.

Für die feministische Koranexegese stellt die Schöpfungsgeschichte bzw. die Schöpfung des Menschenpaares ein wesentliches Element dar; da haben die christlichen Studierenden etwas Richtiges geahnt. Denn zunächst einmal spricht die koranische Schöpfungsgeschichte nicht von einer hierarchischen Erschaffung der Frau, sondern von Adam im Sinne der gesamten menschlichen Schöpfung und später dann von Adam und seinem Partnerwesen. Eva wird nicht namentlich genannt und die Herkunft des Partnerwesens wird nicht beschrieben. Es fehlt also die Erschaffung

⁶ Koran 2:30ff.; 7:11ff.; 38:71ff.; 15:26ff.; 20:115ff.

Evas aus Adams Rippe, womit der Ausgangspunkt für die Exegese deutlich günstiger ist. Außerdem wird im Koran der Sündenfall auch nicht Eva angelastet, sondern entweder Adam alleine oder Adam und seinem Partnerwesen gemeinsam. Der Koran bietet aber noch eine ganze Reihe weiterer Verse, die auf die Erschaffung beider Geschlechter eingehen und dabei betonen, dass diese aus ein und demselben Menschenwesen abstammen. Ein Beispiel dafür ist Vers 4:1:

„Ihr Menschen! Fürchtet euren Herrn, der euch aus einem einzigen Wesen (arab. nafs) geschaffen hat, und von der gleichen Art das ihm entsprechende andere Wesen/seinen Partner (arab. zawdj), und der aus ihnen beiden viele Männer und Frauen hat (hervorgehen und) sich (über die Erde) ausbreiten lassen.“

Die feministische Koranexegese deutet dies im Sinne der Erschaffung eines geschlechtlich undifferenzierten Menschenwesens, aus dem Mann und Frau hervorgegangen sind und zwar beide auf die gleiche Art, aus der gleichen Substanz und zur gleichen Zeit. Sie teilen somit den gleichen Ursprung und sind gleichberechtigte Partner in der Schöpfung. Begünstigend für diese Auslegung ist zudem, dass der Koran geschlechtsneutrale Formulierungen verwendet. So bedeutet Adam nichts anderes als Mensch und der arabische Begriff *zawdj*, der im Zusammenhang mit Adam Erwähnung findet, Partner oder Partnerwesen. Ebenso finden wir *zawdj* im Zusammenhang mit der *nafs* und hier ist sind beide Begriffe konzeptuell Neutrum.⁷ Ein weiteres interessantes Kriterium bei der Auslegung der Texte ist, dass der Koran ganz offensichtlich die spätantike Vorstellung einer androgynen Menschenschöpfung aufgreift, die in männlich und weiblich gespalten wird und somit die Vorstellung einer hierarchielosen Schöpfung unterstützt. Dies zeigt sich im gesamten Koran, wodurch die menschliche Schöpfung ein idealer Ausgangspunkt ist, um das Geschlechterverhältnis neu und zeitgemäß zu bestimmen.⁸

VII. Feministische Positionen im Christentum: die Bibel verfremden und sich zu eigen machen (Marie-Theres Wacker)

Wie gehe ich aber nun als christliche feministische Theologin mit den Menschenschöpfungsgeschichten meiner eigenen Tradition, nämlich mit der Bibel um? Ich stehe zunächst vor der grundlegenden Beobachtung, dass die Erzählungen am Anfang der Bibel, also im Alten Testament, schon in der Bibel selbst Auslegungen erfahren, die für das Geschlechterverhältnis im Christentum fatale Auswirkungen hatten. So betont im Neuen Testament der erste Brief des Paulus an

die Gemeinde von Korinth, dass Adam, der Mann und Ersterschaffene, das Haupt, d.h. der Gebieter der Frau sei (1 Kor 11,2ff), und im zweiten Brief des Paulus nach Korinth wird festgehalten, dass Eva einfältig genug war, der Schlange und ihren schmeichelhaften Worten nachzugeben (2 Kor 11,2). Ein weiterer Brief in der Tradition des Paulus betont, dass Frauen als Nachkommen der Zweitergeschaffenen, die sich im Paradies verführen ließ, in der Gemeinde zu schweigen hätten (1 Tim 2,9-15).

Feministische Theologinnen haben im Einzelnen unterschiedliche Strategien entwickelt, mit dieser Auslegungstradition umzugehen. So hat die schweizerische katholische Alttestamentlerin Helen Schüngel-Straumann die problematische Rezeptionsgeschichte der biblischen Eva-Tradition nachgezeichnet und den sog. ersten Schöpfungsbericht (Gen 1,1-2,4a) mit seiner Aussage von der Gottebenbildlichkeit des Menschen als innerbiblisches Korrektiv stark gemacht.⁹ Theologisch gesprochen hat sie damit die herrschende Vorstellung verfremdet, dass das Neue Testament das gewichtigere Wort zu sprechen habe; sie sieht stattdessen in dem alttestamentlichen Schöpfungstext am Anfang der Bibel, die Juden und Christen gemeinsam haben, die entscheidende Stimme.

Die US-amerikanische methodistische Exegetin Phyllis Trible hat über ein genaues Achten auf den Wortlaut der Paradiesgeschichte (Gen 2, 4b-3,24) die traditionellen Bilder der Frau als „Helferin“ des Mannes, der Frau als der Zweitergeschaffenen und der Leichtgläubigkeit der Frau infrage gestellt.¹⁰ Sie betont die Erschaffung von Mann und Frau aus dem ersten Menschenwesen, das nicht Adam der Mann ist, sondern adam, das Geschöpf der adamah, auf deutsch „der Erdling“, geschaffen aus Erde. Einer strikter narratologisch vorgehenden Relektüre, verbunden mit Perspektiven der Masculinity Studies bzw. des Körperdiskurses gelingt es, die Figur des Adam als Figur des ersten Mannes gehörig zu destabilisieren.¹¹ Inzwischen wird angesichts der Herausforderungen der Genderdebatte, die die katholische Kirche erreicht hat, auch die Frage aufgegriffen, inwieweit Christen und Christinnen durch die biblischen Schöpfungstraditionen unaufgebar auf zwei und nur zwei Geschlechter als gottgewollter Norm festgelegt sind.¹² Diese Frage kann kirchlicherseits sogar als Testfall für ein angemessenes Verhältnis zur Moderne apostrophiert werden.

Mit Blick auf einen Vergleich christlich-feministischer Bibelauslegung mit frauenspezifischen Lesarten des Koran möchte ich drei Aspekte dieser Strategien herausheben: Ein erster Aspekt ist das Achten auf Widersprüche zwischen den

⁷ Vgl. Riffat Hassan, *The Issue of Woman-Man Equality in the Islamic Tradition*, in: Riffat Hassan (u. a.), *Women's and Men's Liberation: Testimonies of Spirit*, New York 1991, 72ff.

⁸ Vgl. Dina El Omari, *Den Koran diachron lesen – die Entwicklung des Geschlechterverhältnisses im Koran am Beispiel der frühmekkanischen Suren*, in: Ute E. Eisen, Dina El Omari, u. a. (Hg.), *Schrift im Streit – Jüdische, christliche und muslimische Perspektiven. Auf dem Weg zu einer interreligiösen Hermeneutik*, Münster 2018.

⁹ Vgl. Helen Schüngel Straumann, *Die Frau am Anfang. Eva und die Folgen*, Freiburg 1989; erweiterte Neuauflage unter dem Titel: *Eva. Die erste Frau der Bibel: Ursache allen Übels?* Paderborn 2014.

¹⁰ Phyllis Trible, *Eine Liebesgeschichte, die ein unglückliches Ende genommen hat*, in: dies., *Gott und Sexualität im Alten Testament*, Gütersloh 1993, 89-168+Anmerkungen 246-250.

¹¹ Vgl. Marie-Theres Wacker, *Wann ist der Mann ein Mann? Oder: Geschlechterdisput vom Paradies her*, in: dies./Stefanie Rieger-Goertz (Hg.), *Mannsbilder. Kritische Männerforschung und theologische Frauenforschung im Gespräch*, Münster 2006, 93-114.

¹² Vgl. dazu Marie-Theres Wacker, *Genderforschung und Schöpfungsgeschichten*, in: Thomas Laubach (Hg.), *Gender – Theorie oder Ideologie?* Freiburg 2017, 161-174.

verschiedenen Schriften der Bibel, zu denen man sich verhalten muss; ein zweiter Aspekt ist die Arbeit am Wortlaut des Textes, der überraschende Bedeutungen freisetzen kann; ein dritter Akzent ist das Wahrnehmen des historischen Abstandes zwischen der Bibel und heutiger Auslegung. Hinter allen drei Akzenten steht für eine kritische feministische bzw. gendersensible Theologie das Axiom von „Gotteswort in Menschenwort“, d.h. die unhintergehbare Brechung einer – theologisch durchaus vorauszusetzenden – besonderen Dignität des biblischen Textes durch die Kontingenz seiner Gebundenheit an Zeit und Raum. Ich gestehe, dass ich an diesem Punkt großen innertheologischen Diskussionsbedarf mit muslimischen Theologinnen sehe, die in der Frage des Korans als Menschenwort noch eher zurückhaltend reagieren. Gleichzeitig wird an einer solchen Frage die prekäre machtpolitische Situation von islamischer Theologie in der Bundesrepublik deutlich, die abhängt von muslimischen Verbänden und Gemeinden, in denen Fragen dieser Art nicht selten als Angriff auf den Islam wahrgenommen werden. Für Frauen in der islamischen Theologie erscheint mir die Situation besonders schwierig, weil sie vor dem Faktum stehen, dass konservative muslimische Gelehrte mit Blick auf die Entwicklungen der feministischen und gendersensiblen Theologie davor warnen, diese Perspektiven im Islam zu rezipieren, da sie die Auslieferung an den Westen und die Zerstörung des genuinen Islam bedeuten. Aber auch hier wieder wird diese Situation ein Stück weit zum Spiegel des Eigenen: Gibt es nicht auch ein hochrangiges Dokument aus dem Vatikan von 2004¹³, ein Schreiben, das vor den Gefahren eines radikalen Feminismus warnt, weil dieser radikale Feminismus die Frau gegen den Mann aufbringt und zum Geschlechterkampf aufrufe, oder, was die Verfasser des Dokuments noch mehr aufbringt, dass es eine weitere Spielart des Aufruhrs im Geschlechterverhältnis gibt, die die Unterscheidung von zwei und nur zwei Geschlechtern infrage stelle, damit die gottgewollte Komplementarität der zwei Geschlechter auflöse und allen Formen pervertierter Sexualität Vorschub leiste?¹⁴ Katholische Theologinnen, die sich mit Genderfragen beschäftigen, haben nach wie vor keinen einfachen Stand. Ich bin aber davon überzeugt, dass wir weiter innerhalb unserer Glaubensgemeinschaft an diesen Fragen dranbleiben und für Gendergerechtigkeit streiten müssen.

VIII. Feministische Theologie im Islam: den Koran verfremden und sich zu eigen machen (Dina El Omari)

In der feministischen Koranexegese, die es in Ansätzen immerhin auch schon seit den 1980er-Jahren gibt, gibt es inzwischen verschiedene Methoden. Die von mir selbst eben angewandte Methode, Verse in Relation zu anderen zu setzen und diese entsprechend auszulegen, wird als Methode der Intratextualität bezeichnet. Die Methode beruht auf der Idee, den Koran holistisch zu lesen, d.h., die Verse im Zusammenhang mit anderen Versen der gleichen Thematik und nicht isoliert zu lesen und zwar im Lichte dessen, was die Exegeten als den koranischen Kern bzw. die konkrete Weltanschauung des Korans ausgemacht haben: Gerechtigkeit und Gleichheit für alle Menschen. Bei dieser Methode muss allerdings die Chronologie des Textes beachtet werden, denn dieser wurde in einem Zeitraum von 23 Jahren unter unterschiedlichen historischen Umständen offenbart und entsprechende Entwicklungen müssen bei der Exegese berücksichtigt werden.¹⁵

Eine weitere Methode ist die historische Kontextualisierung, d.h. die Verortung des Korans in seinen spätantiken Kontext. Hierbei wird der Koran als ein Produkt seiner Zeit verstanden, d.h., ihm wird sein göttlicher Ursprung nicht aberkannt, aber die Sprache, sowohl die linguistische als auch die kulturelle, entspricht der des 7. Jahrhunderts und muss entsprechend in den jeweiligen historischen Kontext übersetzt werden. Der Literaturwissenschaftler und Koranglehrte Abu Zaid drückt dies mithilfe von Begriffen aus der Kommunikationstheorie aus, und zwar indem er die Begriffe des „Senders“ und „Empfängers“ sowie eines zwischen ihnen zur Übermittlung einer „Botschaft“ erforderlichen „Codes“ auf den Koran überträgt und somit seiner These, Gott habe sich unter Verwendung einer menschlichen Sprache sowie unter Rückgriff auf bestimmte menschliche Geschichten an die Araber des 7. Jahrhunderts gewandt, ein Fundament gibt. Abu Zaid will darauf hinaus, dass die Botschaft für den Empfänger entcodierbar sein muss und sich Gott daher des sprachlichen Codes der Erstadressaten bedient. Diese Kommunikationscodes sind aber keine festen Instanzen, sondern verändern sich mit den Menschen, daher sei es die Aufgabe aller Muslime, das von Gott im 7. Jahrhundert Gesprochene aus seinem ursprünglichen Code in die Sprache und den Horizont der jeweiligen Zeit zu übersetzen, um so den Kern der Botschaft zu bewahren. Nur so sieht Abu Zaid garantiert, dass der Koran und seine Bedeutungen in für die heutige Zeit angemessene

¹³ Der Wortlaut des Schreibens in deutscher Sprache findet sich unter: http://www.vatican.va/roman_curia/congregations/cfaith/documents/rc_con_cfaith_doc_20040731_collaboration_ge.html

¹⁴ Zur kritischen Analyse vgl. Marie-Theres Wacker, Gender trouble im Vatikan, in: Forschungsjournal Neue soziale Bewegungen 17/4 (2004) 16–20.

¹⁵ Vgl. Aysha Hidayatullah, Feminist Edges of the Qur'an, Oxford 2014, 66ff.

¹⁶ Nasr Hamid Abu Zaid, *Der Koran. Gott und Mensch in Kommunikation.*, in: ders., *Gottes Menschenwort. Für ein humanistisches Verständnis des Koran*, Freiburg 2008, 122–159.

¹⁷ Vgl. A.a.O., 87ff.

¹⁸ Vgl. A.a.O., 110ff.

Kontakt und Information

Dr. Dina El Omari
dina.elomari@uni-muenster.de

Prof. Dr. Marie-Theres Wacker
semat@uni-muenster.de

Aussagen überführt werden kann.¹⁶ Ähnliche Überlegungen stellt auch der pakistanische Philosoph Fazlur Rahman an, der die sogenannte Dreischritt-Methode anführt. Diese gestaltet sich so, dass der Exeget – oder eben auch die Exegetin – zunächst in die Zeit der Offenbarung zurückkehrt, da ein Verständnis der entsprechenden Koranpassage eben ein Verständnis des historischen Kontextes, d.h. der sozialen, kulturellen und politischen Umstände, erfordert. Auf diesen ersten Schritt folgt dann der zweite, nämlich die Abstrahierung der konkreten Anweisung, die dann als Grundlage moralischer Rechtsgründe gilt. So erhält man generelle Prinzipien, die in einem dritten Schritt in den heutigen Lebenskontext übertragen und angewendet werden.¹⁷

Die dritte Methode, die in der feministischen Exegese benutzt wird, allerdings nur eine sehr begrenzte Verbreitung findet, ist die sogenannte Tawhid-Methode. Damit ist gemeint, dass der Eingott-Glaube auf jeder Ebene des menschlichen Handelns wiederzufinden sein soll. Dies wiederum bedeutet ganz konkret, dass jede Form von Sexismus eine Form der Vielgötterei ist, weil er dem Mann eine gottgleiche Rolle gegenüber der Frau zuspricht. Genauer gesagt, die symbolische Übertragung von Gottes Souveränität auf andere ist in der Tawhid-Perspektive eine Form von Vielgötterei, die größte aller Sünden im Islam. Mit diesem Grundprinzip lässt sich jede Koranauslegung kritisieren, die gegen die Gleichheit zwischen Frauen und Männern gerichtet ist.¹⁸

Heidemarie Winkel

Fremdheit und Geschlecht: koloniale Wissensbestände und dekoloniales Denken

Im Alltag sind wir von einer Vielzahl unterschiedlichster Diskursstränge und -figuren zu Fremdheit umgeben. Sie reichen von Debatten über *Flüchtlinge*, *(Ober)Grenzen* und *Integrationsunwilligkeit* bis hin zu *Terrorismus*, *Sicherheit* und *westlichen Werten*. Sie sind Ausdruck einer Wissens- und Sinnordnung¹, innerhalb derer die Existenz einer als selbstverständlich geltenden Normalität² und mit ihr das unhinterfragbar Gegebene, Vertraute oder *Eigene* von *Fremdem* als eindeutig abgrenzbar erscheint; etwa ein mit Gleichheitserwartungen unvereinbarer „arabische[r] Sexismus“ (Ulrich 2016) oder *die* menschenrechtlich gesehen als fragwürdig geltende Situation muslimischer Frauen (Rommelspacher 2009). Mit diesen Sichtweisen gehen kulturalistische Identitätszuweisungen und -ansprüche einher³, in deren Hintergrund komplexe Deutungs- und Typisierungsprozesse stehen (Luhmann 1993). Die sozio-historisch variierenden Kategorien der *Fremden* und hierauf bezogene Semantiken der *Fremdheit* werden in diesen Prozessen erst hervorgebracht (Hacking 1983, 1999); sie stellen Formen der Sortierung und Verarbeitung von Erfahrung bereit. Die Unterscheidung von *Fremdem* und *Eigenem* ist selbst ein solches Muster der Verarbeitung von Realität. Es hat erst im Zusammenhang

¹ Der Begriff der Wissens- und Sinnordnung wird hier im Sinne der wissenssoziologischen Diskursanalyse verwendet (Keller 2011).

² Zur Bedeutung von Normalitätsskripten siehe etwa Link (2000).

³ Zum Verhältnis von Identitätszuweisungen und -ansprüchen vgl. etwa Shingo Shimada (2007).

⁴ Wie Rudolf Stichweh (2010) zeigt, ging der Status der *Fremden* bis in die Neuzeit hinein nicht mit der für heutige Verhältnisse typischen sozialen und rechtlichen Exklusion einher; auch sei der Status des *Bürgers* von *Fremden* leicht erwerbbar gewesen. Dies habe sich im Zusammenhang der Gründung von Nationalstaaten grundlegend geändert; der Status der *Fremden* wurde aufgrund der exklusiven Form nationaler Mitgliedschaft über *citizenship* problematisch.



Prof. Dr. Heidemarie Winkel (Foto: Bettina Steinacker).

der Ausdifferenzierung von Nationalstaaten und deren über Staatsbürger_innenschaft laufenden Form der Verhältnisbestimmung von In- und Exklusion die heutige Relevanz erhalten.⁴ Insofern mit der Unterscheidung von *Fremdem* und

Eigenem eine grundlegende Abgrenzung von Lebens-, Handlungs- und Denkweisen erfolgt und deren *kulturelle* Unvereinbarkeit behauptet wird, lässt sich dies im Anschluss an Stuart Hall (1989) und Etienne Balibar (1992) auch als Re-Artikulation von Rassismus auf kultureller Ebene begreifen. Damit geht eine Essentialisierung von Kultur und der Ausschluss von materiellen und symbolischen Ressourcen einher (Hall 1989: 193).

Die sozialen Prozesse der Produktion von *Fremdheit* treten dabei nicht immer offen als symbolische Kämpfe oder als Prozesse sozialer Grenzziehung und Schließung zutage (Wimmer 2010), ob in rechtlicher, politischer oder sozio-ökonomischer Hinsicht. Auf der Ebene sozialer Wissensbestände ist die Vorstellung von *Fremdheit* so grundlegend in der kollektiven Wissens- und Sinnordnung verankert, dass sie den Status einer ontologischen Erfahrung hat. Dies befördert die Existenz einer sozialen Realität, innerhalb derer sorgfältig abgewogen werden muss, von welchem Standort und aus welcher Position heraus gesprochen wird, etwa wenn ich dies als *weiße*⁵, europäische Akademikerin tue. Hilfreich scheint mir an dieser Stelle, immer wieder neu danach zu fragen, welche gesellschaftlichen Bedingungen Fremdheit zu einem zentralen Thema bzw. zu einer relevanten Realität werden lassen und welche Funktion der Unterscheidung von Fremdem und Eigenem in diesem Zusammenhang innewohnt. Damit verbindet sich auch die Frage, weshalb Geschlecht hierbei eine so große Bedeutung zukommt und in Verbindung mit Religion gegenwärtig einen Kulminationspunkt von Fremdheitswahrnehmungen darstellt.

Dass Geschlechterverhältnisse immer wieder zum Kristallisationspunkt von Debatten über *Fremdheit* gemacht werden, kommt nicht von ungefähr. Die hier zugrunde liegenden Prozesse der Differenzsetzung und Grenzziehung haben bekanntermaßen ihren Ursprung in der Entstehung der bürgerlichen Geschlechterordnung im Kapitalismus (Gerhard 1978; Frevert 1986; Honegger 1991; Bock 2000). Kern dieser Ordnung ist ein Geschlechtervertrag, der sich fern von religiöser Legitimation konstituiert, dafür aber eine zentrale Säule des nationalistischen Projekts darstellt. Frauen fällt in diesem Zusammenhang die Zuständigkeit für die biologische und die kulturelle Reproduktion der Nation zu (Yuval-Davis 1997). Dies spiegelt sich in Kolonialismus und Imperialismus auf eigene Weise; die Kolonien fungieren nicht nur als Negativfolie des Ideals bürgerlicher Häuslichkeit und Weiblichkeit (Comaroff und Comaroff 2002; Stoler 1995). Die Durchsetzung der Macht *weißer* Kolonisator_innen richtet sich auch ausdrück-

lich auf die Kontrolle von Frauen in den Kolonien (McClintock 1995). Die Rückbindung kolonialer Ausbeutung an geschlechtsbasierte – und sexualisierte – Ordnungsvorstellungen war eine zentrale Säule kolonialer Herrschaftspraktiken.

In aktuellen Debatten über Migration, Religion und Geschlecht spiegelt sich diese koloniale Wissensstruktur. Dem will ich nachgehen und hierzu im ersten Schritt an die Ausdifferenzierung der bürgerlichen Geschlechterordnung im Kontext von Kolonialismus und Imperialismus erinnern. In einem weiteren Schritt wird die gesellschaftliche Problematisierung von Religion, und hier insbesondere des Islam als Inbild von Differenz und *Fremdheit* in den Blick genommen. Vor diesem Hintergrund wird diskutiert, weshalb eine Hinwendung zur Religion gerade aus postkolonialer Perspektive ein Emanzipationspotenzial birgt. Dies wird exemplarisch anhand der Kolonisation von Mashriq und Maghreb und Fatima Mernissis darauf bezogener Gesellschaftsanalyse Marokkos diskutiert. Insgesamt geht es darum zu eruieren, inwiefern der Unterscheidung von *Eigenem* und *Fremdem* eine koloniale Denkstruktur zugrunde liegt und inwiefern sie sich dekolonialisieren lässt.

Wissensbestände: Die weiße, bürgerliche Geschlechterordnung und der Kolonialismus

Die bürgerliche Gesellschaftsordnung war – und ist auch heute noch – in mehrfacher Hinsicht ein hegemoniales⁶ Projekt. Zum einen mit Blick auf das Verhältnis von Kapital und Arbeit, in dessen Zusammenhang das Akkumulationsregime Massenkonsum und einen darauf aufbauenden Lebensstil befördert, der mittlerweile zur maßgeblichen Form gesellschaftlicher Teilhabe geworden ist. Zum anderen mit Blick auf die Geschlechterordnung; ab dem späten 18. Jahrhundert ist es gelungen, eine Frauen aus allen Feldern öffentlichen Lebens exkludierende und in rechtlicher Hinsicht marginalisierende, heteronormative Geschlechtermatrix zu etablieren. Auch wenn die institutionellen Barrieren in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts abgebaut wurden und Frauen heute in einigen sozialen Feldern deutlich inkludiert sind, ist Geschlecht gleichwohl eine zentrale strukturelle Ungleichheits- und Differenzkategorie (Heintz 2001). Dies spiegelt sich in der strukturellen Kopplung von Erwerbs- und Reproduktions- bzw. Care-Arbeit, die auch in unseren Gegenwartsgesellschaften ein Kernelement sozialer Ordnung ist. Die Unverbrüchlichkeit dieser Ordnung ist durch sozialpolitische De-Regulierung, Prekarisierung und Flexibilisierung von Arbeitsverhältnissen oder auch durch die sozial-räumliche und zeit-

⁵ *Weißsein* wird hier im Anschluss an die Critical-Whiteness-Theorie und dem Vorschlag von Gabriele Dietze (2010: 222) folgend als politische Kategorie verstanden: „Weißsein ist so betrachtet keine Qualität ohne ‚Farbe‘ und Wertigkeit, sondern unter den historischen Bedingungen der Moderne ein asymmetrisches Macht-Verhältnis, das Weißsein privilegiert und Nicht-Weißsein problematisiert“.

⁶ Der Hegemoniebegriff wird hier im Sinne von Antonio Gramsci als Durchsetzung von Ideen, Normen und Werten, hier des Kapitalismus, als dominante Kultur gegenüber subalternen Gruppen verwendet.

liche Entgrenzung nicht infrage gestellt; vielmehr spiegelt sie sich darin. Die Zumutungen dieser kapitalistischen Ordnung werden individualisiert, ob in Form der Kommodifizierung sozialpolitischer Steuerung, der Ökonomisierung der Ressource ‚Arbeitskraft‘ und der wachsenden Selbstrationalisierung von Arbeit und Leben (Gottschall 2003; Demirovic 2008; Scheele 2012). Dies wurde im Anschluss an Rosa Luxemburg als kapitalistische Landnahme und als Kolonialisierung der Lebenswelt bezeichnet (Dörre, Ehrlich und Haubner 2014).

Hierunter tritt das dritte Hegemonieprojekt der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsordnung, und zwar Kolonialismus und Imperialismus, in der gesellschaftlichen wie auch in der soziologischen Wahrnehmung immer wieder in den Hintergrund. Postkoloniale Theorien markieren diesen blinden Fleck der Soziologie zu Recht mit Nachdruck; er ist Ausdruck des Überhörens subalternen Stimmen in einer sich an westlichen Erfahrungs- und Wissensformen, und in der Folge an einer *weißen* Analyseperspektive orientierenden Theoriebildung (Spivak 1990, 1994; Sousa Santos 2007, 2012). Die um 1800 etablierte, sich selbst als modern begreifende Gesellschafts- und Geschlechterordnung konstituiert sich dabei maßgeblich über die Differenz zum kolonialisierten *Anderen* (Winkel 2017a). Es wird als unterdrückt und befreiungsbedürftig attribuiert (McClintock 1995), während die eigene, auf Ungleichheit, Ausschluss und Abwertung nicht-heteronormativer Lebensweisen basierende Geschlechterordnung trotz aller sozialen Zwänge (McRobbie 2010) als zivilisiertes Hegemonieprojekt zelebriert wird. Dies schließt oftmals die Vorstellung ein, dass Kolonialismus und Imperialismus vergangene, abgeschlossene und für die Analyse von Gegenwartsgesellschaften nicht mehr relevante Erfahrungshorizonte darstellen.⁷

Eine De- oder Entkolonialisierung geschlechter/soziologischen Denkens heißt dann die *Moderne* als koloniale Moderne zu begreifen (Bhambra 2007; Patel 2014). Die bürgerliche Gesellschafts- und Geschlechterordnung beruht maßgeblich auf der Unterwerfung, der materiellen Ausbeutung und *Orientalisierung* kolonialisierter Gesellschaften und ihrer Geschlechterverhältnisse. Gurminder Bhambra (2014) fordert deshalb eine radikale Dekonstruktion soziologischer Theoriebildung zur europäischen *Moderne*. Hierzu gehört für Bhambra die bislang versäumte Einbeziehung ignorierten Erfahrungen, Wissens- und Sinnordnungen in nicht-*weißen* Gesellschaften und die Entwicklung eines Verständnisses von gesellschaftlichen Prozessen als aufeinander bezogene und verbundene Gesellschaftsgeschichten; dies

bringt sie im Konzept der *Connected Sociologies* auf den Punkt.

Dies lässt sich exemplarisch anhand der *weißen*, bürgerlichen Geschlechterordnung zeigen; sie ist Teil eines Hegemonieprojekts, das erst in Abgrenzung zum Gegenbild der *fremden Anderen* und ihrer Geschlechterverhältnisse seine Konturen und Legitimität erhalten hat. Beispielsweise zeigen Comaroff und Comaroff (2002) anhand des Kolonialismus im südlichen Afrika, im heutigen Botswana, wie die Differenz von *Eigenem* und *Fremdem* und dessen Abwertung entlang bürgerlicher Vorstellungen von Häuslichkeit, Sexualität und Weiblichkeit entfaltet wurde. An dieser Stelle geht es nicht nur darum, dass bürgerliche Geschlechterideale in den Kolonien mittels physischer und epistemischer Gewalt durchgesetzt wurden. Es geht vor allem darum, dass die Transformation der gesellschaftlichen Ordnung in *England* (wie auch auf dem europäischen Kontinent) von Sozialreformern durch Vorstellungen von Sozialreformern mobilisiert wurde, die *Afrika* als dunklen Kontinent und – wie *den Orient* auch – als sitten- und geschichtslose Einöde zeichneten (Comaroff und Comaroff 2002: 251ff.). Kolonialismus und Kolonialmission haben einen entscheidenden Beitrag zur Stabilisierung der bürgerlichen Ordnung und zur Zivilisierung des Proletariats geleistet. Die Abwertung der *fremden Anderen* über Tropen der Unnatürlichkeit ihrer Sozialordnung, ihrer Primitivität und Unkultiviertheit waren probate Mittel der Stilisierung des eigenen Selbstbildes als aufgeklärte Gesellschaft, das den Umgang mit der *sozialen Frage* und der *Frauenfrage* in hohem Maße strukturierte.

Die um 1800 etablierte westlich-europäische Geschlechterordnung konstituiert sich also maßgeblich über ein koloniales Gegenüber, das als unzivilisiert gilt und als unterdrückt und befreiungsbedürftig attribuiert wird (McClintock 1995). Dass diese koloniale Denkstruktur mit ihren auf Abgrenzung basierenden Wahrnehmungs- und Wissensformen sich in postkolonialen Zusammenhängen fortsetzt und die Abwertung von nicht-weißem Erfahrungswissen nicht der Vergangenheit angehört, haben postkoloniale Theoretiker_innen wie Gayatri Chakravorty Spivak (1990, 1994) und Gloria Anzaldúa (1999) gezeigt. Die *Kolonialität der Differenz* (Mignolo 2012) wird hierbei auf vielfältige Weise reproduziert, allen voran durch „silenced histories, repressed subjectivities, subalternized knowledges and languages“ (Mignolo 2007: 451). Dass sich dies in unseren Gegenwartsgesellschaften im Zusammenhang von Migrations- und Asyldebatten im Schnittpunkt von Religion respektive von Islam und Geschlecht vollzieht, kommt nicht

⁷ Dies gilt auch und gerade für die deutsche Kolonialgeschichte (Conrad 2016).

von ungefähr. Dieser Diskursstrang und der darin eingewobene antimuslimische Rassismus sind historisch seit langem im westlich-europäischen Wissensbestand verankert (Attia 2009: 8).

Religion als Inbild von Differenz und Fremdheit, und als Befreiungspotenzial

Im alltäglichen Leben europäischer Gesellschaften ist Religion eine „*nachrangige Entscheidungsressource*“ (Pickel 2013: 97). Sie hat schon lange ihre Motivkraft verloren und gilt als Privatsache (Luhmann 2000). Dies äußert sich in einem säkularistischen Selbstverständnis, das „den Niedergang [der Religion] als normal und fortschrittlich begreift, das heißt, als die quasi normative Implikation der Tatsache, ein moderner, aufgeklärter Europäer zu sein“ (Casanova 2004: 2). In der säkularistischen Weltsicht ist Religion daher eine nicht-intelligible Wissensform (Asad 1993) bzw. das paradigmatisch Andere. Dies gilt in eigener Weise für den Islam. Dass er unter besonderer Beobachtung steht, führt Nilüfer Göle (2004) u.a. darauf zurück, dass Muslim_innen über religiöse Praktiken in öffentlichen Räumen eine Sichtbarkeit erlangen, die die Grenzziehung zum Privaten unterlaufe und sich quer zum Verständnis von säkularer Öffentlichkeit entfalte. Göle erläutert, dass es Muslim_innen hierbei um eine individuelle Aneignung des Islam gehe, und zwar im Gegensatz zur Generation der Eltern, denen es nicht gelungen sei, sich den Raum vertraut und zu eigen zu machen. Über religiöse Praktiken werde hierbei schließlich jene Verschiedenheit bekräftigt, die die Einwanderungsgesellschaft ohnehin zuschreibe (Göle 2008: 51). Dies richte sich aber nicht *per se* gegen die säkulare Moderne, sondern vollziehe sich dem Selbstverständnis nach „im pluralistischen Rahmen der europäischen Öffentlichkeiten“ (ebd.).

Die Hinwendung zur Religion birgt dabei ein Emanzipationspotenzial gegenüber einer gesellschaftlichen Wirklichkeit, in der orientalisierende Wissensformen und die Kolonialgeschichte tief eingeschrieben sind, auch wenn dies im Bewusstsein der *weißen* Gesellschaft nicht verankert ist; etwa in Form von Geschichtsschreibung, ökonomischen Praktiken und einer darauf beruhenden Lebensweise, rechtlichen Institutionen und Politiken oder materieller Kultur, wie etwa der Architektur oder der Kunst und der Literatur (Said 1978; Mbembe 2014). Teil dieser kolonialen Wissensordnung ist das Ausblenden der Erfahrung kolonialer Unterwerfung und Machtinteressen, denen sich beispielsweise auch muslimische Gesellschaften im Mashriq und im Maghreb in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmend ausgesetzt sahen. Waren

diese Gesellschaften in ihren Reformanliegen – beginnend im 18. Jahrhundert (Freitag 2008) – zunächst von Offenheit und Interesse an europäischen Wissenschaften getragen, so verstärkte sich die Relevanz von Religion als kulturellem Anker in Reformdebatten des 19. Jahrhunderts erkennbar (Kassab 2010; Winkel 2017b), nachdem Frankreich Teile des Maghreb kolonisiert⁸ und Großbritannien Ägypten besetzt hatte (ab 1882). Auch als säkulare Nationalismen in den Unabhängigkeitsbewegungen um 1900 zunehmend an Gewicht gewannen, verlor Religion als Referenzpunkt nicht an Bedeutung.

Die durch die Kolonisation ausgelösten sozialpolitischen Krisen schienen mit den Befreiungs- und Dekolonialisierungsbewegungen und den Staatsgründungen überwunden. Fatima Mernissi (1975), die als postkoloniale Denkerin bislang nicht zur Notiz genommen worden ist, erörtert dies in *Beyond The Veil* aus geschlechtertheoretischer Perspektive (Winkel 2018). Ihre Analyse der gesellschaftlichen Situation in Marokko nach der Unabhängigkeit 1956 zielt u.a. auf die Rekonstruktion jener sozialen Mechanismen, die religiöse Sinnmuster zu einem Garanten sozialer (Geschlechter-)Ordnung werden lassen. Hierzu nimmt Mernissi den Wandel der Geschlechterverhältnisse im postkolonialen Marokko der 1960er- und 1970er-Jahre in den Blick. Sie zeigt, wie Marokko seine politische Identität als arabisch-muslimische Nation neu ausgelotet und geordnet hat. Den Prozess des *nation building* beurteilt sie kritisch, denn die ersten Jahrzehnte nach der Unabhängigkeit waren in hohem Maße durch Autoritarismus charakterisiert. Innerhalb des Transformationsprozesses von der kolonialen zur post-kolonialen Gesellschaft bildete der Islam einen maßgeblichen, symbolische Kontinuität und Handlungsorientierung sichernden Referenzrahmen. So war die lebensweltliche Erfahrung beispielsweise untrennbar mit religiös basierten Vorstellungen über die sexuelle Ordnung und ihre institutionelle Verankerung in der Familie verbunden. Mernissi dekonstruiert den darunter verborgenen post-kolonialen Neo-Patriarchalismus. Dies schließt eine Analyse islamischer Religion als Lieferant zentraler Motive politischen und sozialen Handelns ein, etwa wenn konservative Institutionen wie die religiös legitimierte Geschlechterseklusion zur Konturierung von Marokkos Identität als arabisches und als muslimisches Land verteidigt und zuungunsten von Frauen aufrechterhalten werden.

Mernissi kritisiert aber auch die paternalistische Haltung westlicher Kolonisatoren und problematisiert die Art der Wissensproduktion über die koloniale Andere und die muslimische Geschlechterordnung. In diesem Sinne symbolisiert

⁸ Algerien ab 1830, Tunesien ab 1881; Marokko war ab 1844 ‚Objekt‘ kriegerischer Interventionen, vor allem seitens der Franzosen und der Spanier; dies verstärkte sich ab 1880.

Beyond The Veil (1975) den post-kolonialen, feministischen Aufbruch muslimischer Frauen in der arabischen Welt. Die Studie ist Ausdruck und Teil jener von Frauen getragenen literarischen und akademischen Auseinandersetzung mit der Durchsetzung von Frauenrechten in Marokko und Tunesien, die hier nur bedingt zur Kenntnis genommen wird. Für Mernissi schloss dies auch eine Reform religiös begründeter Rechte ein. In ihren folgenden Arbeiten hat sie sich daher immer intensiver mit einer geschlechtergerechten Auslegung des Islam beschäftigt und schließlich zu einer Pionierin feministischer Studien zu fiqh, der islamischen Rechtswissenschaft, entwickelt. Für Mernissi birgt Religion also ein gewichtiges Emanzipationspotenzial, weil sie nach wie vor ein relevanter Bestandteil der lebensweltlichen Sinn- und Wissensordnung ist. Dies wird seit den 1990ern im Kontext islamisch-feministischer Theologien aufgegriffen und weitergeführt (Badran 2009).

Dort, wo diese Hinwendung zu Religion von *weißen* Frauen unter Verweis auf das Fehlen von Gleichheits- und Freiheitsrechten für muslimische Frauen primär als Nachweis von Unterdrückung problematisiert wird, werden – ob intendiert oder nicht – koloniale Sichtweisen reifiziert, und damit die koloniale Matrix des Denkens in Differenzen und Grenzziehungen. Für viele religiöse Frauen ist der Islam aber eine Quelle von Gleichheits- und Gerechtigkeitsideen (Wadud 2008; Seedat 2013).

Abschluss

Soziologisches Denken zu dekolonialisieren, bedeutet für Gurminder Bhambra (2014: 117), die Entstehung der globalen, *modernen* Welt als Prozess zu begreifen, der in den Geschichten von Kolonialismus, Unterwerfung und Versklavung verwurzelt ist. Nach Homi K. Bhaba (2000) geht es deshalb darum, diesen Diskurs der Moderne aufzubrechen und die Narrative *der Anderen* in die *weiße* Wissensordnung einzuschreiben (Bhambra 2014: 123). Mit anderen Worten geht es darum, die *weiße* Hegemonie und die koloniale Matrix des Denkens in Differenzen, der Über- und Unterordnung aufzudecken und zu de-zentrieren. Dies lässt nicht nur erkennbar werden, dass die heteronormative Matrix der Geschlechterordnung auf die Erfordernisse der kapitalistischen Gesellschaftsordnung zugeschnitten ist. Es wird auch deutlich, wie in Diskursen über *fremde* Frauen und Männer die bürgerliche, *weiße* Ordnung immer wieder symbolisch neu aufgeladen und bestätigt wird. Über die damit einhergehenden Grenzziehungen vergewissert sich diese Ordnung

ihrer Selbst. Die symbolischen Kämpfe über Kopftücher, Religion und das Bedrohungspotenzial islamistischer Männer spiegeln eine koloniale Wissensordnung, in der die Erfahrung der betreffenden Menschen selbst, ihre Geschichte(n) und ihre Sinnordnung immer wieder marginalisiert werden (Fanon 1963; Said 1978; Spivak 1994). In dem Zusammenhang werden (religiöse) Frauen nicht nur erneut als Akteur_innen unsichtbar gemacht; es wird auch die bürgerliche Differenzordnung in ihrer Funktion als Steigbügel der kolonialen Macht- und Wissensordnung erneut angerufen. Die Verstrickung des kolonialen Geschlechtersystems mit der Kolonialität der Macht weiter zu dechiffrieren, ist daher eine zentrale Aufgabe der Soziologie (Lugones 2008; Gutiérrez Rodríguez, Boatcă und Costa 2010).

Literatur

- Anzaldúa, Gloria (1999): *Borderlands. La Frontera. The New Mestiza*. 2nd. Ed. San Francisco: Aunt Lute Books.
- Asad, Talal (1993): *Genealogies of Religion. Discipline and reasons of power in Christianity and Islam*. Baltimore/London: The John Hopkins Univ. Press.
- Attia, Iman (Hrsg.) (2009): *Orient- und Islam-Bilder. Interdisziplinäre Beiträge zu Orientalismus und antimuslimischem Rassismus*. Münster: Unrast.
- Badran, Margot (2009): *Feminism in Islam: secular and religious convergences*. Oxford: Oneworld.
- Balibar, Etienne (1992): Gibt es einen „Neo-Rassismus“? In: Ders., Immanuel Wallerstein, Rasse, Klasse, Nation. Berlin/Hamburg: Argument-Verlag, S. 23–38.
- Bhaba, Homi K. (2000): *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenburg.
- Bhambra, Gurminder (2007): *Rethinking Modernity. Postcolonialism and the Sociological Imagination*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Bhambra, Gurminder (2014): *Connected Sociologies*. London: Bloomsbury.
- Casanova, José (2004): Der Ort der Religion im säkularen Europa. In: *Eurozine*; www.eurozine.com/articles/2004-07-29-casanova-de.html (letzter Zugriff: 04.11.2017).
- Comaroff, Jean; John L. Comaroff (2002): *Hausgemachte Hegemonie*. In: Sebastian Conrad, Shalini Randeria (Hrsg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a. M.: Campus, S. 247–282.

- Bock, Gisela (2000): Frauen in der europäischen Geschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. München: C. H. Beck.
- Conrad, Sebastian (2016): Deutsche Kolonialgeschichte. 3. Aufl. München: Beck.
- Demirovic, Alex (2008): Neoliberalismus und Hegemonie. In: Christoph Butterwege, Bettina Lösch, Ralf Ptak (Hrsg.), Neoliberalismus. Analysen und Alternativen. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 17–33.
- Dietze, Gabriele (2010): Critical Whiteness Theory und Kritischer Okzidentalismus. Zwei Figuren hegemonialer Selbstreflexion. In: Martina Tißberger, Gabriele Dietze, Daniela Harzán, Jana Husmann-Kastein (Hrsg.), Weiß – Weißsein – Whiteness. Kritische Studien zu Gender und Rassismus. Frankfurt a. M.: Peter Lang, S. 219–247.
- Dörre, Klaus; Martin Ehrlich, Tine Haubner (2014): Landnahmen im Feld der Sorgearbeit. In: Brigitte Aulenbacher, Birgit Riegraf, Hildegard Theobald (Hrsg.), Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Baden-Baden: Nomos, S. 107–124.
- Fanon, Frantz (1963): The Wretched of the Earth. New York: Weidenfels.
- Freitag, Ulrike (2008): Arabische Visionen von Modernität im 19. und frühen 20. Jahrhundert: Die Aneignung von Universalien oder die Übernahme fremder Konzepte? In: Jörg Baberowski, Hartmut Kaelble, Jürgen Schriewer (Hrsg.), Selbstbilder und Fremdbilder. Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel. Frankfurt a. M.: Campus, S. 89–117.
- Frevert, Ute (1986): Frauen-Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gerhard, Ute (1978): Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Göle, Nilüfer (2004): Die sichtbare Präsenz des Islam und die Grenzen der Öffentlichkeit. In: Dies., Ludwig Ammann (Hrsg.), Islam in Sicht. Der Auftritt von Muslimen im öffentlichen Raum. Bielefeld: transcript, S. 11–44.
- Göle, Nilüfer (2008): Anverwandlungen. Der Islam in Europa zwischen Kopftuchverbot und Extremismus. Berlin: Klaus Wagenbach.
- Gottschall, Karin (Hrsg.) (2003): Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag. München: Hampp.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación; Manuela Boatcă, Sergio Costa (Hrsg.) (2010): Decolonizing European Sociology. Farnham: Ashgate, S. 13–32.
- Hacking, Ian (1983): Making up People. In: Mario Biagioli (Hrsg.), The Science Studies Reader. New York: Routledge, S. 161–171.
- Hacking, Ian (1999): Was heißt ‚soziale Konstruktion‘. Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften. Frankfurt a. M.: Fischer, S. 18–27.
- Hall, Stuart (1989): Ausgewählte Schriften. Ideologie, Kultur, Medien, Neue Rechte, Rassismus. Hamburg/Berlin: Argument.
- Heintz, Bettina (Hrsg.) (2001): Geschlechtersoziologie. Sonderheft 41 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialphilosophie. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Honegger, Claudia (1991): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750–1850. Frankfurt a. M.: Campus.
- Kassab, Elizabeth S. (2010): Contemporary Arab Thought. Cultural Critique in Comparative Perspective. New York: Columbia University Press.
- Keller, Reiner (2011): Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. Wiesbaden: Springer VS.
- Link, Jürgen (2000): Normalismus und Neorassismus In: Nora Räthzel (Hrsg.), Theorien über Rassismus. Hamburg: Argument, S. 121–130.
- Lugones, María (2008): The Coloniality of Gender. In: Worlds and Knowledge Otherwise 2(2), On the De-Colonial (II): Gender and Decoloniality; <https://globalstudies.trinity.duke.edu/wko-v2d2> (letzter Zugriff: 04.11.2017).
- Luhmann, Niklas (1993): Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2000): Die Religion der Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Mbembe, Achille (2014): Kritik der schwarzen Vernunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- McClintock, Anne (1995): Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest. Oxon: Routledge.
- McRobbie, Angela (2010): Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. Sabine Hark, Paula-Irene Villa (Hrsg.). Wiesbaden: Springer VS.
- Mernissi, Fatima (1975): Beyond The Veil. Male-Female Dynamics in a Modern Muslim Society. New York: Schenkman.
- Mignolo, Walter D. (2007): De-Linking. The rhetoric of modernity, the logic of coloniality and the grammar of de-coloniality. In: Cultural Studies 21(2), S. 449–514.
- Mignolo, Walter D. (2012): Epistemischer Ungehorsam. Rhetorik der Moderne, Logik der

- Kolonialität und Grammatik der Dekolonialität. Wien/Berlin: Turia und Kant.
- Patel, Sujata (2014): *Gazing Backwards and Looking Forwards: Colonial Modernity and the Making of a Sociology of Modern India*. In: Said Arjomand (Hrsg.), *Social Theory and Regional Studies*. New York: SUNY Press.
 - Pickel, Gert (2013): *Die Situation der Religion in Deutschland – Rückkehr des Religiösen oder voranschreitende Säkularisierung?* In: Ders., Oliver Hidalgo (Hrsg.), *Religion und Politik im vereinigten Deutschland. Was bleibt von der Rückkehr des Religiösen?* Wiesbaden: Springer VS, S. 65–101.
 - Rommelspacher, Birgit (2009): *Die Emanzipation der muslimischen Frau*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* (5), S. 34–38.
 - Said, Edward (1978): *Orientalism*. London: Routledge & Keagan.
 - Scheele, Alexandra (2012): *Technokratie oder Androkratie? Zum (geschlechter-)demokratischen Defizit der gegenwärtigen Krisenpolitik*. In: Ingrid Kurz-Scherf, dies. (Hrsg.), *Macht oder ökonomisches Gesetz? Zum Zusammenhang von Krise und Geschlecht*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 222–235.
 - Seedat, Fatima (2013): *When Islam and Feminism Converge*. In: *The Muslim World*, July, S. 404–420.
 - Shimada, Shingo (2007): *Kulturelle Differenz und Probleme der Übersetzung*. In: Jochen Dreher, Peter Stegmaier (Hrsg.), *Zur Unüberwindbarkeit kultureller Differenz. Grundlagen-theoretische Reflexionen*. Bielefeld: transcript, S. 113–128.
 - Sousa Santos, Boaventura de (Hrsg.) (2007): *Another Knowledge is Possible. Beyond Northern Epistemologies*. London: Verso.
 - Sousa Santos, Boaventura de (2012): *Public Sphere and Epistemologies of the South*. In: *Africa Development* 37(1), S. 43–67.
 - Spivak, Gayatri Chakravorty (1990): *The Post-Colonial Critic. Interviews, Strategies, Dialogues*. New York/London: Routledge.
 - Spivak, Gayatri Chakravorty (1994): *Can the Subaltern Speak?* In: Patrick Williams, Laura Chrisman (Hrsg.), *Colonial Discourse and Post-Colonial Theory. A Reader*. New York: Columbia University Press, S. 66–111.
 - Stichweh, Rudolf (2010): *Fremde im Europa der frühen Neuzeit*. In: Ders., *Der Fremde. Studien zur Soziologie und Sozialgeschichte*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 75–83.
 - Stoler, Ann Laura (1995): *Race and the education of desire. Foucault's history of sexuality and the colonial order of things*. Durham: Duke Univ. Press.
 - Ulrich, Bernd (2016): *Sexismus. Wer ist der arabische Mann?* In: *DIE ZEIT*, 17. Januar 2016; www.zeit.de/2016/03/sexismus-fluechtlinge-islamismus-araber-frauen (letzter Zugriff: 04.11.2017).
 - Wadud, Amina (2008): *Inside the Gender Jihad. Women's Reform in Islam*. Oxford: One World.
 - Wimmer, Andreas (2010): *Ethnische Grenzbeziehungen. Eine prozessorientierte Mehrebenentheorie*. In: Marion Müller, Darius Zifonun (Hrsg.), *Ethnowissen. Soziologische Beiträge zu ethnischer Differenzierung und Migration*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 99–152.
 - Winkel, Heidemarie (2017a): *Tradition und Moderne: Ein ethnozentrischer Dualismus in der westlich-europäischen Geschlechterforschung*. In: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf, Katja Sabisch. (Hrsg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: Springer VS. Online-Veröffentlichung; DOI 10.1007/978-3-658-12500-4_7-1.
 - Winkel, Heidemarie (2017b): *Religionssoziologie jenseits des methodologischen Säkularismus: Multiple religiosities und religiöse Wissensproduktion am Beispiel arabischen Reformdenkens*. In: Dies., Kornelia Sammet (Hrsg.), *Religion soziologisch denken. Reflexionen auf aktuelle Entwicklungen in Theorie und Empirie*. Wiesbaden: Springer VS, S. 69–97.
 - Winkel, Heidemarie (2018): *Die (post)koloniale, marokkanische Gesellschaft als Fatima Mernissis Lebenswelt und als Untersuchungsgegenstand*. In: Christel Gärtner, Gert Pickel (Hrsg.), *Schlüsselwerke der Religionssoziologie*. Wiesbaden: Springer VS. Zur Veröffentlichung angenommenes Manuskript.
 - Yuval-Davis, Nira (1997): *Gender and Nation*. London: Sage.

Barbara Rendtorff

Beunruhigungen – Sexualisierungen und Fremdenabwehr¹



Prof. Dr. Barbara Rendtorff (Foto: Bettina Steinacker).

Das Panel hat den Titel „Sexualisierungen und Gewaltproduktionen“ – ich werde den Fokus dabei etwas verschieben und eher zu zeigen versuchen, wie Gewalt aus einem komplexen Ursachenbündel entstehen kann, gewissermaßen emergiert, ohne dass man am Ende noch sagen könnte, wer/was sie ‚produziert‘ hat. Meine Ausgangsfrage war, welche Funktion Sexualisierungen im Kontext von Fremdheitskonstruktionen und Fremdenabwehr haben – und das schließt auch die Frage ein, was gewissermaßen ‚hinter‘ aktuellen Vorkommnissen und Debatten liegt und darin zum Ausdruck kommt.

Ein sehr offensichtliches Moment der Sexualisierung im Zusammenhang mit Fremdheitskonstruktionen wäre zunächst in der Strategie zu erkennen, Männer durch Weiblichkeitszuschreibungen als schwach, impotent und lächerlich darzustellen – ein häufiges Motiv etwa im Antisemitismus, von den Juden-Spottkarten der Kaiserzeit bis zur Nazi-Propaganda. Hier wird der jüdische Mann aber zugleich als „visqueux“ (Bauman 1992, 53) markiert, also als wenig konturiert, heimlich eindringend und ehrlos – das macht ihn zum Fremden, im Unterschied zu einem ‚richtigen Feind‘, denn dem Feind wird, wie Bauman ausführt, eine symmetrische Form der Vergesellschaftung zugestanden (Bauman 1995, 73f.), dem Fremden jedoch nicht. Folg-

lich dienen Weiblichkeitszuschreibungen hier also zwar dazu, die adressierten Männer zu schwächen, aber zugleich auch dazu, deren Gefährlichkeit auf einer anderen, ‚unehrenhaften‘ (unmännlichen) Ebene zu vergrößern, wobei Sexualisierungen in beiden Dimensionen wirksam sind. Unbestimmtheit ist eine Markierung der Gefährlichkeit des Fremden, weil sie die Furcht vor etwas evoziert, das man nicht vorhersehen und vor dem man sich nicht schützen kann.

In Bezug auf Frauen stellen sich solche Markierungen anders dar, weil ihre Gefährlichkeit überwiegend anders bestimmt wird. Auch zeigt sich die Verbindung zum Sexuellen hier unverhüllt. Mit der Formierung der bürgerlichen Gesellschaft etabliert sich eine Spaltung zwischen der sexuellen und der desexualisierten Frau – so wird etwa in den präfaschistischen Freikorps-Romanen, die Klaus Theweleit analysiert hat, der ‚roten Frau‘ (hier: die russische Kämpferin), die eine ungezügelte Sexualität verkörpert, die reine, die ‚weiße Frau‘ gegenübergestellt, die desexualisierte Hausfrau und Mutter, wie sie ins Konzept der bürgerlichen Gesellschaft eingeschrieben ist. Die „gute Frau“, schreibt Theweleit, wird „entlebensdigt“ (Theweleit I, 188), entsexualisiert, während die „böse“ Frau vergewaltigt, geschändet und gemordet wird – bzw. umgekehrt: Das Weiblich-Sexuelle ist ‚gut‘, wenn es patriarchal domestiziert ist, und im anderen Fall ist es gefährlich und wird gewaltsam und sadistisch angeeignet.

Soweit die Konstruktion, wie wir sie Anfang des 20. Jahrhunderts vorfinden. Nun ließe sich argumentieren, dass sich die Struktur von habitualisierter Männlichkeit und patriarchaler Herrschaft heute völlig anders zeigt und sich im Wege des Formwandels von Männlichkeit grundlegend gewandelt hätte – manche aktuellen Debatten im Kontext der Flüchtlingsthematik werfen aber die Frage auf, inwieweit sich hier tatsächlich ein grundlegender Wandel abzeichnet oder eher nur eine rhetorischer Abschwächung.

Was die sexuelle Frau gefährlich macht, ist ja offenbar die Erregung, die sie verursacht – ein Aspekt, der verständlicherweise nicht zum expliziten Gegenstand der Debatte wird. Im öffentlichen Diskurs tritt deshalb ein anderer Aspekt an seine Stelle: die Angstlust vor der Vermischung. Die im Konzept der bürgerlichen Gesellschaft zur Hüterin der Sittlichkeit in Familie und

¹ Eine längere, ähnliche Fassung dieser Überlegungen findet sich in: Feministische Studien, Heft 2/2017.

Staat bestimmte Frau wird obsessiv als bedroht durch ‚Verunreinigungen‘ dargestellt (des Blutes, des Leibes), gefährdet durch das Eindringen unpassender Elemente oder eine Art Infiziertwerden durch Berührung – erkennbar in der NS-Propaganda ebenso wie bei den heutigen Rechten, und nicht zuletzt in Abbildungen seriöser Tageszeitungen (z. B. Focus und Süddeutsche Zeitung, 09.01.2016). Weil aber Reinheitsvorstellungen immer gesellschaftlich kontextualisiert sind, steht der durch Vermischung mit Fremdem und ‚Unpassendem‘ bedrohte Leib auch stellvertretend für die Gesellschaft, und Maßnahmen zur Sicherung sexueller Reinheit stehen auch für gesellschaftsbezogene Ordnungs- und Gefährdungsvorstellungen (Douglas 1966/1988). Soziale Trennungen verkleiden sich deshalb sehr häufig als Regelungen der Sexualität (etwa im Verbot, mit Angehörigen einer niedrigeren Kaste Geschlechtsverkehr zu haben oder im Verbot der außerehelichen Sexualität). Die bedrohtesten Regionen einer Gesellschaft, eines Staates oder eines lebendigen Menschen sind aber die Zonen des Übergangs, etwa zwischen Kindheit, Adoleszenz und Erwachsenenalter oder die Menarche als Übergang zum Sexuellwerden des Körpers und alle Grenzen und Randzonen – diejenigen Bereiche also, in denen sich Berührungen mit Anderen/Außenstehenden abspielen und wo etwas in den Körper herein- oder aus ihm herauskommt. Geschlechterbezogene Verunreinigungsvorstellungen, wie sie praktisch immer im Kontext von Fremdheit auftauchen, müssten also dann besonders stark ausfallen, wenn die Regeln, die das gesellschaftliche Geschlechterverhältnis organisieren, unklar oder widersprüchlich sind, wenn z. B. innerhalb einer Gesellschaft das Prinzip der männlichen Vorherrschaft zwar als ein Strukturprinzip existiert, aber zugleich durch andere Prinzipien unterlaufen wird – etwa „durch das Prinzip der Unabhängigkeit der Frauen“ (a. a. O., 186) oder wenn die Geschlechterordnung in Umbruch gerät. In diesem Fall wird der Versuch der ‚Reinhaltung der Gesellschaft (Rasse)‘ über das Tabu der Sexualität mit ‚fremden‘ Männern besonders ausgeprägt sein – zumal die Forderung der bürgerlichen Gesellschaft, ein Mädchen „dürfe in die Ehe mit dem einen Mann nicht die Erinnerung an Sexualverkehr mit einem anderen mitbringen“, das in der Monogamie abgesicherte Besitzrecht des Mannes nach rückwärts in die Vergangenheit ausdehnt (Freud 1918/1972, 213): Sie muss immer schon ‚nur die Seine‘ gewesen sein. Die Bedrohung der Reinheit (d. h. auch: der Geschlechtertrennung) oder die Schuld bei Regelverletzungen muss dann also auch deshalb bei den ‚fremden Männern‘ gesucht werden, weil damit verdeckt werden

kann, dass das Gemeinwesen durch seine eigene innere Widersprüchlichkeit bedroht ist und es stattdessen als gefährdet von außen dargestellt werden kann und erscheint.

Es lässt sich also erkennen, dass im Kontext dieser Denktradition, diesem Denken über Andersheit und Fremdheit die Positionen von Männern und Frauen zueinander (hier als ‚Positionen‘ verstanden, nicht als reale Personen) sich deutlich in ihrer Logik unterscheiden. Dieser Aspekt macht es notwendig, einen Schritt zurückzutreten vom offenkundig Erkennbaren und auf andere Erklärungsansätze für die Problematik zurückzugreifen. Zuerst eine philosophische Perspektive:

Jean-François Lyotard hat in seinem Text „Heidegger und ‚die Juden‘“ (Lyotard 1988) eine sehr starke These entwickelt. ‚Der Jude‘, hier ebenfalls als überpersönliche Figur gedacht, sei im Denken und im ‚kulturellen Apparat‘ des Abendlandes ein Platzhalter dessen, was er das „Unvordenkliche“ nennt – und das ist das Sexuelle, Geschlecht, sofern es die Verbindung von Leben und Tod, von Lust und Schmerz thematisiert und repräsentiert. Dieses bilde, schreibt Lyotard, einen traumatischen Kern im psychischen Apparat des Menschen, es sei etwas, das vom Gedanken nicht erfasst werden kann, was sich nicht denken lässt, weil es im strengen Sinne nicht gedacht werden kann (Lyotard 1988, 22ff.). Es sei also eher ein unbestimmtes, unbestimmbares Quantum an Erregung, weil Geschlecht bzw. der „Geschlechtsunterschied“ (a. a. O., 29) in seiner existenziellen und unbegreiflichen Dimension im wörtlichen Sinne ‚undarstellbar‘ ist und als ursprüngliche Differenz unsere Vernunft übersteigt – und deshalb, so Lyotard, macht es Angst und erscheint auch als Angst. Er stellt hier eine Verbindung her zu Freuds Begriffen der Verdrängung und der unbewussten Affekte, die in Bezug auf Frauen und auf Juden je spezifisch gesellschaftlich konkretisiert und ausformuliert werden. Deshalb seien die geschlechtlichen Körper (die „ohne alles Geheimnis“ sind; a. a. O., 30) ebenso wenig wesentlich wie die konkreten Geschlechterverhältnisse, sofern diese nur Ausdrucks- und Ordnungsformen jener undarstellbaren Differenz bilden.

Diese Angst bildet die Grundlage aller Ängste vor dem Anderen und dem Fremden und wird in jeweils verkleideter Form dort durch Projektionen und durch Ordnungsbemühungen bearbeitet, fundiert aber auch das Verhältnis zu Geschlecht und der Geschlechterordnung. Lyotards Verweis auf Freud rückt uns nun einen psychoanalytischen Theoriebezug in den Blick.

Die fundamentale Bedeutung aller Begehrensobjekte wie auch von Mutter und Vater geht in psychoanalytischer Perspektive nicht von realen

Personen aus, sondern von ihren symbolischen Bedeutungen, wobei die Mutter symbolisiert wird als unerreichbares, weil immer schon verlorenes (und verbotenes) Objekt des Begehrens. Der symbolische Vater aber erscheint in anderer Funktion. Hier greift Freud selbst auf einen Mythos zurück (wie es die Undarstellbarkeit des Gegenstandes verlangt), der Geschichte vom Urvatermord, die die Grundidee des Gesellschaftsvertrags und der Zivilisation formuliert. Dieser Mythos beschreibt den von den Söhnen gemeinschaftlich begangenen Mord am Urvater, weil dieser, gewalttätig und eifersüchtig, die Triebfreiheit der anderen Mitglieder der ‚Urhorde‘ einschränkte (Freud 1912/1974). Angesichts der nun unweigerlich ausbrechenden, auch von Schuld und Reue getragenen Rivalität, Mord und Totschlag schließen die Söhne (die ‚Brüderhorde‘) den Vertrag, miteinander in Frieden zu leben, zu diesem Zweck auf die Frauen der eigenen Familie und Gruppe zu verzichten und sie im Austausch untereinander an jeweils andere Männer zu geben – deshalb schreibt Freud, der tote Vater sei nun „stärker als der lebende gewesen war“ (ebd., 427). Denn mit diesem Vertrag gründet die Gesellschaft als Ganzes in der gemeinsamen Schuld, er bindet alle an das gemeinsam verfasste Gesetz (das mit dem Inzestverbot abgesichert wird), er bezeugt die Tatsache, nicht alles sein/haben zu können, erzwingt Exogamie, damit auch die Entgegensetzung von Familie und Kultur und stiftet auf diese Weise Sozialität und Zivilisation. Die Frauen (die am Zustandekommen des Vertrags in dieser Erzählung nicht beteiligt waren) repräsentieren/symbolisieren also das, was aufgegeben werden muss, um an dieser Sozialität teilhaben zu können, und bilden damit in der realen Geschichte zugleich den Motor technologischer und zivilisatorischer Entwicklung (Rendtorff 2009; Rubin 1975/2006). Dieser Mythos beansprucht nicht, realistisch historische Entwicklungen nachzuzeichnen, sondern versucht, ein Bild und eine Begründung zu finden für die zentralen Strukturmerkmale der bürgerlichen Gesellschaften. Für unser Thema relevant ist vor allem, dass in dieser Perspektive *jeder andere Mann* aus der männlichen Position betrachtet also einer ist, der das bekommt, was man selbst nicht haben darf – was für sich genommen schon sexualisierten Neid und Rivalität erzeugt. Und wenn der ‚andere Mann‘ keine eigenen begehrten Frauen anzubieten hat oder die eigenen Frauen auch noch für sich behalten will, dann verschärft das natürlich den Konflikt unter den Männern. Wenn aber die *Frauen* ihre Wahl selbständig treffen, sich dem Prozess des gegenseitigen Austauschs (und Ausgetauscht-Werdens) entziehen und eine eigene Rechnung

aufmachen, dann würden sie gewissermaßen den gesamten Vertrag und seine Logik zum Kippen bringen. Dies müsste als ein Moment der Anmaßung der Frauen und vor allem als massive Bedrohung verstanden werden: Denn wenn die Frauen selbsttätig weggehen, hätte sich ja die ganze Sache nicht gelohnt – der Vatermord, die Absprachen der Brüderhorde, der Verzicht usw. – und die daraus resultierende Reue, Schuld und Angst müssten umsonst ertragen werden. Von hier aus lässt sich nun unschwer die Bedeutung bestimmter Redewendungen, Wortwahl und Formulierungen erkennen, die sich in den Diskussionen nach der sogenannten ‚Kölner Silvesternacht‘ überall beobachten ließen. Auffallend ist ja, dass die von allen Seiten unerwartet aufwallende Ritterlichkeit den Frauen gegenüber, die nicht nur bei den Rechten unter der Maßgabe des Schutzes ‚unserer Frauen‘ auftrat, eine ambivalente Mischung darstellt, in der die Betonung weiblicher Schwäche und Schuldlosigkeit mit der vereinnahmenden Eingemeindung der ‚eigenen‘ Frauen und deren Schutzbedürftigkeit gegen ‚fremde‘ Männer verknüpft wird. Das wirft zwei Fragen auf: Warum müssen die Frauen schwach, schutzbedürftig und schuldlos sein? Und warum sind es ‚unsere‘ Frauen?

(Sicherheitshalber, obgleich eigentlich überflüssig, hier der Hinweis darauf, dass es selbstverständlich und in jeglicher Hinsicht indiskutabel ist, wenn Menschen gegen ihren Willen angefasst oder sexuell bedrängt werden, egal von wem. Es geht hier nur darum, eine nicht offensichtlich auf den ersten Blick erkennbare Struktur zu verstehen – wie und vom wem sie jeweils politisch benutzt wird, ist eine andere Frage.)

Die gegen Freud erhobene These, dass die Frauen schuldlos seien am Vatermord, hat er immer zurückgewiesen und muss auch (abgesehen davon, dass sie essentialisierend ist) aus psychoanalytischer Theorieperspektive abgewiesen werden, denn hier ist das Schuldgefühl im Unterschied zur Reue *nicht an die Tat* gebunden, sondern ist Ausdruck einer „Gefühlsambivalenz“, eines strukturellen Ambivalenzkonflikts zwischen Liebe und Hass, der jedem Zusammenleben von Menschen zugrunde liegt und der Tat sozusagen vorausging – ob man den Vater erschlagen „oder sich der Tat enthalten“ habe, sei nicht entscheidend, schreibt Freud (1930/1974, 258). Aber deshalb kann in dieser Perspektive nur die selbständige Anerkennung, die Übernahme der Schuld zu einem eigenen Leben befreien, als „Preis für die Einschreibung in die Geschichte“ (Löchel 1990, 58), sofern dies den Ambivalenzkonflikt aufrechterhält und darauf besteht, das eigene Begehren nicht aufzugeben. Die Behauptung der *Schuldlosigkeit* der Frauen würde also zugleich dazu

dienen, sie am Selbständig-Werden durch den ‚emanzipatorischen‘ Vatermord zu hindern. Diese unterschiedliche Positionierung zu Schuld und Tat bildet auch ein zentrales Grundmuster für das Konzept der bürgerlichen Gesellschaft mit ihrer Trennung der Sphären von öffentlich und privat bzw. von Familie und Kultur/Gesellschaft, die *strukturell* antagonistisch zueinander stehen. Sie zieht Reglementierungen der sexuellen Orientierung nach sich, die die Individuen in ihrer Objektwahl auf das „gegenteilige Geschlecht“ einengen, „die meisten außergenitalen Befriedigungen als Perversionen“ untersagen und das „Sexualleben der Kulturmenschen“ nachhaltig schwächen (Freud 1930/1974, 234). Sie unterhöhlt außerdem auch die eigentliche Funktion des Inzestverbots, das, wie es bei Levi-Strauss heißt, den Übergang vom Natur- zum Kulturzustand markiert (Lévi-Strauss 1967, S. 73; 1981, S. 640), weil es die Sexualität aus der Familie hinauslenkt, Individuen und soziale Gruppen dazu zwingt, Allianzen zu schließen, *immer wieder neue* Einheiten zu bilden, die nach gewisser Zeit wieder aufgesplittert und aufgegeben werden (Lévi-Strauss 1983/1993, 103), und das dadurch zu einer sozialen Organisation hinführt.

Alle diese Überlegungen machen darauf aufmerksam, dass die in diesem Bild (des Frauenaustauschs) miteinander in Tauschverhandlungen tretenden, einander fremden Männer in sehr ambivalenter Beziehung zueinander stehen. Letztlich sind doch beide Seiten Opfer eines Zwangs, der sich in den Frauen verkörpert, weshalb diese einen Teil der damit einhergehenden Aggressionen auf sich ziehen. Deshalb werden in jedem Krieg die Frauen Opfer sexueller Gewalt durch die Eroberer, und *nach* dem Krieg werden sie Opfer der Rache der Männer, die sie als ‚unsere eigenen‘ Frauen für sich beanspruchen. Anders gesagt wird also ein Teil der Frustration, die die ‚unbeherrschbaren‘ Frauen auslösen, auf die ‚fremden‘ Männer verschoben, und in dem an ihnen verteidigten Besitzanspruch (auf ‚unsere Frauen‘) drückt sich auch der (hoffnungslose) Wunsch aus, doch noch in eine günstige Position zu gelangen.

Kulturentwicklung heißt immer Veränderung, und der Wunsch nach Unveränderlichkeit ist immer ein Hinweis auf kulturfeindliche Einstellungen (Erdheim 1991; 1992). Mario Erdheim liest solche Einstellungen deshalb als Hinweis auf ein inzestuöses Moment: Die Fremdenangst, schreibt er, sei dem (real und symbolisch) Inzestuösen auf doppelte Weise verwandt: zum einen in der ‚Exotisierung‘ des Fremden (was ihn begehrlieh macht), zum anderen in seiner Abwehr: „Man lässt sich auf den Fremden nicht ein und zieht das Altbekannte vor“ (1991, 166). Wenn aber

nun die Frauen *selbst* diejenigen sind, die sich dem Fremden mit Neugier und Begehren zuwenden, dann erscheint die Gefährdung des Bestehenden in den Augen der Männer natürlich umso größer. Nicht zuletzt deshalb wird im Modell der bürgerlichen Familie mit der männlichen Vorherrschaft auch das mögliche weibliche Begehren nach einem/einer Anderen gewissermaßen doppelt unter Strafe gestellt.

Die Verwendung der Formulierung ‚unsere Frauen‘ hat also drei unterschiedliche Funktionen. Zum einen soll sie dazu beitragen, die Sexualerregung zu vermindern und im Wege der Eingemeindung der Frauen in den Kontext des Familiären (der Verwandtschaft) durch partielle Desexualisierung zu beruhigen; zum anderen demonstriert sie die Verfügungsmacht der Männer über die ‚eigenen‘ Frauen, was sie aber zugleich in Konflikt mit den ‚fremden‘ Männern bringt. Und drittens wird damit das bedrohliche eigene Begehren der Frauen und ihre dadurch bezeugte Andersheit gewissermaßen aufgehoben und neutralisiert (domestiziert), indem die Frauen als ‚unsere eigenen‘ Frauen eingemeindet werden – die Verschiebung der Aktivität auf das unstatthafte Begehren der ‚fremden Männer‘ lässt diesen Aspekt aber hinter einem rassistischen Muster verschwinden. Mit dem Ruf nach einem starken strafenden Staat zur Abwehr eingewanderter Männer würde man also so tun wollen, als sei der Vater gar nicht tot (und man selbst könne folglich schuldlos genießen), statt dass die Zivilgesellschaft selber entsprechende zeitgemäße Formen des Umgangs miteinander und mit Schuld und Angst findet. Die Betonung der Gefährdung der (unschuldigen) Frauen dient also nicht zuletzt dem Erhalt der in letzter Zeit gerade *von diesen selben Frauen* infrage gestellten und dadurch brüchig werdenden Geschlechterordnung, die ihre Aufgabe der desexualisierenden Beruhigung nur noch unzulänglich erfüllt.

Es ließe sich also zusammenfassen, dass Sexualisierungen im Kontext von Fremdenabwehr nicht zuletzt auch dazu dienen, die Infragestellung der als legitim ausgegebenen Domestizierungen des Weiblichen in einem ‚Außerhalb‘ zu bekämpfen, statt sie als Ausdruck der inneren Widersprüchlichkeit von Gesellschaft und Geschlechterverhältnis zu sehen und zu bearbeiten.

Literatur

- Bauman, Zygmunt (1992): Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust, Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.

- Bauman, Zygmunt (1995): *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Douglas, Mary (1966/1988): *Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Erdheim, Mario (1991): Zur Problematik der Imagines von Familie und Kultur. In: Borer, Christine/Ley, Katharina (Hrsg.): *Fesselnde Familie. Realität – Mythos – Familienroman*. Tübingen: edition diskord, 155–171.
- Erdheim, Mario (1992): Das Eigene und das Fremde. Über ethnische Identität. In: Jansen, Mechthild M./Prokop, Ulrike (Hrsg.): *Fremdenangst und Fremdenfeindlichkeit*. Frankfurt a. M., 163–182.
- Freud, Sigmund (1912/1974): Totem und Tabu. In: Studienausgabe Bd. IX, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 295–444.
- Freud, Sigmund (1918/1972): Das Tabu der Virginität. In: Studienausgabe Bd. V, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 213–228.
- Freud, Sigmund (1930/1974): Das Unbehagen in der Kultur. In: Studienausgabe Bd. IX, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 194–270.
- Lévi-Strauss, Claude (1967): *Strukturelle Anthropologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lévi-Strauss, Claude (1975): *Strukturelle Anthropologie II*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lévi-Strauss, Claude (1983/1993): *Der Blick aus der Ferne*. Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- Löchel, Elfriede (1990): „My heart belongs to Daddy“. Eine spezifisch weibliche Illusion der Vermeidbarkeit des imaginären Vaternmords. In: x-y: Zwiespalt der Gefühle. Fragmente Band 34. Kassel: Jenior und Pressler, 52–61.
- Lyotard, Jean-François (1988): Heidegger und „die Juden“. Wien: Passagen Verlag/Böhlau.
- Rendtorff, Barbara (2009): Unbehagliche Differenzen. Frauen, Männer und Kultur. In: Dörr, Margret/Aigner, Christian (Hrsg.): *Das neue Unbehagen in der Kultur und seine Folgen für die psychoanalytische Pädagogik*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 73–89.
- Rubin, Gayle (1975/2006): Frauenaustausch. Zur ‚politischen Ökonomie‘ von Geschlecht. In: Dietze, Gabriele/Hark, Sabine (Hrsg.): *Gender kontrovers. Genealogien und Grenzen einer Kategorie*. Königstein: Ulrike Helmer, 69–122.
- Theweleit, Klaus (1980): *Männerphantasien*. 2 Bde. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Kontakt und Information
 Prof. Dr. Barbara Rendtorff
 barbara.rendtorff@uni-paderborn.de

Susanne Spindler

Befremdung – Beunruhigung – Gewaltproduktion. Männlichkeiten im Kontext Migration

Als „anders“ bezeichnete und meist geflüchtete Männer sind in den letzten Jahren v.a. durch die Berichterstattung über die Silvesternacht 2015/16 in Köln in den Fokus gerückt: Große Teile der Gesellschaft empfinden sie als befremdlich, als beunruhigend. Bedrohung und Gewalt gehe von ihnen aus, woran sich die Frage anschließt, wie diese Gewalt einzuhegen sei. Diese Debatten resultieren aus gesellschaftlichen Beunruhigungen und geben zugleich Anlass zur Beunruhigung, denn sie haben Folgen und Nebenwirkungen, die häufig nicht als solche aufgezeigt werden. Drei Debatten der Beunruhigung im Kontext Flucht und Männlichkeit und deren Folgen werde ich näher anschauen: Die Fokussierung auf „den gewalttätigen anderen Mann“ geht einher mit der Rekonstruktion

nationalistischer Tendenzen und lässt andere gesellschaftliche Gewaltverhältnisse und auch das Wiedererstarken weißer Männlichkeiten aus dem Fokus geraten, sie werden als solche entnannt oder gar zum Verschwinden gebracht.

Differenzen, die in Migrationsgesellschaften an der Tagesordnung sind, werden nach wie vor für bestimmte Bevölkerungsteile verbannt oder skandalisiert. Im Kontext Flucht und Migration werden Menschen auf Teilbereiche reduziert, so tauchen auch geflüchtete Männer nicht in ihrer Heterogenität und Normalität auf, sondern gehen unter in einem allgemeinen Bild von Flüchtlingen als homogene, arme Masse mit vielen Problematiken.

Die dritte Debatte, bei der es um die Beunruhigung geht, ob man es wirklich mit einem „richtigen Flüchtling“ zu tun habe und woran dieser zu



Prof. Dr. Susanne Spindler (Foto: Bettina Steinacker).

erkennen sei, hat gleich zwei beunruhigende Folgen: Ein rigides Asylsystem wird für viele Betroffene wirksam, das wenig Raum für Kompetenzen, Ressourcen sowie die Entwicklung anerkannter Männlichkeiten lässt. Darüber hinaus rechtfertigt es Formen der Abwehr, die wiederum Gewalt produzieren, auch wenn sie nicht als solche benannt wird.

Beunruhigung 1: der gefährliche muslimische Mann

Es gibt *vor Köln* und es gibt *nach Köln*. Seit Silvester 2015/2016 in Köln spricht die Öffentlichkeit – nicht auf wirklich neue Art und Weise, aber mit großer Selbstverständlichkeit – von muslimisch-migrantischer problembeladener Männlichkeit, die „unsere“ Sicherheit, v.a. die „unserer Frauen“ gefährde. Die Identifizierung eines bestimmten Tätertyps „jung, muslimisch, nordafrikanisch, geflüchtet, Mann“ führt zu der Annahme, die Identifikation des Tätertyps könne die Gewalt einhegen, beherrschbar machen.

Nach Köln finden wir viele Bestandteile von Kolonialdiskursen, sie reichen von medialen Titelbildern, die genauso in Kolonialdiskursen aufgetaucht sind: große, schwarze Hände, die weiße Frauenkörper begrabschen (z.B. Focus 2/2016 oder Titelbild der Süddeutschen Zeitung vom 08.01.2016) bis zu Reden beispielsweise vom „Zivilisationsbruch“ (Heiko Maas, Justizminister), den die Männer bei ihren Gewaltakten gegen Frauen begangen hätten. Dies alles gibt Anlass zur Annahme, dass geflüchtete Männer so anders seien, dass sie unmöglich zu „uns“ gehören könnten. Die mit „race“ verbundene Täterschaft wird dann auch zum Anlass, das Ereignis der Silvesternacht von der Gewalt gegen Frauen zu nutzen, um migrations- und ordnungspolitische Maßnahmen des Ausschlusses zu

diskutieren, allen voran Migrationsabwehr und Abschiebungen.

Beunruhigende Folge: Wiedererstarken von Nationalismus und des weißen Mannes

Nachdenkliche Fragen, wie sie Nikita Dhawan etwa bei einer Konferenz¹ gestellt hat, ob es bei einer historisch hartnäckigen Positionierung der „Anderen“ überhaupt möglich sei, über die Gewalt innerhalb einer rassifizierten Gruppe zu sprechen, ohne zu verschweigen und ohne zu ethnisieren, ohne etwa „den Islam“ zu essentialisieren, geraten immer mehr in den Hintergrund. Der Debatten-Mainstream verläuft anders und dient anderen Zwecken: Der nationale Innenraum rekonfiguriert sich. Es geht um die Wahrung nationaler Interessen. Politiken, v.a. auch Sozialpolitiken, enden an den Grenzen des Nationalstaats, Gefahr und Bedrohung werden als von außen kommend wahrgenommen. Gewöhnliche Geschlechterkonstruktionen untermauern das: Das „Nicht-Ich“, wie Christina von Braun es benannte, wird zur Folie, auf der ein passant eine unschuldige nationale Männlichkeit konstruiert werden kann. Die stereotypen Konstruktionen fremder Männlichkeit (und Weiblichkeit) zielen auf die Reaktivierung der Konstruktion einer nationalen Identität. Das Nationale verspricht Schutz vor den Zumutungen der Globalisierung. Es handelt sich um eine regressive Form der Selbstvergewisserung, die nationale Gemeinschaftssehnsüchte bedient, so Astrid Messerschmidt, verbunden mit „reinen Selbstbildern“ (Messerschmidt 2016 und Mecheril/Messerschmidt 2016). So kann der nationale Innenraum als unschuldig präsentiert werden, Gewalt im Inneren negiert werden, stattdessen wird eine Abstammungs- sowie eine moralische Reinheit propagiert („wir haben viel für Flüchtlinge getan“). Eine unschuldige nationale Männlichkeit wird geschaffen, die gefasst wird mit „zeitgemäßer, emanzipierter Männlichkeit“: Hegemonial wird, was scheinbar nicht mit Gewalt zu tun hat.

Diese Entwicklung geht mit einem Wiedererstarken des „Weißen Mannes“ einher. Hatten Medien, so z.B. die Wochenzeitung DIE ZEIT noch 2012 (Heft 47) das „Ende des weißen Mannes“ prophezeit, so zeigt sich aktuell wieder ein Rückbezug auf die Attribute starker Männlichkeit in Führungspositionen, verkörpert durch weiße Männer, die an Staatsspitzen stehen. Oder, wie Robert Claus et al. (2010) im Kontext der Rechtsextremismusforschung analysieren, kann die Behauptung, Männlichkeit befinde sich in einer „Krise“, auch einer (Re-)Souveranisierungsstrategie von Männlichkeit geschuldet sein.

¹ Vortrag zu „Geschlechtergewalt, Verletzlichkeit und Handlungsmacht“ am 18.06.2015 bei der Internationalen Konferenz „Migration und Gender“ in Dudelange/Luxemburg.

Elitäre Formen weißer Männlichkeit haben nie an Relevanz verloren, ihre Formen von Gewalt sind hinter Aktienmärkten und Börsenkursen nur unsichtbarer geworden. Heute können sie wieder in Erscheinung treten, eben auch auf Kosten von Migrant_innen, die zur Privilegien- und Herrschaftssicherung dienbar gemacht werden, wie dies die Person und Politik Trumps zurzeit eindrucksvoll verdeutlicht.

Die „Anderen“ bleiben die „Anderen“. Das schützt davor, Zusammenhänge mitdenken zu müssen, beispielsweise den Beitrag des Westens zu Kriegen und zu Gewalt und Fluchtgründe auch als Folgen globaler Nord-Süd-Ausbeutungsverhältnisse (Castro-Varela/Dhawan 2015: 318). Nationale Unschuld bleibt nicht nur erhalten, sondern die (Re-)Konstruktion problematischer Bilder „des Anderen“ errichtet zugleich ein Bollwerk gegen Ansprüche des Südens, die ja eigentlich als legitim analysiert werden müssten. Die Sehnsucht nach einfachen Erklärungen in einer komplexen Welt geht mit einem Rechtsruck einher, der sich an vielen Orten Europas vollzieht.

Beunruhigung 2: „fremde“ Heterogenität als Belastung

Man könnte meinen, dass die Thematisierung von Diversität und Heterogenität Diskursräume eröffnet, um Uneindeutigkeiten zu bearbeiten. Es zeigen sich jedoch drei vorrangige Bearbeitungen des Themas Heterogenität: „Heterogenität als Herausforderung, als Chance oder als Belastung“, wie Safiye Yildiz (2017) es herausgearbeitet hat. Ein Merkmal der Debatte ist, dass sie eine Unterscheidung in auf das nationale Kollektiv bezogene „eigene“ und „fremde“ Heterogenität kennt. Während die „eigene“ Heterogenität als Vielfalt, als Pluralität und Offenheit gefeiert wird, wird die Heterogenität *durch Andere* zur Belastung. Differenzierungen der als anders verorteten Gruppe tauchen gar nicht mehr auf. Divers sind also nur die eigenen, nicht die anderen. Der Westen feiert sich selbst als kulturhegemonial aufgrund der Betonung und Beachtung von Diversität und Liberalität von Lebensstilen und zieht damit eine Abgrenzung zu den „Unterlegenen“. Legitimiert wird die Abgrenzung, indem vom „Schutz unserer Werte“ die Rede ist. Ironischerweise besteht dieser Schutz zunehmend aus Verteidigung und Rückzug ins Nationale.

Beunruhigende Folge: Verbannung von Differenzen

Diese Erzählung verbannt die „anderen“ Geschichten in die Inexistenz. Im Kontext von

Männlichkeit und Flucht tauchen Geflüchtete kaum z.B. in verallgemeinerbaren Rollen wie der Vaterrolle auf. Ein kurzer Blick kann verdeutlichen, welche anderen, differenten Bilder entstehen können als die, die uns omnipräsent beherrschen, wenn Geflüchtete selbst erzählen. Die Kollegin Gerda Heck hat an vielen Orten mit Geflüchteten über ihre Fluchtbiografien und Strategien gesprochen.

„Was du während der Reise brauchst ist List. List, Geduld, Flexibilität und Courage“, betont Emile Bekolo, einer ihrer Interviewpartner.

„Auf der Reise musst du verschiedene Grenzen überschreiten: von Mali nach Algerien und von Algerien nach Marokko zum Beispiel. Viele Hindernisse musst du überwinden. Vielleicht musst du einen Polizisten oder Grenzbeamten bestechen oder überlisten, wenn du von ihm angehalten wirst. Du musst vielleicht mehrmals deine Reiseroute oder deine Taktik ändern, wenn du merkst, dass du nicht weiterkommst. Aber du brauchst Geduld! Geduld und Ausdauer, immer und immer wieder die Grenze zu überqueren, zu versuchen, bis du es endlich schaffst.“ (Int. mit Emile Bekolo, in Heck: 2012: 45f.)

Diese Geschichten zeigen in den Selbstkonstruktionen geflüchteter Männer Kompetenzen, die auch an Ideale von Männlichkeit anknüpfen: List, Hartnäckigkeit, Findigkeit, Solidarität, Flexibilität sind Fähigkeiten, die z.B. im Kontext Arbeit hoch bewertet werden. In der Möglichkeit zur Gestaltung und zur Eigentätigkeit im Transitraum liegen Selbstermächtigungspotenziale.

Im Asylkontext allerdings kommen die Erfahrungen und ihre Ressourcen dann weder zur Sprache, noch können die Betroffenen sie einsetzen. Im Gegenteil verweist das Asylsystem auf eine Negierung dieser Kompetenzen. Die Einbettung und die Folgen aus der Debatte werde ich im nächsten Teil im Kontext der Frage: Wer gilt als richtiger Flüchtling?, erläutern

Beunruhigung 3: Wie erkennen wir die „richtigen Flüchtlinge“?

Die Homepage der Bundesregierung Deutschlands zum neuen Integrationsgesetz zeigt ein Bild, auf dem mehrere Frauen beim Lernen zu beobachten sind. Die zentrale Figur in der Mitte lächelt freundlich, auch die anderen Frauen schauen interessiert auf ihr Material. Das Bild ist mit folgendem Satz untertitelt: „Die Flüchtlinge, die eine gute Bleibeperspektive haben, erhalten frühzeitig Angebote vom Staat.“ Hier geht es also vordergründig um die Förderung sogenannter Integration. Es geht aber zugleich um die Frage, wer denn eigentlich eine Bleibeperspektive hat. Das Bild vermittelt, dass vor allem Frauen

adressiert sind (<https://www.bundesregierung.de/Content/DE/Artikel/2016/05/2016-05-25-integrationsgesetz-beschlossen.html>).

In verschiedenen Forschungen wird aufgezeigt, inwiefern Chancen auf eine Bleibeperspektive mit Geschlecht verbunden sind, auch in vielen internationalen Kontexten. Der Vorrang der *most vulnerable groups* versperrt vor allem allein reisenden Männern die Aussicht auf Asyl. Das Asylaufnahmesystem sieht „richtige Flüchtlinge“ vor, die verletztlich sind, Opfer, ehrlich, worauf auch die Anhörung darauf ausgerichtet ist. Geschaffen wird ein hochmoralisiertes, feminisiertes Bild vom anspruchsberechtigten Flüchtling, wie Melanie Griffiths (2015: 468) aufzeigt. Sie folgert daraus, dass dies zu einem Schutz führt, der mehr aus Sympathie und Humanismus komme denn aus einer Sicht der Rechte.

Beunruhigende Folge: Asyl lässt keinen Raum für anerkannte Männlichkeiten und produziert Gewalt

Forschungen wie die von Griffiths und anderen geben den Anlass, das Asylsystem noch mal näher zu betrachten und auf die Frage hin zu prüfen, was im Asylsystem mit Männlichkeiten geschehen kann. Erwerbsarbeit, in einer Studie von Kitzberger (2016) von der Mehrheit der befragten geflüchteten Männer als extrem wichtig definiert und in Forschung und Praxis als relevant für männliche Selbstverortung verstanden, ist in den meisten Fällen nicht möglich. Weitere Umstände, so die Ergebnisse von Kitzberger, erlauben es nicht, Entscheidungen über das eigene Leben zu treffen oder etwa stabile Familien zu etablieren. Die Männer selbst sehen einen Zusammenhang zwischen dem erzwungenen Wartezustand, der mit extremer Langeweile verbunden ist und der Gefahr, bspw. Drogen zu nehmen und kriminelle Delikte zu begehen.

Auf der Leiter hegemonialer Männlichkeit positioniert das Asylsystem geflüchtete Männer, mit Connell gedacht, als subordinierte Männlichkeit. Da das Asylsystem alle Lebensverhältnisse umfasst, möchte ich vorschlagen, von „exkludierter Männlichkeit“ zu sprechen. Welche Folgen das haben könnte, ist, so denke ich, dringlich zu diskutieren. Aus der Praxis der Sozialen Arbeit erfahren wir zurzeit vermehrt, dass gerade junge geflüchtete Männer depressiv werden und das Thema Suizid im Raum steht, oft verbunden mit Ablehnungsbescheiden des Asylantrags, mit denen weiterhin vermehrt zu rechnen ist. Diese Form der Gewalt richtet sich nicht nach außen, sondern nach innen. Forschungen zu Reaktionen von Männern, die sich ihrer Handlungsmöglichkeiten beraubt sehen, denen Zugänge zu

gesellschaftlicher Teilhabe, zu Ressourcen und damit gesellschaftlich anerkannten Positionierungen verwehrt werden, liegen ebenfalls vor. Die Männer agieren in einer Gegenwehr im Rahmen ihrer Möglichkeit, versuchen, mit übersteigerten Formen von Männlichkeit eine Positionierung zu erlangen, häufig mit Gewalt verbunden. Männlichkeit erscheint ihnen als letzte verbleibende Ressource, Gewalt als Mittel, diese herzustellen (vgl. etwa Spindler 2006).

Gewalt also, vor der die Gesellschaft eigentlich geschützt werden soll, kann so zum Produkt des Asylsystems werden. Eine Diskussion dieser für die betroffenen Individuen aber auch für die Gesellschaft beunruhigenden Folgen des Asylsystems könnte es ermöglichen, zu ganz anderen gesellschaftlichen Konsequenzen zu kommen, als sie bislang diskutiert werden. Ich möchte im Folgenden eine weitere beunruhigende Folge aufzeigen, nämlich die, wie männliche Gewalt und gewalttätige Verhältnisse im Namen der Vorbeugung und Vermeidung männlich-migrantischer Gewalt durch das Asylsystem produziert und gestützt wird.

Beunruhigende Folge: „Selbstverteidigung“ produziert Gewalt und legitimiert Gewalt

Im Asylsystem werden im Namen der Abwehr von (als ungerechtfertigt bezeichneten) Ansprüchen und von Gefahren Teilhabemöglichkeiten für Geflüchtete delegitimiert und auf ein Minimum reduziert. Auch diese Maßnahmen zur Abwehr von Gewalt und Gefahren, als Selbstverteidigung bezeichnet, tragen häufig zur Produktion von Gewalt bei. Judith Butler hat bei einem Vortrag in Köln² zum Thema der Selbstverteidigung gesprochen: Als Selbstverteidigung werde heute alles gerechtfertigt, was eigentlich ein Angriff sei. Als das Wesen der Selbstverteidigung wird nicht Gewalt, sondern Abwehr genannt. In vielerlei Hinsicht wird von Politik oder auch Militär die (Selbst-)Verteidigung als Rechtfertigung der Abwehr angeführt. In ihrem Namen werden Migrationspolitiken rigider, um sogenannte unberechtigte Ansprüche abzuwehren, man präsentiert europäische Vereinbarungen mit libyschen Milizen zur Schließung von Fluchtrouten, Gesetze der Exklusion zur Abwehr und damit zum Schutz der nationalen Gemeinschaft und des nationalen Wohlstands werden erlassen, racial profiling zur Selbstverteidigung vor Gewalt und damit zum Schutz explizit der weißen Bewohner_innen werden legitimiert. Oder nehmen wir die Schaffung sogenannter „Sicherer Herkunftsländer“: Diese wird begründet durch die Verteidigung des Asylrechts, die Verteidigung vor ungerechtfertigten Einreisen und Anträgen auf Asyl, die unser

² „Ethik und Politik der Gewaltlosigkeit“; 20.06.2016 an der Universität zu Köln.

Schutzsystem für die „wirklich Berechtigten“ zum Kippen bringen würde. Die politische Maßnahme der Umdeutung von Ländern in „Sichere Herkunftsländer“ stellt aber tatsächlich einen Angriff dar: Einen Angriff auf das Recht der Menschen, einen ernstzunehmenden Asylantrag zu stellen. Dieser Angriff beinhaltet Gewalt, nämlich die der Unterbringung in besonderen Einrichtungen sowie der Möglichkeit, Menschenrechte vorzu-enthalten (wie das Recht auf Bildung der Kinder) bis hin zur Abschiebung selbst in ein Land wie Afghanistan, das sich laut jüngstem UNHCR-Bericht im Kriegszustand befindet.

In der Herstellung eines Konsenses darüber, dass es um Abwehr und Selbstverteidigung geht, kann Gewalt ausgeübt werden, ohne dass diese als solche in Erscheinung tritt. Die Abwehr wird über Gesetze legitimiert und umgesetzt und hat auch Einzug gehalten in Institutionen der Gewalt, in das Militär. Die Jugendkampagne der Bundeswehr „Mach was wirklich zählt“ (<https://www.bundeswehrkarriere.de/mach-was-wirklich-zaehlt>) stellt auf einem ihrer Plakate folgende Frage: „Wer verteidigt eigentlich die Abwehrkräfte unseres Landes?“ Die Bastion hegemonialer Männlichkeit, wie Connell das Militär benannt hat, zeigt hier damit auch einen Wandel von Männlichkeit, der damit verbunden ist: Aggressive, angreifende Gewalt war gestern, heute steht das legitimierende Paradigma der Selbstverteidigung im Zentrum. Die Gewalt der Anderen wird zur Legitimation von Gewalt durch sogenannte Selbstverteidigung.

Zusammenfassung

Die Gewalt von Anderen wird zum Anlass, migrationspolitische Ausschlussmaßnahmen zu etablieren. Einher gehen diese Prozesse mit einem Rückbezug auf das Nationale, das den Schutz des „Eigenen“ als notwendig definiert. Ein rigides und gewaltförmiges Asylsystem, das zum Teil des Ausschlusses wird, führt für die Betroffenen dazu, dass es kaum Möglichkeiten der Entwicklung anerkannter Männlichkeiten gibt, es entstehen exkludierte Männlichkeiten. Zugleich rekonfigurieren sich hegemoniale Männlichkeiten auf der Folie „des anderen Mannes“. Sie präsentieren sich nicht als gewalttätig, sondern als im Dienste der Abwehr und Selbstverteidigung stehend – sie machen nicht sterben, sie lassen sterben, wie Foucault die biopolitische Maßnahme zur Regulierung von Bevölkerung fasst, bei der Rassismus eine entscheidende Rolle spielt (Foucault 2001: 248). In Bezug auf Männlichkeit kann man dies als „zeitgemäße Form“ hegemonialer Männlichkeit fassen, die nicht mit Gewalt eingreifen muss, nicht schuldig ist. Für

die betroffenen Subjekte wird Gewalt aber nicht eingedämmt, sondern es entstehen Gewaltverhältnisse, die von institutioneller bis zur subjektiven Ebene wirksam werden.

Literatur

- Castro-Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2015): Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld.
- Claus, Robert/Lehnert, Esther/Müller, Yves (Hg.) (2010): „Was ein rechter Mann ist ...“ Männlichkeiten im Rechtsextremismus. Berlin.
- Connell, Robert W. (2000²): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen.
- Foucault, Michel (2001): In Verteidigung der Gesellschaft. Frankfurt.
- Griffiths, Melanie (2015): „Here, Man Is Nothing!“ Gender and Policy in an Asylum Context. In: Men and Masculinities. Vol. 18. No. 4. S. 468–488
- Heck, Gerda (2012): „Die beste Reise meines Lebens.“ Migrationsmanagement und migran-tische Strategien am Beispiel Marokkos. In: Hess, Sabine/Kasperek, Bernd (Hg.). Grenz-regime. Diskurse, Praktiken, Institutionen in Europa. Berlin, Hamburg.
- Kitzberger, Stefan (2016): Gesetzlich veran-kerter Erwerbslosigkeit und männliches Rollen-verhalten von Asylwerbenden. Zusammen-hänge und Implikationen für die Praxis. In: soziales_kapital. Wissenschaftliches Journal österreichischer Fachhochschulen; Studien-gänge Soziale Arbeit. Nr.15 (2016). Zugriff unter www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/viewFile/434/755.pdf.
- Mecheril, Paul/Messerschmidt, Astrid (2016): Die Sexualisierung der Anderen – globale Kon-texte und Perspektiven solidarischer Bildung. In: Widersprüche. Heft 141. 36. Jg. Nr. 3.
- Messerschmidt, Astrid (2016): Nach Köln – sprechen über Sexismus und Rassismus. In: Überblick 1/2016: Zur Ethnisierung der Gen-derdebatte.
- Spindler, Susanne (2006): Corpus delicti. Männlichkeit, Rassismus und Kriminalisierung im Alltag jugendlicher Migranten. Münster.
- Yildiz, Safiye (2017): Soziale Arbeit als (Inklusions-)Container. Die (Un)Ordnung von Hete-rogenität und subjektnormierenden Praxen im Kontext Flucht und Soziale Arbeit. In: Anhorn, Roland/Keim, Rolf/Rathgeb, Kerstin/Schimpf, Elke/Spindler, Susanne/Stehr, Johannes (Hg.) Politik der Verhältnisse, Politik des Verhaltens – Widersprüche in der Gestaltung Sozialer Ar-beit. Wiesbaden.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Susanne Spindler
susanne.spindler@hs-
duesseldorf.de

Babette Kirchner, Julia Wustmann

Fremde Geschlechtermuster? (Re-)Traditionalisierte Perspektiven aus der Rockabilly-Szene



Dr. Babette Kirchner (links) und Julia Wustmann (Foto: Bettina Steinacker).

Einleitung

Seit September 2015 forschen wir gemeinsam in dem von der DFG geförderten Projekt „Szenen – Ein prototypisches Feld zur (Neu-)Verhandlung von Geschlechterarrangements“. Beim Kennenlernen der vier juvenilen Szenen Rockabilly, Visual Kei, KPop und Sportklettern, die wir kontrastiv ausgewählt haben, kam uns wenig vertraut vor (allgemein zu Kontrastierungen: Glaser/Strauss 2005: 107–123). Doch soll es in unserem Beitrag nicht um unser Fremdheitsempfinden gehen, sondern darum, wie sich die Szenegänger_innen in Bezug auf – vermeintlich homogene gesellschaftliche – Geschlechtermuster selbst be-fremden, d.h., sich selbst als ‚fremd‘ verstehen und darstellen.

Differenzierung von Teilhabepositionen

In der Szenenforschung wurde bereits umfassend dargelegt, dass Szenen soziale Gesellungsgebilde sind, die sich als ‚Wahlverwandtschaften‘ bezeichnen lassen (exemplarisch: Eisewicht/Grenz/Pfadenhauer 2012; Hitzler/Niederbacher 2010). Teilhabeoptionen werden hier grundsätzlich allen Menschen – auch ungeachtet ihrer Geschlechtszugehörigkeit – gewährt, solange sich die jeweiligen Aspiranten für das Szenethema interessieren und engagieren. In unserem Projekt erforschen wir, ob und inwiefern Geschlecht für die Verhandlung von Teilhabepositionen rele-

vant gemacht wird. So erforschen wir mittels Gruppendiskussionen und biografisch-narrativen Einzelinterviews, welche Wissensbestände für Feldteilnehmende sinnstiftend und handlungsleitend sind, inwiefern Geschlecht in diesen Wissensbeständen eine Rolle spielt, wie Szenegänger_innen Geschlechtermuster verhandeln und wie sie Geschlecht als Differenzierungskategorie in seiner Relevanz (situativ) graduell herauf- oder herabstufen (Connell 2009; Goffman 2001; Hirschauer 2001; Kotthoff 2003; Lorber/Farell 1991; Meuser 2010; West/Zimmerman 1987).

So schauen wir als Erstes, ob und inwiefern in den jeweiligen Szenen Teilhabepositionierungen vollzogen werden und wie diese legitimiert sind. Für alle von uns beforschten Szenen finden wir diverse Interaktions-, Narrations- und Artefaktevidenzen, die zunächst einmal anzeigen, dass eine Humandifferenzierung stattfindet (Kirchner 2018; Wustmann/Kirchner 2017; Wustmann/Kirchner/Meuser 2018; zum Begriff der Humandifferenzierung vgl. Hirschauer 2017). In einem darauffolgenden Schritt rekonstruieren wir, inwiefern bei den jeweiligen Differenzierungen Geschlecht relevant gemacht wird. Einige unserer vorläufigen Forschungsergebnisse wollen wir exemplarisch anhand der Rockabilly-Szene skizzieren.

Allgemein: die Rockabilly-Szene

Rockabilly ist ein aus Rock’n’Roll und Hillbilly zusammengesetzter Begriff. Mit Letzterem wurden in den 1950er-Jahren vor allem Menschen bezeichnet, die in ländlichen Gebieten in den Südstaaten der USA lebten und als ‚hinterwäldlerisch‘ galten. Szenegänger_innen der gegenwärtigen Rockabilly-Szene glorifizieren Kleidung, Frisuren, Autos, Mobiliar und Rock’n’Roll-Musik – kurz: nahezu alle materialen Artefakte im Stil der 1950er-Jahre – und verbinden damit einen Mythos der ‚guten alten Zeit‘ und des rebellischen Moments der damaligen Jugendlichen. In der Szene wird bereits mit der begrifflichen Unterscheidung von männlichen Rockabillies und weiblichen Rockabellas eine Geschlechtergrenze explizit gemacht. Zudem erfolgt die ‚Grenzarbeit‘ auch mittels geschlechtsdifferenter Körperästhetiken, etwa in Bezug auf die Kleidung: Bootcut Jeans und Fliegerjacken für Männer, Pettico-

ats und Pencil Skirts für Frauen (Poiger 1996; El-Nawab 2007: 291–301).

Wenn wir von Fremdartigkeit sprechen, dann zielen wir im Folgenden auf die Unterscheidung zu Nichtszenegänger_innen ab, die die Feldteilnehmenden selbst vornehmen. Grundlegend folgen wir der Ansicht von Ortfried Schöffter und verstehen Fremdartigkeit nicht als Tatsache oder Eigenschaft, sondern als einen relationalen Begriff. Fremdheit fassen wir dem folgend als eine Erfahrung, die im Spannungsverhältnis zwischen „Eigenem“ und „Fremdartigem“ ausgehandelt wird (vgl. Schöffter 1991).

Exemplarisch: dominante Schönheit – schöne Dominanz

Mit dem folgenden Auszug aus einem Paarinterview wollen wir einen symptomatischen Erfahrungsmodus des „Fremderlebens“ darstellen, in dem Feldteilnehmende zwischen Re-Traditionalisierung und Modernisierung changieren. Die Interviewten Af und Bm sind ca. 45 bis 50 Jahre alt und miteinander verheiratet. Innerhalb des Interviews macht Af mehrfach deutlich, dass andere Menschen sie auf eine ungewöhnliche Art und Weise ansehen. In Anbetracht der ungewöhnlichen Blicke ist hier offensichtlich, dass keine „flüchtige Begegnung“ – im Sinne Erving Goffmans „höflicher Gleichgültigkeit“ (2009: 98) – stattfinden wird. Dennoch bezeichnet Af derartige Situationen keineswegs als unangenehm, sondern als „putzig“. Sie deutet die Blicke von anderen Menschen als deren Erstaunen und Faszination über ihr fremdartiges Erscheinen. In abwechselnder Narration schildern Af und Bm im Folgenden eine symptomatische ‚Bewunderungssituation‘:

Bm: Wir waren auf ner Messe

Af: L Ja wir waren auf ner Messe, total süß.

[kurze Erklärung der Messe]

Af: Da war so nen Mann, der war süß

Bm: Da war so nen Mann. Und der sagte so

Af: L Darf ich Ihnen was sagen? Ja? Sie sehen aus wie Schneewittchen @oh wie süß@

Bm: L Sie sehen aus wie Schneewittchen. Die hat so nen Mantel angehabt äh bordeauxrot und dann so Pelz abgesetzt (.) ne und äh es war natürlich

Af: L Der war schon putzig ja.

[kurze Unterbrechung]

Bm: Ah ok (2) ne und äh nein äh, es ist auch schön, wenn man äh mit ner Frau zusammen ist, wo äh die Frau auch Komplimente kriegt (.) und dann fühlt man sich eigentlich äh so ja

Af: Das sind dann die Werte der Fünfziger @3@

Bm: Hast ja doch alle, hast ja, hast ja doch alles richtig gemacht, ne so joar also das ist schon schön

Af: Also sonst kann die nix aber @3@

Bm: Also da wäre ich @kochen kann sie nicht, aber sie sieht gut aus@

L ((Mehrere lachen))

Bestätigung traditioneller Geschlechtermuster

Die beiden berichten von einem Messebesuch und einem Mann, der Af in der ‚Sie-Form‘ um Erlaubnis bittet, sprechen zu dürfen. Als sie ihm die Erlaubnis erteilt, vergleicht er ihr Aussehen mit Schneewittchen. Schneewittchen ist eine weibliche Märchenfigur. Märchen sind – anders als Sagen oder Legenden – frei erfunden, verhandeln aber meist zeitgenössische gesellschaftliche Konflikte und Ideale. Frauen wird in Märchen meist keine emanzipative Rolle zugeordnet – wie hier bei der Rettung durch den Prinzen. Bei Schneewittchen geht es nicht vorrangig um ihre Fähigkeiten, sondern um ihr Aussehen: Haut so weiß wie Schnee, Lippen so rot wie Blut und Haare so schwarz wie Ebenholz.

Af quittiert das Kompliment des Mannes lachend und ohne Widerspruch mit „oh wie süß“. Damit macht sie deutlich, dass sie dieses keineswegs als Degradierung versteht. Ihr Partner bestärkt das Kompliment weiterführend mit der Beschreibung ihrer Kleider: Af sah „natürlich“ wie Schneewittchen aus. Sie unterbricht ihn jedoch abrupt und resümiert erneut verniedlichend: „Der war schon putzig ja.“ Weder negiert noch korrigiert sie das Kompliment. Stattdessen drückt sie über die mehrfach verniedlichende Bezugnahme auf den sie lobenden Mann Sympathie und freudige Zustimmung zum Kompliment aus, ohne sich dabei selbst zu loben.

Bm resümiert, dass es für ihn „schön“ sei und er alles „richtig gemacht“ habe, mit einer Frau zusammen zu sein, deren Schönheit so auffallend ist, dass auch andere diese erkennen und kommentieren. Auffällig an dieser Aussage ist die geschlechtlich konnotierte (Paar-)Relation, die uns in der Rockabilly-Szene häufig begegnet: Beide bestätigen sich gegenseitig in ihrer Geschlechtlichkeit durch die zueinander komplementären Paarrollen. Af und Bm führen dieses relationale Paargefüge deutlich vor: Die Frau ist diejenige, die Komplimente erhält, der Mann ist derjenige, der diese verteilt und sich auch selbst – durch seine schöne Frau – geehrt fühlen darf.

Bei dieser Lesart bleibend, reproduzieren hier beide traditionelle Geschlechtermuster. So scheinen (potenzielle) Partnerinnen in der Rockabilly-Szene als Besitz oder schmückendes Detail

der Männer zu gelten und derart behandelt zu werden. In Anbetracht der symbolischen Stärke und der Bestimmtheit, wie sich Af im Interview mehrfach (auch in anderen Passagen) darstellt und wie Bm diese Darstellungen zweifellos unterstützt, erscheint diese Lesart jedoch wenig plausibel. Vielmehr vollziehen die beiden, wie auch Frauen und Männer der Rockabilly-Szene generell, eine permanente Aushandlung, bei der sie spielerisch ermitteln, wer wen zu was berechtigt. So erteilt hier gewissermaßen die Partnerin ihrem Mann erst die Legitimation, sich mit ihr ‚schmücken‘ zu dürfen. Zudem hätte eine Frau in einem Paargefüge während der 1950er Jahre die Komplimente von Männern in dieser Weise weder kommentieren noch verniedlichen dürfen. So markieren hier Af und Bm gemeinsam, dass eine feminine Körperästhetik nicht mit einer untergeordneten sozialen Position einhergehen muss. Anhand der Narrationsstile lässt sich ebenfalls rekonstruieren, dass Af keine untergeordnete Rolle einnimmt. In der gezeigten, kommunikativen sehr dichten Sequenz fungieren Af und Bm zum Teil wie ein einziges ‚Sprachrohr‘. Dennoch ‚ringen‘ beide spielerisch um die dominante Sprecher_innenposition. Bm zeigt sich oftmals zurückhaltend durch die Kürze seiner Redebeiträge und verhält sich ruhig bei längeren Narrationen seiner Frau, verliert dabei aber nie die Aufmerksamkeit. Af hingegen sichert sich durch ausgedehnte Beiträge ihr Rederecht und fordert es zuweilen ein, indem sie Bm unterbricht.

Ironische Brechung traditioneller Geschlechtermuster

Was sich bisher vage abzeichnet, bestätigt sich am Ende der Sequenz, wenn Af über sich selbst in der dritten Person lachend sagt: „also sonst kann sie nix aber“. Bm ergänzt dazu – ebenfalls lachend – was beide bereits in einer anderen Interviewsequenz erwähnt haben: „kochen kann sie nicht, aber [sie] sieht gut aus.“ Folglich weist Af nicht alle Fähigkeiten auf, die nach traditionellem Verständnis von einer Ehefrau erwartet werden. Beide beziehen sich zwar auf die Wertvorstellungen der 1950er-Jahre, was etwa die häuslichen Arbeiten anbelangt, brechen jedoch mit ebendiesen. Indem beide ihre Aussagen lachend vornehmen, signalisieren sie, dass in ihrer Darstellung auch Ironie mitschwingt, wenn sie auf ‚klassische‘ „Werte der Fünfziger“ rekurrieren. So ist ihr Alltagshandeln nicht deckungsgleich mit ihren Darstellungen der glorifizierten ‚Werte‘ und Geschlechtermuster der ‚guten alten Zeit‘.

Ungeachtet dessen, dass wir Interviewerinnen nicht nachprüfen können, ob Af tatsächlich so

wenig im Haushalt erledigt, wie sie vorgibt, ist die gemeinsam dargestellte Paarwirklichkeit als modern zu verstehen. Im Kontrast hierzu stehen Forschungsergebnisse zu Paaren, die sich als gleichberechtigt verstehen, da beide erwerbstätig sind. In den Fällen, in denen die Partnerin beruflich erfolgreicher ist als der Partner, ist ein Bemühen beider um ein ‚vehementes‘ Gender Display beobachtbar, indem die Frau im Gegenzug mehr und umfangreichere häusliche Tätigkeiten erledigt als der Mann (exemplarisch: Diewald et al. 2013: 114). Hingegen finden wir bei dem hier erwähnten Rockabilly-Paar eine taktische Beziehungsarbeit in anderen Formen des harmonisierenden Handelns. Dies wird zum Beispiel deutlich, wenn Bm an anderer Stelle – als erster von beiden – ihre besser bezahlte, szeneferne Erwerbstätigkeit anerkennend thematisiert und Af im Gegenzug den stetigen Szenekontakt seiner beruflichen Tätigkeit hervorhebt.

Auffällig ist in der gesamten Paarinszenierung, dass beide zwar hin und wieder dominante Positionen markieren wollen, aber niemals den Partner oder die Partnerin in die Unterordnung drängen. Zudem verstehen sie die jeweiligen Positionen weder als absolut noch als dauerhaft, sondern eher als situativ und/oder thematisch begrenzt.

Grenzarbeit zu Nicht-Zugehörigen

Einen dritten Aspekt wollen wir an dem Ausspruch „Werte der Fünfziger“ verdeutlichen. Damit rahmt Af das bisher Gesprochene mit einer weiteren Aussage als szenetypisch. So beklagt Af mehrfach eine „Wertlosigkeit“, durch die die moderne Gegenwartsgesellschaft geprägt sei:

Af: Ja (2) ich mein das aber auch so (.) Ich mein das wirklich so also (.) ich will auch, dass man das versteht (.) es geht nicht darum, um die einzelnen Werte, sondern generell, dass es noch einen Wert gibt (2) das ist glaub ich das entscheidende, weil mittlerweile gibt es eigentlich kaum noch Werte

Bm: Kaum noch einen (.) ja find ich auch

Af: L Keiner steht mehr für einen älteren Menschen auf, keiner hält mehr ne Tür auf, keiner äh

Af betont, dass es nicht um einen einzelnen Wert gehe, sondern darum, dass Werte überhaupt noch existieren. Die Rockabilly-Szene, für die sie hier einsteht, bildet mit ihrem starken 1950er-Jahre-Wertebezug ein Gegenkonzept zum konstatierten Werteverfall der Gegenwartsgesellschaft. So bilden traditionelle, geschlechtlich konnotierte Wertvorstellungen oftmals den Ausgangspunkt

für symptomatische Szenebeschreibungen. Dies wird von allen unseren Befragten nahezu einstimmig an dem vergeschlechtlichen Höflichkeitsritual des Tür-Aufhaltens exemplarisch verdeutlicht. Indem Feldteilnehmende die Rockabilly-Szene als sozial geschützten Raum des Werterhalts verstehen, nehmen sie schließlich eine symptomatische Unterscheidung vor: einerseits Szenegänger_innen, die die ‚Werte‘ (wieder) leben, und andererseits Nicht-Szenegänger_innen, die den ‚Werteverfall‘ zulassen.

Fazit

Feldteilnehmende markieren mit ihrer Szenezugehörigkeit eine eigene Andersartigkeit, mithin ein Fremd-Sein. Mit Ortfried Schöffter gesprochen lässt sich dieses Argumentationsmuster als eine Dimension von Fremdheit deuten, nämlich als:

„Das Fremde als Fremdartiges, z.T. auch im Sinne von Anomalität, von Ungehörigem oder Unpassendem, [das] in Kontrast zum Eigenartigen und Normalen [steht], d.h. zu Eigenheiten, die zum Eigenwesen eines Sinnbezirks zugehören.“ (Schöffter 1991: 14; Herv. i. Orig.)

Wir wollen die Rockabilly-Szene nicht als das Fremde skizzieren, das sich relational in Abgrenzung zu unserem eigenartigen, vermeintlich ‚normalen‘ Standpunkt heraus ergibt. Vielmehr wollen wir eine feldsymptomatische Perspektivverschiebung aufzeigen. Szenegänger_innen stellen sich selbst als fremd gegenüber einer gesellschaftlich konstruierten (vermeintlich homogenen) ‚Normalität‘ dar. Das heißt, sie folgen auch der Relation von Fremd- und Eigenartigkeit, verstehen aber sich selbst als die Fremden.

In der Darstellung von szenetypischen Wertvorstellungen nehmen Rockabellas und Rockabillys also eine Selbstexklusion vor, indem sie sich mit Bezug auf die (von ihnen unterstellte) ‚Wertlosigkeit‘ der modernen Gegenwartsgesellschaft affektiv abgrenzen. Die Feldteilnehmenden sind sich ihrer potenziell fremdartigen Wirkung durchaus bewusst, die sie wiederum auch absichtsvoll zur Grenzziehung zwischen Szene und Nicht-Szene einsetzen. Die Andersartigkeit der Szene, die Fremdheit des Eigenen, wird sogar genussvoll zelebriert, etwa in der Re-Traditionalisierung von Geschlechtermustern, im ironischen Brechen mit ebendiesen Traditionen und in der ‚Grenzarbeit‘ zur Exklusion der Nicht-Szenegänger_innen.

Literatur

- Bohnsack, Ralf (2010): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 8. Auflage. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich
- Connell, Raewyn (2009): Gender in World Perspective. 2. Auflage. Cambridge/Malden: Polity Press
- El-Nawab, Susanne (2007): Skinheads – Gothics – Rockabillys: Gewalt, Tod & Rock’n’Roll. Berlin: Archiv der Jugendkulturen Verlag
- Eisewicht, Paul/Grenz, Tilo/Pfadenhauer, Michaela (2012): Techniken der Zugehörigkeit. Karlsruhe: KIT Scientific Publishing
- Fischer-Rosenthal, Wolfram/Rosenthal, Gabriele (1997): Warum Biographieanalyse und wie man sie macht. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 17, 405–427
- Diewald, Martin/Böhm, Sebastian/Graf, Tobias/Hoherz, Stefanie (2013): Berufliche Anforderungen und ihre Auswirkungen auf das Privatleben von doppelerwerbstätigen Paaren. In: GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft (Sonderheft 2), 97–117
- Glaser, Barney/Strauss, Anselm (2005): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Bern: Huber
- Goffman, Erving (2009): Interaktion im öffentlichen Raum. Neuauflage. Frankfurt a.M./New York: Campus
- Goffman, Erving (2001): Das Arrangement der Geschlechter. In: Hubert Knoblauch (Hrsg.): Interaktion und Geschlecht. 2. Auflage. Frankfurt a.M./New York: Campus, 105–158
- Hirschauer, Stefan (2017): Humandifferenzierung. Modi und Grade sozialer Zugehörigkeit. In: Ders. (Hrsg.): Un/Doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 29–54
- Hirschauer, Stefan (2001): Das Vergessen des Geschlechts: Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (Sonderheft 41), 208–235
- Hitzler, Ronald/Niederbacher, Arne (2010): Leben in Szenen. Formen juveniler Vergemeinschaftung. Wiesbaden: VS
- Kirchner, Babette (2018): Geschlechtliche und geschlechtslose Bewegungskompetenz im Sportklettern – eine Akteurstypologie. In: Nicole Burzan/Ronald Hitzler (Hrsg.): Typologische Konstruktionen und kategoriale Klassifikationen. Wiesbaden: Springer VS (im Druck)
- Kotthoff, Helga (2003): Was heißt eigentlich doing gender? Differenzierungen im Feld von

Interaktion und Geschlecht. In: Freiburger FrauenStudien, 9(12), 125–161

- Küsters, Ivonne (2006): Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden: VS
- Lorber, Judith/Farell, Susan A. (1991, Hrsg.): The Social Construction of Gender. Newbury Park, London/New Delhi: Sage
- Loos, Peter/Schäffer, Burkhard (2001): Das Gruppendiskussionsverfahren. Opladen: Leske + Budrich
- Meuser, Michael (2010): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. 3. Auflage. Wiesbaden: VS
- Poiger, Uta (1996): Rock'n'Roll, Female Sexuality, and the Cold War Battle over German Identities. In: The Journal of Modern History, 68(3), 577–616
- Schäffter, Ortfried (1991): Modi des Fremderlebens. Deutungsmuster im Umgang mit Fremdheit. In: Ders. (Hrsg.): Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung. Opladen: Westdeutscher Verlag, 11–42

- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 13(3), 283–293
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender. In: Gender & Society, 1(2), 125–151
- Wustmann, Julia/Kirchner, Babette/Meuser, Michael (2018): Von Theatral bis Retro – Inszenierung von Männlichkeit(en) in den Szenen Visual Kei und Rockabilly. In: Florian Heesch/Laura Fleischer (Hrsg.): Populäre Kultur, Musik und Männlichkeit. Wiesbaden: Springer VS (im Druck)
- Wustmann, Julia/Kirchner, Babette (2017): „Und der Mann ist wieder Kavalier“ – Die Rockabilly-Szene im Spannungsfeld zwischen traditionellen und modernen Geschlechtermustern. In: Nicole Burzan/Ronald Hitzler (Hrsg.): Theoretische Einsichten – Im Kontext empirischer Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, 201–212

Kontakt und Information

Dr. Babette Kirchner
babette.kirchner@
tu-dortmund.de

Julia Wustmann
julia.wustmann@
tu-dortmund.de

Elke Kleinau, Rafaela Schmid

Schwarze deutsche ‚Besatzungskinder‘ im Diskurs der Nachkriegszeit – schulische und berufliche Integration als Eckpfeiler der (sozial)pädagogischen Debatte

1. Zwischen Ausschluss und Integration

Die ersten Schwarzen deutschen ‚Besatzungskinder‘¹ wurden bereits 1945 geboren. Bis der Diskurs über diese Kinder in deutschen pädagogischen Fachzeitschriften Einzug erhielt, dauerte es noch einmal vier Jahre. In einem ersten Beitrag, erschienen in der Zeitschrift *Jugendwohl*, wurde zwar auch auf *weiße* ‚Besatzungskinder‘ Bezug genommen, den Kindern, die einen Schwarzen US-Amerikaner, Puerto Ricaner, Indonesier oder afrikanischen Kolonialsoldaten zum Vater hatten, wurde aber besonderes Interesse beigemessen. Machte man sich bei den *weißen* ‚Besatzungskindern‘ in den ersten Nachkriegsjahren Gedanken um die finanzielle Unterstützung der Mütter, da es keine Regelungen für die Unterhaltungspflicht von Vätern gab, die nicht die deutsche Staatsbürgerschaft hatten oder sich nicht mehr in Deutschland aufhielten

(vgl. Tibelius 2016), so verschob sich bei Schwarzen deutschen Kindern der Fokus auf den (sozial) pädagogischen und gesellschaftlichen Umgang mit diesen sowie in den ersten Nachkriegsjahren auf deren Verbleib in Deutschland.

Durch die Sichtung einschlägiger Fachzeitschriften² der Jahrgänge 1945–1965, die Analyse der dadurch recherchierten Beiträge, die Analyse sozialanthropologischer und psychologischer Studien sowie pädagogischer Handreichungen³ zur Integration von Schwarzen deutschen Kindern in die bundesrepublikanische Gesellschaft und speziell in die schulische Klassengemeinschaft, konnten wir den (sozial)pädagogischen Diskurs über Schwarze deutsche Kinder nachzeichnen. Festzuhalten ist, dass dieser Diskurs fast ausschließlich in sozialpädagogischen Fachzeitschriften stattfand, und dass er zu zwei Zeitpunkten eine besonders große Dynamik entfaltete: zur Einschulung der ältesten Schwarzen

¹ Zur Abgrenzung gegenüber dem zeitgenössischen Jargon (‚Mischlingskinder‘, ‚Negermischlinge‘, ‚brown babies‘) und um darauf aufmerksam zu machen, dass es sich auch bei Schwarzen Kindern um deutsche Staatsangehörige handeln kann, werden heute Begriffe wie afrodeutsche Kinder oder Schwarze deutsche Kinder verwendet (vgl. Nduka-Agwu & Sutherland 2013: 88). Schwarz fungiert im afroamerikanischen Diskurs als politische Selbstbezeichnung und wird aus diesem Grund großgeschrieben. ‚Weiß‘ hingegen bleibt kleingeschrieben, da es sich nicht um eine Selbstbezeichnung mit politischem Hintergrund handelt, jedoch soll durch Kursivsetzung auf den Konstruktionscharakter aufmerksam gemacht werden. (Fortsetzung und Fußnoten 2 und 3 siehe nächste Seite.)

deutschen ‚Besatzungskinder‘ sowie zu deren anstehender Schulentlassung und Berufseimündung. Ende der 1940er-Jahre hatte die Jugendfürsorge die Kinder nicht für integrierbar gehalten und für Segregation in speziellen Kinderheimen oder Adoption in Schwarze Familien – bevorzugt in die Vereinigten Staaten – plädiert (vgl. Lemke Muniz de Faria 2002). Aufgrund ihrer Sichtbarkeit in einer *weißen* deutschen Mehrheitsgesellschaft wurden die Kinder zu ‚Fremden‘ im eigenen Land gemacht und zur Zielscheibe von Stereotypisierung und Diskriminierung.

Spätestens ab 1952, als die ältesten dieser Kinder das schulpflichtige Alter erreichten, nahm man Kurs auf in Richtung Integration. Der 1960 bevorstehende Abgang der ersten Schwarzen deutschen Kinder von der Volksschule löste dann Debatten über die Integration der Jugendlichen in die Berufswelt aus. Zu der Befürchtung, die Kinder könnten ob ihres vermeintlichen ‚Andersseins‘ und Aussehens keine ihren Fähigkeiten und Neigungen entsprechende Ausbildung oder Anstellung finden, gesellte sich die Sorge, dass die nun nicht mehr als ‚Geschlechtslose‘ diskutierten Jugendlichen erneut besonderen Vorurteilen bezüglich ihrer Sexualität ausgesetzt sein könnten, die sich aus kolonial-rassistischem Gedankengut speisten.

Um den Diskurs chronologisch nachzuzeichnen, gehen wir zunächst auf einige Beiträge ein, die die Kinder als ‚Problem‘ thematisierten. Hervorgehoben wurden in diesen – oft anonym veröffentlichten – Beiträgen die vermeintlichen ‚Eigenarten‘ der Schwarzen deutschen Kinder, die nach damaliger Auffassung meist in Heimen aufwuchsen. Diese Einschätzung muss als klassische Fehlinformation gelten, da die Kinder mehrheitlich bei ihren Müttern oder in der Herkunftsfamilie der Mütter aufgezogen wurden.⁴ Deutschland könne den Kindern ‚ihrer Natur wegen‘ keine richtige Heimat bieten, da ihnen allein das zu kalte Klima zu schaffen mache (vgl. Braun 1952: 19). Durch ihre Emotionalität werde zudem der „Einschlag des Naturmenschen“ sichtbar (N. 1953: 110). In einer Heimumfrage siedelte man den ‚richtigen‘ Aufenthaltsort der Kinder außerhalb des ‚zivilisierten‘ Deutschlands bzw. Europas an. Angeblich identifizierten sich die Kinder alle mit ihren Vätern, deren Herkunftsländer pauschal auf den als ‚primitiv‘ etikettierten afrikanischen Kontinent verlegt wurden. Alle Kinder wollten, wenn sie denn einmal groß seien, nach Afrika reisen (vgl. N. 1953: 110). Fraglich ist, ob hier tatsächlich der Wunsch der Kinder oder eher der des Heimpersonals zum Ausdruck kam. Denn auch die missglückten Pläne zur Adoption der Kinder



Rafaela Schmid (links) und Prof. Dr. Elke Kleinau (Foto: Bettina Steinacker).

in US-amerikanische Schwarze Familien wurden zwar ‚positiv‘ als ‚verpasste Chance‘ für die Kinder formuliert, die nun nicht in einem Umfeld aufwachsen könnten, in dem „weiße und farbige Völker nebeneinander leb[t]en“ (Braun 1952: 19). Der Verbleib der Kinder in Deutschland wurde jedoch ‚negativ‘ als Problem für die Fürsorgeeinrichtungen verbucht.

In den Anfangsjahren des sozialpädagogischen Diskurses wurde die vermeintliche ‚Andersartigkeit‘ und ‚Fremdheit‘ der Schwarzen deutschen Kinder gegenüber *weißen* Personen betont und so implizit eine Hierarchisierung vermeintlicher ‚Menschenrassen‘ betrieben. Einer, der diese Auffassung am prägnantesten vertrat, war der Anthropologe Walter Kirchner, der von der Existenz ‚menschlicher Rassen‘ und deren jeweils besonderer Eignung für bestimmte Aufgaben oder Tätigkeiten ausging. Bezüglich der psychischen Entwicklung der von ihm untersuchten Kinder im Alter von bis zu sechs Jahren behauptete Kirchner einen deutlichen Entwicklungsvorsprung – insbesondere der Mädchen – von einigen Monaten im Vergleich mit gleichaltrigen *weißen* Kindern. Dieses Ergebnis interpretierte er als „negrides Erbe“, da eine in der deutschen Kolonialzeit entstandene Studie ergeben hätte, dass in der Pubertät „der Europäer [...] den Neger alsbald in seinen höheren intellektuellen Leistungen“ übertriffe (Kirchner 1952: 36). Die Eigenschaften, die Kirchner den Schwarzen deutschen Kindern zuschrieb, zeugen angeblich alle von einer „starke[n] Triebhaftigkeit“ der Kinder, die so die unheil- schwangere Prophezeiung Kirchners, mit der

Wir distanzieren uns zudem von dem Begriff ‚Besatzungskind‘, da es sich in erster Linie um eine vorurteilsbehaftete Fremdbezeichnung handelt.

² *Bildung und Erziehung, Die Deutsche Schule, Zeitschrift für Pädagogik und Theologie (Der evangelische Erzieher), Zeitschrift für Pädagogik, Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik, Unsere Jugend, Die Sammlung, Neue Sammlung, Pädagogische Rundschau, Jugendwohl, Neues Beginnen und Westermanns pädagogische Beiträge.*

³ Wir analysierten beispielsweise die Broschüre *Maxi, unser Negerbub* von Alfons Simon, Volksschullehrer und Dozent am Institut für Lehrerbildung in München-Pasing, auf die wir in diesem Beitrag nicht näher eingehen können.

⁴ Genaue Zahlen sind in einem Beitrag zu finden, der 1952 in der Zeitschrift *Jugendwohl* abgedruckt wurde. Von den „2972 farbige[n]“ Kindern (M. 1952: 120) seien immerhin 2.113 bei ihren Müttern, 225 bei Verwandten und 634 in Heimen oder Pflegestellen. Demnach wuchsen fast 70 % der Kinder bei ihren Müttern auf. Die Zahlen stammen wohl aus der Studie *Soldatenkinder*, die von Dr. Luise Frankenstein im Auftrag der *Internationalen Vereinigung für Jugendhilfe in Genf* durchgeführt wurde. Sie wurden anhand der Akten von unter Vormundschaft stehenden Kindern erhoben und dann auf das gesamte Bundesgebiet hochgerechnet (vgl. Frankenstein 1954: 5). Da die Studie erst 1954 veröffentlicht wurde, scheinen die Daten bereits vorher zugänglich gewesen zu sein.

weiteren Entwicklung der Kinder „gewisse Gefahren“ heraufbeschwöre (ebd.: 36).

Auf der Konferenz der *World Brotherhood*, die im August 1952 im Amerika-Haus in Wiesbaden stattfand, wurden erste Gegenstimmen laut, die sich für die Integration der Schwarzen deutschen Kinder durch ein ‚Umerziehen‘ der *weißen* deutschen Gesellschaft einsetzten. Die Organisation arbeitete an der „Ueberwindung von Vorurteilen zwischen Gruppen“, die sich bei der Thematik der Schwarzen deutschen ‚Besatzungskinder‘ aus „Rassismus, Abneigung gegen Illegitimität [und] nationale[n] Ressentiments gegen die Periode der Besatzung“ speisten (Ebeling 1954: 612). In den aus der Tagung hervorgegangenen und veröffentlichten Entschlüssen wurde festgehalten, dass „[d]ie absolute Gleichberechtigung dieser Kinder [...] unbestreitbar“ sei (ebd.: 18). Für die bestmögliche „Entwicklung und gesellschaftliche Einordnung, wie [bei, d. V.] jedem anderen deutschen Kinde“ sei Sorge zu tragen (ebd.). Die Beteiligten der *World Brotherhood-Konferenz* scheinen im Diskurs um Schwarze deutsche Kinder zu den Ersten gehört zu haben, die die Kinder nicht als ‚Fremde‘, sondern als zugehörig zur deutschen Gesellschaft betrachteten.

Gemäß dem bevorstehenden Einschulungstermin der ersten Schwarzen deutschen Kinder, wurden während der Konferenz konkrete Vorschläge erarbeitet, die sich an die Schulbehörden richteten.⁵ So sollten beispielsweise bereits angehende Lehrkräfte über Theorie und Praxis der Vorurteilsüberwindung unterrichtet werden, es sollten sich Arbeitsgemeinschaften von Lehrkräften bilden, die Schwarze deutsche Kinder in ihren Klassen unterrichteten und auf Elternabenden sollte die Thematik von Lehrkräften besprochen werden (vgl. *World Brotherhood* 1952: 19). Besonders hervorzuheben ist der bereits damals angestrebte sensible Umgang mit Begrifflichkeiten und die damit verknüpfte Suche nach einer möglichst ‚korrekten‘ Bezeichnung, die sich nicht auf die alltägliche Kategorisierung einer Gruppe beziehe, sondern auf eine, die „bei der Behandlung des Problems“ gebraucht werde (*World Brotherhood* 1952: 20). Die Beteiligten der *World Brotherhood-Konferenz* einigten sich auf den Begriff „farbige Mischlingskinder“, in Abgrenzung zu „Mulatten-, Neger- oder farbige Besatzungskinder“ (ebd.) und vermieden damit zumindest eine diskriminierende Begrifflichkeit, die sich auf den Status des Vaters als Besatzungssoldat bezog.

Pro Integration plädierte auch die am Hamburger Sozialpsychologischen Institut entstandene Studie von Klaus Eyferth, Ursula Brandt und Wolfgang Hawel anlässlich der Schulentlassung

der ältesten Schwarzen deutschen ‚Besatzungskinder‘. Man hoffe „einige Vorschläge für eine möglichst reibungslose berufliche und soziale Eingliederung machen zu können“ schrieb Curt Bondy, der Leiter des Instituts, in seinem Vorwort (Bondy 1960: 8). Als Ausgangspunkt ihrer Untersuchung hielten Eyferth, Brandt und Hawel unmissverständlich fest, dass sie „aus methodischen, psychologischen und anthropologischen Gründen von der Annahme ausgehen, daß die Gruppe der farbigen Kinder insgesamt keine ererbten, rassspezifischen psychischen Besonderheiten aufweist“ (Eyferth et.al. 1960: 20). Sollten sich die Kinder von anderen unterscheiden, so sei das ihrer besonderen sozialen Situation geschuldet.

Geschlecht und Sexualität wurden bis zum Erscheinen dieser Studie fast ausschließlich über die Mütter und biologischen Väter der Schwarzen deutschen Kinder verhandelt. So wurde den Müttern oft sexuelle Freizügigkeit unterstellt und bei den Vätern beispielsweise vermutet, dass sie ihre Chance nutzen würden, sexuelle Beziehungen mit *weißen* Frauen einzugehen, die „ihnen in ihrer Heimat nicht gewährt[]“ würden (Frankenstein 1954: 28). In Statistiken wurden die Schwarzen deutschen Kinder zwar geschlechtergetrennt erfasst, dem zeitgenössischen Kindheitsverständnis zufolge erscheinen sie aber in den weiteren Erörterungen als geschlechtslose Wesen.

Dass Geschlecht und Sexualität bei der Diskussion über und der Behandlung von Schwarzen deutschen Kinder zumindest ab der Pubertät eine Rolle spielen könnte, war für die Hamburger Forscher_innen einer der Gründe, einige Ergebnisse ihrer Studie bereits 1960 zu veröffentlichen, obwohl die psychologischen Tests der Kinder noch nicht komplett ausgewertet worden waren. Die Forscher_innen sahen akuten Handlungsbedarf, da „die ältesten farbigen Mädchen und Jungen bald in das Alter“ kämen, „in dem sie Beziehungen zum anderen Geschlecht anknüpf[t]en“ (ebd.: 8). Vorurteile gegenüber Schwarzen deutschen Mädchen und Jungen könnten sich gerade in dieser Phase wieder verstärken. Mit ihrer frühen Veröffentlichung wollten die Forscher_innen, ihren eigenen Worten folgend, „bestimmte Vorurteile aus dem Weg [...] räumen“ (ebd.).

2. Abbau von Vorurteilen oder (Re)produktion von Stereotypen?

Die Lebenssituation der Schwarzen deutschen Kinder, ihr häusliches Umfeld sowie die verschiedenen Familienkonstellationen, in denen die Kinder aufwuchsen, wurden von Eyferth, Brandt

⁵ Diese wurden während einer zweiten Konferenz 1953 zeitgemäß bearbeitet sowie verändert und 1954 zusammen mit der Auswertung eines Fragebogens der *World Brotherhood* von Herman Ebeling 1954 unter dem Titel *Zum Problem der Deutschen Mischlingskinder in der Zeitschrift Bildung und Erziehung* veröffentlicht.

und Hawel sorgfältig in einzelnen Kapiteln beleuchtet, aber auch das Leben in Pflegefamilien und im Heim. Bei der außerfamiliären Unterbringung der Kinder meinten die Forscher_innen geschlechterspezifische Gründe ausmachen zu können. Mädchen befänden sich doppelt so häufig wie Jungen bei Pflegeeltern, da sie als Haushaltshilfen einsetzbar seien (vgl. ebd.: 49). Jungen seien ihrer Arbeitskraft entsprechend auf dem Land in Pflegestellen zu finden. Voreingenommenheiten, denen die Forscher_innen durch die frühe Veröffentlichung ihrer Studie entgegenzutreten wollten, scheinen sich aber beim Thema Heimunterbringung auch bei ihnen durchgesetzt zu haben. Die Schwarzen deutschen Kinder „wirk[t]en [...] vom Leben im Heim“ weniger „beeinträchtigt“ als die *weißen* Kinder (ebd.: 51). Über die Gründe können die Forscher_innen lediglich spekulieren; sie verfallen dabei aber genau in den stereotypen Jargon, den sie eigentlich zu vermeiden versuchten. Das „lebhaftere[] Temperament, daß ihnen [den ‚Mischlingskindern‘, d. V.] eigen“ sei (ebd.), könnte es ihnen ermöglichen „besser mit der Gefühlsarmut dieser Atmosphäre fertig [zu] werden“ (ebd.).

Auch bei der Thematisierung der Eingliederung der Schwarzen deutschen Kinder in die Klassengemeinschaft werden zwischen den Zeilen Stereotype betont. Schwarze deutsche Jungen als auch Mädchen seien durch Freundschaften in die Klasse integriert. Der Umgang der *weißen* Kinder mit den Schwarzen deutschen Kindern variere aber je nach Alter. Das „fremdartige Aussehen“ der Kinder würde in höheren Klassen „bewußter erlebt“ (ebd.: 63), führe aber zu keiner Isolation der Kinder. Etliche Jungen und Mädchen würden „sogar angeschwärmt und umworben“ (ebd.). Die Eigenschaften, wie beispielsweise „Kraft, Gewandtheit, Schönheit oder gelegentlich auch eine gewisse Vertrautheit mit sexuellen Dingen“ (ebd.), die die Forscher_innen für das ‚Umworbenwerden‘ angeben, – selbst wenn sie darauf verweisen, dass „um derentwillen auch manch weißes Kind umworben wird“ (ebd.) – knüpfen an Beschreibungen aus kolonial-rassistischer Literatur an (vgl. Bechhaus-Gerst 2009; Dietrich 2009: 177f.). Den angesprochenen Vorurteilen von der sexuellen Frühreife der Schwarzen deutschen Kinder (vgl. ebd.: 67) wird in diesem Abschnitt nicht entgegengewirkt, vielmehr scheinen die Forscher_innen diese – höchstwahrscheinlich unbewusst – zu (re)produzieren.

Dass gerade jugendliche Schwarze Deutsche mit rassistischen Vorurteilen zu kämpfen hatten, lässt sich in dem Teil der Studie, die den Einstellungen des „sogenannten ‚Mannes auf der Straße‘“ gewidmet ist (ebd.: 73), eindrucksvoll nachlesen. Während die Kinder noch als „besonders nied-

liche[n] Negerles“ bezeichnet wurden (ebd.: 75), häuften sich die Vorurteile, sobald die Forscher_innen auf die Berufschancen der Kinder und somit auf deren Jugend- und Erwachsenenalter zu sprechen kamen. Selbst in Zeiten akuten Arbeitskräftemangels Ende der 1950er Jahre gehörten die wenigen Berufe, in denen sich die Befragten Schwarze Deutsche vorstellen konnten, in das Segment der schlecht bezahlten, gesellschaftlich wenig angesehenen und wenig zukunftssträchtigen Berufe wie „Wäscherin, Zimmermädchen, Fabrikarbeiterin und Stenotypistin“ für Mädchen und „Artisten-, Musiker-, Autoschlosser- und Liftboy-Stellungen“ für Jungen (ebd.: 77). Gerade bei den Schwarzen Kindern sei aber, so der Rat der Psycholog_innen, darauf zu achten, dass der Beruf ihren Neigungen und Fähigkeiten entspreche, da Zufriedenheit im Beruf so manche Schwierigkeit im Leben kompensieren könne. Besondere Sorgen bereitete den Forscher_innen die berufliche Zukunft der Mädchen. Mädchen aus bildungsfernen Schichten wurde in den 1950er-Jahren oft keine Ausbildung zugestanden, da sie ja bald heiraten würden (vgl. Kleinau 2015: 167–170). Diese Option komme für die Schwarzen deutschen Mädchen nicht infrage, da die Heiratschancen der Mädchen, aber auch die der Jungen, noch gar nicht abgeschätzt werden könnten. Implizit schwang bei dieser Formulierung die Befürchtung mit, die Jugendlichen können nur unter ‚ihresgleichen‘ eine/n Ehepartner/in finden (vgl. ebd. 77). Äußerungen wie „Ich würde meiner Tochter nicht erlauben, daß sie mit so einem Negerbub ausgeht“ waren in einer Bevölkerungsumfrage nicht selten gefallen (ebd.: 105). Für Mädchen sei davon auszugehen, so die Forscher_innen, dass sie „in besonderem Maße sexuellen Nachstellungen ausgesetzt“ sein würden (ebd.: 99). Umso wichtiger sei es darauf zu achten, dass der Beruf den Mädchen materielle Unabhängigkeit von „Männerbekanntschaften“ böte (ebd.). Da das Berufsspektrum für Mädchen im Vergleich mit dem für Jungen insgesamt deutlich eingeschränkter war, hätten die Schwarzen Mädchen wohl mit deutlich „größeren Schwierigkeiten“ bei der Berufseinmündung zu rechnen (ebd.: 100).

In einem früheren Kapitel ihrer Studie hatten Eyferth, Brandt und Hawel beklagt, dass die Zahl der Kinder, die ihren Begabungen und Fähigkeiten entsprechend eine weiterführende Schule hätten besuchen können, „erschreckend gering“ sei (vgl.: 58). Die Möglichkeit des Übertritts werde von den Grundschullehrkräften häufig gar nicht in Erwägung gezogen oder nicht mit dem dafür notwendigen Einsatz gefördert (vgl. ebd.: 59). Im Anschluss an die Problematisierung der schlechten Berufsaussichten der Schwarzen

deutschen Kinder, insbesondere der Mädchen, wurde von den Forscher_innen diese Diskussion zwar erneut aufgenommen, mündet jedoch in einen geschlechtsneutralen Appell, begabten Schwarzen deutschen Kindern nach Abschluss der Volksschule eine weiterführende Schulbildung zu ermöglichen.

3. Fazit

Die Frage Integration versus Ausgrenzung der Schwarzen deutschen Kinder wurde zu zwei Zeitpunkten besonders intensiv verhandelt: zur Zeit der Einschulung des ersten Jahrgangs der ‚Besatzungskinder‘ sowie zur Schulentlassung. Während es kaum Stimmen gab, die die schulische Integration der Kinder grundsätzlich infrage stellten, mobilisierten die jugendlichen Schwarzen Deutschen in der *weißen* deutschen Mehrheitsgesellschaft althergebrachte kolonial-rassistische Stereotype von der exotisch-erotischen Alterität der Schwarzen Frau, von ihrer sexuellen Attraktivität, ihrer Verführungskraft, aber auch ihrer sexuellen Verfügbarkeit für den *weißen* Mann. Beiden Geschlechtern wurde generell eine höhere Triebhaftigkeit unterstellt, die sich zu einer Gefährdung für die *weiße* deutsche Gesellschaft auswachsen könne. Selbst Forscher_innen, die explizit mit dem Anspruch angetreten waren, bestehende Vorurteile gegenüber Schwarzen deutschen Kindern und Jugendlichen auszuräumen, reproduzierten mit ihrer Wortwahl implizit das, was sie zu widerlegen hofften. Wir möchten keineswegs das Engagement und die wohlwollenden Absichten von Eyferth, Brandt und Hawel schmälern, sondern wollen vielmehr verdeutlichen, wie tief sich Vorurteile und Stereotype auch bei Forscher_innen festsetzen können. Auch wir müssen uns in unserem Projekt zum Thema ‚Besatzungskinder‘⁶ immer wieder verdeutlichen, dass wir über eine zu Forschungszwecken konstruierte Gruppe forschen, auf deren Heterogenität bereits die Tagungsteilnehmer/innen von *World Brotherhood* sowie Eyferth, Brandt und Hawel hingewiesen haben, und allein mit der Bezeichnung dieser Gruppe implizit an deren Reproduktion und an der Reproduktion bestimmter Bilder über diese beteiligt sind. Selbst wenn wir versuchen Stereotype zu dekonstruieren, geht deren Dekonstruktion eine Reproduktion voraus, die wir in unseren Texten festschreiben.

Quellen

- Bondy, Curt (1960): Vorwort. In: Eyferth, Klaus, Brandt, Ursula, Hawel, Wolfgang (1960): *Farbige Kinder in Deutschland. Die Situation*

der Mischlingskinder und die Aufgaben ihrer Eingliederung. (Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft für Jugendpflege und Jugendfürsorge, Bd. 7), München: Juventa, S. 7–9.

- Braun, Elisabeth (1952): Um das Schicksal der Mischlingskinder in Deutschland. In: *Jugendwohl, Katholische Zeitschrift für Kinder- und Jugendfürsorge*, 33. Jg., Heft 1, S. 19–20.
- Ebeling, Hermann (1954): Zum Problem der deutschen Mischlingskinder. In: *Bildung und Erziehung, Zeitschriftenband 7*, S. 612–630.
- Eyferth, Klaus, Brandt, Ursula, Hawel, Wolfgang (1960): *Farbige Kinder in Deutschland. Die Situation der Mischlingskinder und die Aufgaben ihrer Eingliederung.* (Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft für Jugendpflege und Jugendfürsorge, Bd. 7), München: Juventa.
- Frankenstein, Luise (1954): *Soldatenkinder. Die unehelichen Kinder ausländischer Soldaten mit besonderer Berücksichtigung der Mischlinge.* München/Düsseldorf: Verlag Wilhelm Steinebach.
- Kirchner, Walter (1952): Untersuchung somatischer und psychischer Entwicklung bei Europäer-Neger-Mischlingen im Kleinkindalter unter Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse. In: *Studien aus dem Institut für Natur- und Geisteswissenschaftliche Anthropologie Berlin-Dahlem.* Hrsg. Von Hermann Muckermann. 1. Bericht, 30. August 1952, S. 29–36.
- M. (1952): Uneheliche Besatzungskinder. In: *Jugendwohl, Katholische Zeitschrift für Kinder- und Jugendfürsorge*, 33. Jg., Heft 4, S. 119–120.
- N. (1953): Die Eigenart der Mischlingskinder. In: *Jugendwohl, Katholische Zeitschrift für Kinder- und Jugendfürsorge*, 34. Jg., Heft 3, S. 109–110.
- Simon, Alfons (1952): *Maxi, unser Negerbub.* Bremen: Eilers & Schünemann.
- Rundschau (1949): *Kinder ohne Väter.* In: *Jugendwohl, Katholische Zeitschrift für Kinder- und Jugendfürsorge*, 30. Jg., Heft 5/6, S. 97.
- World Brotherhood (1952): Protokoll der Arbeitstagung über ‚Das Schicksal der farbigen Mischlingskinder in Deutschland‘, am 15. und 16. August 1952 im Amerika-Haus Wiesbaden, Wiesbaden: Druckerei Marshall.

Literatur

- Bechhaus-Gerst, Marianne (2009): „Schwarze Eva“. Konstruktionen der afrikanischen Frau in der Kolonialliteratur, in: Marianne Bechhaus-Gerst, Mechthild Gerst (Hrsg.): *Frauen in den deutschen Kolonien*, Berlin: Ch. Links, S. 188–193.
- Dietrich, Anette (2009): *Rassenkonstruktionen im deutschen Kolonialismus.* „Weiße Weib-

⁶ Unser Projekt „Besatzungskinder in Nachkriegsdeutschland – Bildungs- und Differenzenerfahrungen“ wird von der DFG gefördert.

- lichkeiten“ in der kolonialen Rassenpolitik, in: Marianne Bechhaus-Gerst, Mechthild Gerst (Hrsg.): *Frauen in den deutschen Kolonien*, Berlin: Ch. Links, S. 176–187.
- Kleinau, Elke (2015): „Ich wollte unbedingt zur Schule, ich bin so gern zur Schule gegangen.“ Bildungsbiografie eines Besatzungskindes vor der Bildungsexpansion. In: Barbara Stelzl-Marx, Silke Satjukow (Hrsg.): *Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau, S. 166–180.
 - Lemke Muniz de Faria, Yara-Colette (2002): *Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung. Afro-deutsche „Besatzungskinder“ im Nachkriegsdeutschland*, Berlin: Metropol.
 - Nduka-Agwu, Adibeli/Sutherland, Wendy (2013): *Schwarze, Schwarze Deutsche*. In: Adibeli Nduka-Agwu/ Lann Hornscheidt (Hrsg.): *Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen*. Frankfurt a. M.: Brandes und Apsel, S. 85–90.
 - Tibelius, Simone: „An die Kindesmutter kann ich mich beim besten Willen nicht erinnern“. Vaterschaftsanerkennung und Unterhaltszahlung als Ressource für Wehrmacht- und Besatzungskinder? In: Elke Kleinau/Ingvill C. Mochmann (Hrsg.): *Kinder des Zweiten Weltkrieges. Stigmatisierung, Ausgrenzung, Bewältigungsstrategien*. Frankfurt a. M./New York 2016, S. 93–114.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Elke Kleinau
elke.kleinau@uni-koeln.de

Rafaela Schmid
rafaela.schmid@uni-koeln.de

Anna Sieben

Attachment parenting und die Faszination des Fremden im Spiegel kultureller Mütterbilder



Dr. Anna Sieben (Foto: Bettina Steinacker).

Vorstellungen guter Elternschaft bzw. Mutterschaft speisen sich aus ganz unterschiedlichen Quellen. Wie in der populärwissenschaftlichen Erziehungsphilosophie des attachment parenting (AP) psychologisches Wissen und Beschreibungen kulturell fremder Elternschaft zusammengebracht

werden, ist Gegenstand dieses Beitrags. Dabei stelle ich in einem ersten Schritt dar, welche Bezüge auf das Fremde in der Bindungsforschung hergestellt werden und wie das Fremde dann in der Figur der „natürlichen Elternschaft“ angeeignet wird – zunächst in der psychologischen Forschung, dann im Zuge ihrer Popularisierung. In einem zweiten Schritt zeige ich, dass AP selbst zu einem „travelling concept“ wird und von den USA ausgehend in unterschiedliche Länder und Kulturen gebracht bzw. dort aufgegriffen wird. Exemplarisch wird hier die Aneignung des AP in der Türkei dargestellt. Der Beitrag nimmt keine umfassende Bestandsaufnahme der Bindungsforschung vor und verzichtet somit auch auf umfängliche Darstellungen ihrer theoretischen Bestandteile, Forschungsergebnisse und angestoßenen Veränderungen im Bereich der Elternschaft, wie beispielsweise Regelungen für die Geburtspraxis, den Krankenhausaufenthalt von Kindern oder Adoption.

1. Attachment parenting und intensive parenting

AP ist eine Erziehungsphilosophie, die in den 1980er von dem Ehepaar William und Martha Sears in den USA begründet und in verschie-

denen Ratgebern publiziert wurde. AP bezieht sich einerseits auf die Bindungstheorie, andererseits auf die Publikation der Anthropologin Jean Liedloff „The Continuum Concept“ (1977). Die Ideen werden von Sears auch in Richtung einer christlichen Erziehung weiterentwickelt. Zentrale Elemente dieses Erziehungsstils sind körperliche Nähe und Sensitivität im Umgang mit Kleinkindern, häufig unter den sieben „Baby Bs“ zusammengefasst (Sears & Sears 2001): Birth bonding, breastfeeding, babywearing, bedding close to baby, belief in the language value of your baby's cry, beware of baby trainers, balance.

Soziologisch wurde AP bereits in den USA, Großbritannien und sporadisch in anderen Ländern untersucht. Es wird meist beschrieben als Mittelklasse-Phänomen, das insbesondere akademisch ausgebildete Frauen anspricht (Green & Groves 2008). In einer ethnografischen Studie mit attachment mothers in London und Paris zeigt Charlotte Faircloth (2013), dass es sich hier um eine vergleichsweise geschlossene Gruppe handelt, die sich stark von anderen Müttern abgrenzt (die beispielsweise zu früh abstillen, arbeiten oder sich selbst nicht gesund ernähren) und ihre Form der Mutterschaft in bisweilen „militanter“ Weise zum Ausdruck bringen. Zudem fühlen sich die Mütter in dieser Studie alleine für die Versorgung der Kinder verantwortlich, die Väter sind kaum involviert.

AP kann als eine Form von „intensive mothering“ analysiert werden: „intensive mothering is exclusive, wholly child centered, emotionally involving, and time-consuming. [...] The mother portrayed in this ideology is devoted to the care of others; she is self-sacrificing“ (Arendell 2000: 1194). Mit dem zeitdiagnostischen Begriff des intensive mothering oder parenting wird die starke Fokussierung auf die Förderung von Kindern durch die Eltern hervorgehoben. Entwicklungsziele sind die Intelligenz der Kinder, aber meist auch Eigenschaften wie Kreativität, Selbstbewusstsein, emotionale Intelligenz oder soziale Kompetenz. Psychologisches, neurowissenschaftliches oder pädagogisches Wissen wird im Rahmen von intensive parenting in popularisierter Form aufgegriffen und – zumindest dem Anspruch nach – in alltägliche Praktiken der Kindererziehung übersetzt. Zahlreiche Studien zeigen den enormen Leistungsdruck und die Konkurrenz, die mit intensive parenting einhergehen, insbesondere für und zwischen Müttern (z. B. Wall 2010). Auch wenn intensive parenting in erster Linie als eine Form der Elternschaft beschrieben wurde, die in der Mittelschicht zu finden ist, so wurde gezeigt, dass durchaus auch andere soziale Schichten von diesem Imperativ der Förderung durchdrun-

gen sind (Romagnoli/Wall 2012), auch wenn die Ausgestaltung sich unterscheidet (auf der Grundlage unterschiedlicher finanzieller Möglichkeiten, Wissensrepertoires und Lebensstile). Intensive parenting versteckt sich aber auch in Richtungen der Elternschaft, die scheinbar Abstand nehmen von einer solch offenkundigen Leistungsorientierung; hierzu zählen Konzepte der natürlichen Elternschaft (Bristow 2014). Auch im Rahmen von AP wird das für die Förderung der Kinder getan „what science says its best“ (Faircloth 2013).

Die Interpretation von AP als intensive parenting reiht sich nahtlos ein in Analysen, wie sie etwa Nikolas Rose, Eva Illouz oder Mike Tändler vorgelegt haben. Psychologisches Wissen und Psycho-Techniken sind eng verbunden mit Formen der Selbst-Optimierung. Oder wie Tändler (2016: 37) schreibt: „Die Entstehung und Verbreitung psychologischen Wissens steht dabei in engem Zusammenhang mit dem in modernen westlichen Gesellschaften zentralen subjekt-kulturellen Imperativ, durch unablässige Selbstbeobachtung und Selbstmodellierung Individualität zu erlangen“. Freilich, im Bereich von Elternschaft hat diese Selbstoptimierung immer eine relationale Dimension, Eltern optimieren sich und ihre Kinder.

2. Bindungstheorie, attachment parenting und die Sehnsucht der Eltern nach Verbundenheit

Dieser Interpretation von AP soll in diesem Beitrag nun eine zweite Lesart an die Seite gestellt werden, die danach fragt, welche Wünsche und Vorstellungen Eltern unter dem Banner attachment artikulieren und welche Aspekte ihrer Kultur sie dadurch kritisieren können. Ausgangspunkt für diese Überlegungen und Beobachtungen ist ein Zitat aus der erwähnten Studie von Faircloth:

„Ivana (38, breastfeeding her 3-year-old daughter): I feel generations of people born in the fifties, sixties, seventies, eighties, I think there was an impact from non-breastfeeding practices... and I think a lot of the problems that we have are linked to that, not just pollution and all that stuff. I don't know; the atomisation of society, the disconnection.“ (Faircloth 2013: 120)

In diesem Zitat kritisiert Ivana eine anonymisierte und individualisierte Gesellschaft, in der die Menschen unverbunden sind. Hier wird nicht kindzentriert argumentiert, sondern der Individualismus der britischen Gesellschaft als problematische kulturelle Entwicklung angeprangert. Eine ähnliche kritische Haltung gegenüber der britischen Gesellschaft im Speziellen und der

modernen, westlichen Kultur im Allgemeinen findet sich bereits in den frühen Texten der Bindungsforschung. John Bowlby, der Begründer der Bindungstheorie, entwickelt seine Theorien auf den Grundlagen der Verhaltensbiologie, von der er lernt, dass die Bindung zwischen Mutter (oder einer anderen Bezugsperson) und Kind angeboren ist – und überlebensnotwendig (Vicedo 2013). Zwar wird auch die Psychoanalyse als theoretische Ressource genannt (z.B. Bowlby 1968), von ihr unterscheidet sich das Bindungs- bzw. Beziehungskonzept der Bindungstheorie aber maßgeblich: Während die Psychoanalyse die Notwendigkeit des Konflikts zwischen Vater und Kind betont und die Ablösung von der Mutter als Individuierung konzeptualisiert, steht im Zentrum der Bindungsforschung die sensitive, harmonische Mutter-Kind-Beziehung, deren abrupter Verlust zu schweren Bindungsstörungen führen kann. Bowlby entwickelt seine Theorie als Gegenentwurf zu den Erziehungspraktiken, die sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts als „modern“ etabliert hatten. Hierzu gehört die Einführung von Laufställen, Kinderwägen oder Hygiene-Empfehlungen, die insgesamt zu einem körperlich distanzierten Umgang mit Kindern geführt haben (Kanieski 2010). Gleichzeitig ist seine Theorie auch als Reaktion auf den Zweiten Weltkrieg und damit einhergehende gravierende Bindungsverluste zu verstehen. Bowlbys Theorie ist getragen von der allgemeinen Annahme, dass Bindung eine der natürlichsten Dinge der Welt ist, moderne Eltern aber durch die Wissenschaft daran erinnert werden müssen (hier argumentiert Bowlby, wenn auch ausschließlich auf der psychologischen Ebene, gewissermaßen ähnlich wie soziologische Theorie der Entfremdung).

Mit der Ablehnung moderner, westlicher Erziehung geht in der Bindungsforschung früh die Faszination für Elternschaft in vormoderne, kulturell fremden Gesellschaften einher. Mary Ainsworth reist bereits 1954 nach Uganda, untersucht dort die Bindungspraktiken der Ganda und publiziert ihre Schrift „Infancy in Uganda“ (Ainsworth 1967). Auch andere namhafte Bindungsforscher_innen haben in vormoderne Gesellschaften geforscht, so zum Beispiel Klaus und Karin Grossmann, die die Bindungsforschung in Deutschland geprägt haben und die selbst auf einer Südseeinsel Daten erhoben haben (Grossmann & Grossmann 2010). In diesem Zusammenhang wird auch – wissenschaftlich und populärwissenschaftlich – die ethnografische Arbeit von Liedloff „The continuum concept“ (1977) viel rezipiert. Sie beschreibt das Leben der Yonguno in Venezuela und die Beziehung zu ihren Kindern als glücklich und argumentiert, dass die Zivilisation die Menschen ent-

fremdet habe von einem instinkthaft richtigen Umgang mit ihren Kindern: „Es gibt kein Tier, das nicht ‚wüsste‘ (unfehlbar und ohne Zweifel), [...] wie es seine Jungen behandeln muss, damit diese sich optimal entwickeln. Der Mensch der Zivilisation jedoch weiß es nicht – er hat es vergessen“ (Liedloff 2017: 8). Sie lehnt die kulturellen Werte der westlichen Kultur ab (hierzu zählt sie insbesondere Individualismus, Liberalismus, Wertschätzung von künstlerischen Talenten und dem Verstand). Je mehr der Verstand entscheidet, desto unglücklicher werden Menschen: „Mit einem Wort, je mehr eine Kultur sich bei der Entscheidung über Verhaltensregeln auf den Intellekt verlässt, desto mehr Einschränkungen für den einzelnen werden für ihren Fortbestand erforderlich“ (ebd.: 38).

Es lässt sich also eine Linie ziehen von der Bindungsforschung, den Arbeiten Liedloffs, hin zu der artikulierten Kritik am individualisierten Westen in der Studie von Faircloth. Interessant ist daran die Doppelbödigkeit des eigenen Arguments: Während einerseits die Bindung als natürlich und instinkthaft beschrieben und die moderne Gesellschaft und ihre Wissenschaft als Quelle der Entfremdung gesehen wird, so wird andererseits selbst mit den Mitteln der modernen Wissenschaft gearbeitet und eine Orientierung an diesem rationalem Wissen empfohlen.

3. Internationalisierung und Aneignung von attachment parenting jenseits des sogenannten Westens

Eine ähnliche Paradoxie zeigt sich bei der Verbreitung von Wissen über attachment. Während einerseits die eigene westliche Kultur nicht als „sachkundig“ in Bezug auf den Umgang mit Kindern betrachtet wird, werden andererseits Grundsätze des AP gezielt international verbreitet. Ein Beispiel hierfür ist die Nonprofit-Organisation „attachment parenting international“ (API). Ihr Anliegen wird definiert als „to educate and support all parents in raising secure, joyful and empathic children in order to strengthen families and create a more compassionate world. API promotes parenting practices that create strong, healthy emotional bonds between children and their parents“ (API 2017). API ist ein Instrument zur Globalisierung von AP, sie ermöglicht es Unterstützer_innen weltweit, in ihrer Region eine Zweigstelle von API zu gründen. Wie bereits dargelegt ist die spezielle Wissensformation von AP und der Bindungstheorie – eine mit den Verfahren der modernen Wissenschaft (sowohl psychologisch als auch verhaltensbiologisch und ethnografisch) formulierte Kritik an der Verwissenschaftlichung und Modernisierung

von Kindererziehung – sicherlich sehr spezifisch für eben diese westlichen Kulturen, in denen sie entwickelt wurden. Daher stellt sich die Frage, wie AP bzw. der Begriff des attachment aufgegriffen wird, wenn er auf dem Wege des API in andere Kulturen gebracht wird. Hier wird nun exemplarisch der Blick auf die Türkei gerichtet, in der es eine API Organisation gibt. Die türkische Kultur ist viel beschrieben worden als westlich und nicht-westlich, als modern und vormodern zugleich und sie ist aus diesem Grund ein interessanter Kontext zur Untersuchung von AP. Zu AP in der Türkei wurde ein ethnografischer Zugang gewählt, bei dem von API ausgehend Facebook-Seiten und Webseiten von Organisationen studiert wurden, die AP anbieten. Zusätzlich konnten drei der Begründerinnen interviewt und an einzelnen Kursen für Eltern teilgenommen werden. Darüber hinaus wurden Blogs von Eltern untersucht, die sich mit AP verlinken sowie Elternratgeber analysiert, die mit dem Thema AP assoziiert sind.

Grob lassen sich zwei unterschiedliche Aneignungsweisen voneinander unterscheiden. Die erste Richtung, vor allem vertreten durch private und kommerzielle Organisationen, die unterschiedliche Kurse für Eltern anbieten, ist stark an den USA orientiert. AP wird meist als englischsprachiger Begriff verwendet. AP wird kombiniert mit anderen Praktiken wie Yoga, Pilates oder Kursen in mindfulness. Die Angebote richten sich an urbane Türk_innen der oberen Mittelklasse mit starker internationaler Orientierung. Teilweise wird AP auch als „doğal ebeveynlik“ (natürliche Elternschaft) übersetzt. Über diesen Begriff stößt man auf weitere Aneignungsformen von AP. Dies ist erstens Adem Güneş, der ein Institut für Bindungstherapie leitet und den Begriff „güvenli bağlanma“ (vertrauensvolle Bindung) in verschiedenen Ratgebern prägt. Er selbst hat in den Niederlanden studiert und rezipiert die Bindungsforschung. Allerdings betrachtet er gleichzeitig die Nutzung westlicher Erziehungskonzepte als problematisch, weil sie nicht zur türkischen Kultur passen. Die Ideen einer bindungsorientierten Erziehung seien in der Türkei nicht neu, sondern als „Anadolu pedagojisi“ (Anatolische Erziehung) Teil der eigenen, wenn auch vergessenen, Geschichte. Als entscheidenden Unterschied zum westlichen AP benennt er die klare Rollenverteilung zwischen Mutter und Vater. Die Mutter solle liebevoll und zugewandt, der Vater autoritär sein. Hatice Kübra Tongar teilt in ihren Ratgebern (z. B. „Fitrat pedagojisi“) diese konservative Vorstellung von Vater- und Mutterrollen. Sie bezieht sich in ihren Büchern größtenteils auf den Koran, ergänzt dies aber durch Befunde psychologischer Forschung.

Alle Vertreter_innen in der Türkei teilen die Überzeugung, dass Erziehung gewaltfrei sein sollte. Dieser Aspekt steht im Vergleich zu AP in Großbritannien oder Deutschland sehr viel stärker im Vordergrund, wo mehr die körperliche Nähe betont wird. Es wird darüber hinaus deutlich, dass über die Betrachtung von AP als „natürlich“ eine umfassende kulturelle Aneignung der Bindungstheorie möglich wird – bis hin zur Zurückweisung ihres angloamerikanischen Ursprungs.

4. Fazit

In allen dargestellten Fällen zeigt sich, dass unter dem Begriff des attachment Vorstellungen vom sogenannten Westen und seinen Subjektmodellen verhandelt werden. Normative Vorstellungen von Individualismus, Autonomie sowie einer egalitären Geschlechterordnung werden zumindest partiell infrage gestellt. Hier lässt sich nicht nahtlos die oben angeführte Analyse von Tändler (2016) anführen, die die Psychologisierung der Gesellschaft mit Selbstoptimierung und Individualisierung in Verbindung bringt.

Wie stark mit attachment die westliche Kultur angegriffen und wo die eigene Positionierung hierzu erfolgt, unterscheidet sich stark zwischen den verschiedenen Akteuren. Es ist vor allem die Figur der „Natürlichkeit“, die es den Protagonist_innen erlaubt, sich kulturell fremde bzw. aus anderen Kulturen übernommene Elternphilosophien und -praktiken anzueignen.

Schon diese Kritik an der westlichen Kultur weist über den Rahmen hinaus, der gesteckt wird, wenn man AP als intensive parenting versteht. Der Begriff des attachment eröffnet einen Raum, um unabhängig von der Behandlung der eigenen Kinder über Kultur, kulturelle Zugehörigkeit und Mängel in der eigenen Kultur zu sprechen. Die Kritik am Individualismus bleibt allerdings am Ende begrenzt: Sowohl in den Texten von Bowlby und bei den von Faircloth interviewten Eltern als auch in der Philosophie von API findet sich die Vorstellung, dass Kinder, die am Anfang „attached“ waren, später zu besonders individualisierten und autonomen Individuen werden. Hierzu schreibt Bowlby:

„The provision of constant attention day and night, seven days a week and 365 days in the year, is possible only for a woman who derives profound satisfaction from seeing her child grow from babyhood, through the many phases of childhood, to become an independent man or woman.“ (Bowlby 1968: 76–77; Hervorhebung AS)

Auch wenn für Erwachsene das Ideal der Independenz also aufrecht erhalten bleibt, so lässt sich dennoch an den AP-Angeboten ablesen,

dass es sehr wohl auch um die Erfahrung der Eltern geht. In den besuchten Kursen in der Türkei stand mehr das Wohlempfinden der Mütter als das der Kinder im Fokus. Auch Bowlby betont die erfüllende Erfahrung für die Mütter. Hier deutet sich vielleicht an – was an anderer Stelle weiterzuverfolgen ist – dass AP weit weniger kindzentriert ist als zunächst angenommen.

Abschließend lassen sich also zwei Thesen formulieren, die weitere empirische Forschung nach sich ziehen: Erstens, dass sich in AP auch der elterliche Wunsch nach harmonischer Verbundenheit und Abhängigkeit ausdrückt und sich so in einer individualistischen Kultur eine Nische sucht, und zweitens, dass AP ein konservatives Modell der Subjektivierung anbietet, das auf konflikthafte Prozesse der Ablösung und Individuierung verzichtet (anders als die Psychoanalyse) und sich auch aus diesem Grund als psychologisiertes Modell für konservative Familienvorstellungen in ganz unterschiedlichen kulturellen Kontexten eignet.

* Ayse Yildirim hat die empirischen Daten in der Türkei erhoben. Sie war bei der Jahrestagung des Netzwerkes leider nicht als Referentin dabei. Ihrer Forschung verdankt der Beitrag entscheidende Impulse.

Literatur

- Ainsworth, M. D. S. (1967). *Infancy in Uganda: Infant care and the growth of love*. Baltimore: Johns Hopkins University Press.
- API (2017). www.attachmentparenting.org/ 22.11.2017.
- Arendell, T. (2000). Conceiving and investigating motherhood: The decade's scholarship. *Journal of marriage and family*, 62(4), 1192–1207.
- Bowlby, J. (1953/1968). *Child care and the growth of love*. London: Penguin.
- Bristow, J. (2014). The double bind of parenting culture: Helicopter parents and cotton wool kids. In E. Lee, J. Bristow, C. Faircloth & J. Macvarish (Hrsg.), *Parenting culture studies* (S. 200–215). Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Faircloth, C. (2013). *Militant lactivism? Attachment parenting and intensive motherhood in the UK and France*, Vol. 24. Berghahn Books.
- Green, K. E. & Groves, M. M. (2008). Attachment parenting: An exploration of demographics and practices. *Early Child Development and Care*, 178(5), 513–525.
- Grossmann, K. E. & Grossmann, K. (2010). Kindliche Bindungen in Kultur vergleichender Sicht: Beobachtungen auf einer Südseeinsel. In: B. Mayer & H. J. Kornadt (Hrsg.), *Psychologie – Kultur – Gesellschaft* (71–99). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kanieski, M. A. (2010). Securing attachment: The shifting medicalization of attachment and attachment disorder. *Health, Risk & Society*, 14(3).
- Liedloff, J. (1977). *The continuum concept*. New York: Knopf.
- Romagnoli, A. & Wall, G. (2012). 'I know I'm a good mom': Young, low-income mothers' experiences with risk perception, intensive parenting ideology and parenting education programs. *Health, Risk & Society*, 14(3), 273–289.
- Sears, W. & Sears M. (2001). *The Attachment Parenting Book*. New York: Little, Brown and Company.
- Tändler, M. (2016). *Das therapeutische Jahrzehnt. Der Psychoboom in den siebziger Jahren*. Göttingen: Wallstein.
- Vicedo, M. (2013). *The nature & nurture of love. From imprinting to attachment in cold war America*. Chicago: University of Chicago Press.
- Wall, G. (2010). Mothers' experiences with intensive parenting and brain development discourse. *Women's Studies International Forum* 33, 253–263.

Kontakt und Information
Dr. Anna Sieben
anna.sieben@rub.de

Mithu M. Sanyal

Postkölonialismus

Dieser Text basiert auf einer Reihe von Vorträgen und Artikeln, die ich im Rückblick auf die „Ereignisse von Köln“ gehalten habe, sowie auf einem Kapitel meines Buches „Vergewaltigung“

Vorletztes Jahr wurde ich zu einem Vortrag eingeladen. Bei dem Vorgespräch erklärte mir die Veranstalterin: „Hier werden die Frauen ständig vergewaltigt und die Polizei macht aus political correctness nichts dagegen.“ Ich war sprachlos. Zum einen, weil das nicht meine Erfahrung mit der Polizei war. Aber viel mehr, weil das eine kluge und feministische Veranstalterin war, die ich kannte und schätzte. Dann kam Silvester in Köln und plötzlich habe ich diese Geschichte von allen Seiten gehört und natürlich auch gelesen: Wir alle wissen, was in der Silvesternacht 2015/16 passiert ist – oder meinen dies zumindest zu wissen. Klar ist, dass es sexualisierte Übergriffe gab. Genauso klar ist – inzwischen –, dass es die „Massenvergewaltigungen auf der Domplatte“ nicht gegeben hat.

Mein Kollege, der investigative Journalist Walter von Rossum, hat die Zahlen ausgewertet, die von einer über hundertköpfigen Sonderkommission der Polizei zusammengestellt und analysiert wurden: „Es stehen ca. 1.200 Anzeigen im Raum. Der größte Teil betrifft Handydiebstahl oder ähnliche kleinkriminelle Delikte, bei ca. 500 Anzeigen geht es um Sexualdelikte. Allerdings muss man da differenzieren. Es hat keinen einzigen Fall von erzwungenem Geschlechtsverkehr gegeben – auch wenn man kürzlich noch versucht hat, zwei Fälle nachzuliefern. Bei 21 Anzeigen geht es um Vergewaltigung als Form sexueller Nötigung. In diesen Fällen sollen etwa Finger in die Geschlechtsteile eingeführt worden sein. Bei dem Gros der Anzeigen von Sexualdelikten handelt es sich um 470 Fälle von sogenannter sexueller Beleidigung – also Handlungen, die im Volksmund etwa ‚Grabschen‘ heißen.“

Wenig überraschend hielt sich die Erleichterung darüber, dass es 1.179 Vergewaltigungen weniger waren als befürchtet, in Grenzen. Von Rossum wurde Verharmlosung und Schlimmeres vorgeworfen, als hätte er sich die Zahlen selber ausgedacht und nicht vom BKA erhalten. Dabei gibt es gar keine Mindestgrenze, um Vergewaltigungen erst zu nehmen – à la: unter 1.000 beschäftigen wir uns gar nicht erst damit. Nein, 21 ist sch**** und ich möchte, dass damit umgegangen wird (abgesehen davon, dass man sich natürlich auch von Situationen bedroht fühlen kann, die strafrechtlich nicht relevant sind). Der Unterschied ist

nur, dass damit Köln nicht mehr als das einzigartige Ereignis dasteht, als der Scheidepunkt, nach dem alles anders geworden ist.

Zuerst einmal ist positiv zu vermerken, dass die „Opfer von Silvester“, wie sie rasch getauft wurden, mit deutlich mehr Aufmerksamkeit und Empathie rechnen konnten, als Opfer von sexuellen Grenzüberschreitungen sonst erhalten. Und das bleibt positiv, auch wenn der Grund dafür war, dass die Täter sofort als die „Anderen“ identifiziert wurden, genauer (aber nicht viel genauer) als arabisch und nordafrikanisch aussehenden Männer, weshalb die Bloggerin Nadia Shehadeh dieser (neu) konstruierten Identität ein Trademark verlieh: arabisch und nordafrikanisch aussehende Männer™.

Dabei wurde vollkommen ausgeblendet, dass weder nur arabisch und nordafrikanisch aussehende Männer™ sexuelle Grenzen überschreiten und dass keineswegs alle arabisch und nordafrikanisch aussehenden Männer™ dies tun. So berichtete die amerikanische Studentin Caitlin Duncan etwa, dass der syrische Flüchtling Hashem Mohammad und seine Freunde sie aus der Menge vor dem Kölner Hauptbahnhof *gerettet* hatten, und es gründeten sich sofort Initiativen wie *Syrer gegen Sexismus* und *Muslimen gegen Sexismus*.

Diese ersten Tage des Jahres 2016 waren für mich sehr beängstigend. Die Nachrichten, die ich nicht täglich, sondern mehrmals täglich in den Zeitungen las, gaben mir explizit das Gefühl, nicht Teil dieses Landes zu sein. Obwohl ich weder ein Mann bin noch Muslim. Doch habe ich mich persönlich von den Bürgerwehren bedroht gefühlt, die sich formierten, um „Rache für unsere Frauen“ zu nehmen. Deshalb war es für mich so erleichternd, dass Feminist*inne*n sehr rasch unter dem Hashtag ausnahmslos mobilisierten: „Gegen sexualisierte Gewalt und Rassismus. Immer. Überall. #ausnahmslos.“

Der eindringlichste Kommentar zu den Ereignissen in der Silvesternacht 2015/16 stammt von der Publizistin Hilal Sezgin. Sie schrieb in der ZEIT: „[Z]um Thema Abschiebung möchte ich all die spontanen oder auch dauerhaften Feminist*innen, die dieser Tage eine noch härtere Abschreckungspolitik fordern, einmal fragen: Wollt ihr solche Männer, die versuchen, sexuelle

Gewalt sogar gegen einen soliden westlichen Rechtsstaat durchzusetzen, etwa wieder zurück zu ‚ihren‘ Frauen schicken? Falls tatsächlich auch Syrer unter den Grapschern und Vergewaltigern wären: Ist das wirklich euer Verständnis von Frauensolidarität, solche Männer in ein Bürgerkriegsgebiet zurückzusenden, wo wir doch wissen, dass alle Formen von Kriegen, Bürgerkriegen und Aufständen sexuelle Gewalt noch um ein Vielfaches anwachsen lassen?“

Schon lange ist bekannt, dass die Gefahr, Opfer von sexueller Gewalt zu werden, auf der Flucht exponentiell in die Höhe schnellte. Teresa Rodriguez von dem *UN Development Fund for Women* wies 2006 darauf hin: „Vergewaltigung ist so häufig geworden, dass viele Frauen die Pille oder Gestagen-Spritzen nehmen, bevor sie ihre Heimat verlassen, um eine Schwangerschaft zu verhindern. Einige betrachten das bereits als den ‚Preis‘, den sie bezahlen müssen, um die Grenze überqueren.“ Trotzdem – und obwohl der Missbrauchsbeauftragte der Bundesregierung, Johannes-Wilhelm Rörig, bestätigt, dass „sexuelle Übergriffe und Grenzverletzungen in allen Flüchtlingsunterkünften passieren“ (durch andere Flüchtlinge, Sicherheitsleute und sogar ehrenamtliche Helfer) – erhalten diese nicht annähernd so viel öffentliche Anteilnahme wie die „Opfer der Übergriffe in der Silvesternacht.“ Die EU-Aufnahmerichtlinien 2013/33/EU sahen noch vor, dass die Mitgliedstaaten „die spezielle Situation schutzbedürftiger Personen zu berücksichtigen haben“. In dem Asylpaket II fiel dieser Satz weg.

Im Kontext der Flüchtlingsdebatte verwandelte sich der vergewaltigte Körper der Frau zu dem Land, das sich nicht vor dem Eindringen einer dunklen Bedrohung wehren könne – in einer Freud’schen Gleichsetzung von Flüchtlingsstrom = Penis. Und plötzlich wurden Ansichten, die vorher der AfD vorbehalten waren, salonreif, wie Carolin Emcke bemerkte: „Die Drohbriefe, die es anonym schon immer gab, sind heute mit Namen und Adresse gezeichnet. Alle reden von den Sorgen und Ängsten: Die Sorge erlebt zurzeit eine erstaunliche Aufwertung. In der Sorge, so die rhetorische Suggestion, artikuliere sich ein berechtigtes Unbehagen, ein Affekt, der politisch ernstgenommen und keinesfalls kritisiert werden sollte. Als seien ungefilterte Gefühle per se berechtigt. Als seien Sorgen an sich schon ein triftiges Argument in einem öffentlichen Diskurs – und nicht bloß ein Affekt, der berechtigt oder unberechtigt, angemessen oder unangemessen, vernünftig oder übertrieben sein kann.“ Für Aussagen wie diese wurde sie letztes Jahr mit dem Friedenspreis des deutschen Buchhandels ausgezeichnet, und für Aussagen wie diese wird sie massiv angegriffen.

Wann immer ich aus meinem Fenster schaue, sehe ich das Ordnungsamt einen Mann mit dunklen Haaren anhalten und untersuchen. Direkt nach dem ersten „Silvester in Köln“, als der Januar 2016 noch jung und so roh war wie eine offene Wunde, ging ich zusammen mit meinem Mann raus, um die Herren vom Ordnungsamt zu fragen, was sie dort taten. „TRETEN SIE ZURÜCK“, blafften sie uns in Großbuchstaben an. Wir traten zurück. „Was machen Sie mit dem Mann?“, fragte mein Liebster und zeigte auf den schmalen nordafrikanisch oder arabisch aussehenden Mann™. Damit hatte mein Mann seine Hand erhoben, die ihm sofort von den Ordnungshütern auf den Rücken gedreht und mit einer Plastikfessel gesichert wurde.

Das Traumatische dieser Erfahrung ist nicht, dass er daraufhin eine Anzeige bekam – interessanterweise für das Vergehen, den Ordnungsdienern nicht schnell genug seinen Ausweis gezeigt zu haben (er erklärte ihnen, sie müssten ihn selbst aus seiner Hosentasche holen, da er mit gefesselten Händen nicht an ihn heran kam) –, sondern dass ich seitdem eben nicht mehr hinausgehe, wenn eine Gruppe Uniformierter einen Menschen nicht weißen Aussehens kontrolliert.

Doch der Gedanke, dass Multikulturalismus schädlich für Frauen sein könnte, ist keineswegs ein neuer. 1997 schrieb die Politikwissenschaftlerin Susan Moller Okin ihren einflussreichen Essay: „Is multiculturalism bad for women?“. Also: Ist Multikulturalismus schädlich für Frauen(rechte)? Wobei wir natürlich alle durch mehr als eine Kultur geprägt sind, doch wird in diesem Kontext Kultur mehr oder minder synonym für Herkunft/Hautfarbe verwendet. Moller Okins Antwort lautete: Ja. Dieser Überzeugung liegt ein lineares Modell der historischen Entwicklung der Kulturen – mit einer patriarchalen Ur-Horde, die sich nach und nach zu Frauenrechte-liebenden modernen Menschen entwickelt – zugrunde. Ein Modell, das zum Beispiel dazu verwendet wurde, um den Kolonialismus zu rechtfertigen. Die Kolonialmächte hätten den Kolonisierten nicht nur die Zivilisation gebracht, sondern vor allem die Frauenrechte. So hatte zum Beispiel Napoleon seinen Ägyptenfeldzug damit begründet, dass die Frauen dort so unterdrückt seien – und auch gerade mit dem Kopftuch. Auch die Kopftuch-Debatten sind also keine neuen.

Noch heute steht das Kopftuch – metonymisch und irrtümlich – für die Unterdrückung der Frau im Islam. Der Soziologie-Professor Ali Rattansi nennt dies die „strong incompatibility thesis“ – die außerordentliche Unvereinbarkeitsthese – in der die „migrantische Opfer Frau“ zum Gegenentwurf der befreiten Westlerin wird. Dadurch werden sexuelle Übergriffe von Vertretern aus

diesen „Kulturen“ als Merkmal eben dieser „Kulturen“ wahrgenommen, während sexuelle Übergriffe von weißen deutschen Männern als individuelle Taten angesehen werden.

So hatte nach der Wahl von Donald Trump niemand Angst vor amerikanischen Touristen, die ihr Frauenbild nach Deutschland importieren und alle Frauen direkt an ihrer „Pussy grabben“ würden. Wenn über Frauenfeindlichkeit gesprochen wird, dann im Sinne einer grundsätzlichen Frauenfeindlichkeit, die USA als Litmus-Test für die Welt und nicht als spezifische Kultur. Und das ist ja auch richtig so. Allerdings titelten „nach Silvester“ Zeitungen wie *Die Welt* selbstverständlich: „Migration importiert archaisches Frauenbild.“

Dabei ist Kultur kein Kult, sondern komplex und heterogen und widersprüchlich und einem ständigen Prozess der Veränderung und Verhandlung unterworfen. Es gibt in „islamischen Ländern“ genauso unterschiedliche Strömungen wie bei uns. Doch eben das wird zurzeit ausgeblendet. Und sogar die Definition des „Islam“ deckt sich mit der der fundamentalistischen Islamisten, von denen wir uns doch eigentlich absetzen wollen. Carin Emcke analysiert: Das Erste, was auffällt, ist die bewusste Engführung der Wirklichkeit. Hier gibt es keine Informationen, keine Erzählungen von Migranten und Migrantinnen, die sich durch ihren Humor, ihre Musikalität, ihre technischen Fertigkeiten, ihre intellektuellen oder künstlerischen oder emotionalen Qualitäten auszeichnen. Es gibt übrigens auch keine Meldungen über Missgeschicke, Schwächen oder Spießigkeiten von einzelnen Migranten oder Migrantinnen.

Was geschieht durch eine solche gefilterte Sicht auf die Welt? Wie wirkt es sich aus, immer und immer wieder Menschen nur in einer bestimmten Rolle, in einer bestimmten Position, mit einer bestimmten Eigenschaft zu erleben? Es produziert zunächst noch nicht einmal Hass. Diese Engführung verstümmelt vor allem die Phantasie. Das Fatale an Foren und Publikationen, in denen Geflüchtete immer und ausschließlich als Kollektiv und niemals als Individuum auftauchen, in denen Muslime immer und ausschließlich als Terroristen oder rückständige „Barbaren“ beschrieben werden, ist, dass sie es nahezu unmöglich machen, sich Migrantinnen und Migranten als etwas anderes vorzustellen. Sie schmälern den Raum der Phantasie und damit der Einfühlung ein.

Noch eine Anekdote: September 2016 fuhr ich nach Hamburg, um mich mit Susanne Meyer von der ZEIT und Margarete Stokowski zu einem Interview zu treffen. Der Hamburger Hauptbahnhof sah in alle Richtungen gleich aus, also fragte ich einen Schaffner nach dem Hauptaussgang, doch der ignorierte mich eisern. In der Annahme,

er habe mich nicht gehört, wiederholte ich meine Frage, worauf er mich anblaffte: „Ich habe zu tun.“ In dieser Sekunde kamen zwei Frauen auf ihn zu, die so aussahen wie die Bilder bei einer Google-Suche „deutsche Frau“, und er erklärte ihnen ausführlich alles, was sie wissen wollten. Anstatt mir daraufhin peinlich berührt ebenfalls den Weg zu weisen, drehte er sich um und marschierte davon.

Vielleicht hatte seine Reaktion überhaupt nichts mit Rassismus zu tun. Vielleicht hatte ihn an diesem Morgen seine Freundin verlassen, die mir zufällig wie aus dem Gesicht geschnitten war. Wer weiß das schon? Das Einzige, was ich wusste, war, dass diese Begegnung mein Verhältnis zu dem Hamburger Hauptbahnhof grundlegend veränderte. Es verwandelte mich von einer Person, die einen Platz in diesem verheißungsvollen Gedränge von Menschen hatte, in ... nein, keinen Störfaktor – diese Macht hatte er nicht –, aber in eine Person ohne jene magische soziale Haut, die es uns erlaubt, gleichzeitig Teil einer Menge und wir selbst zu sein – unverletzbar, weil eine Verletzung von uns gleichzeitig eine Verletzung der Gemeinschaft wäre. Ich trat unwillkürlich einen Schritt von den Gleisen weg – nur zur Sicherheit.

Was mir am Hamburger Hauptbahnhof passiert war, geschah wenige Monate darauf rund 1.000 jungen Männern am Kölner Hauptbahnhof: Sie wurden explizit anders behandelt als Personen eines anderen Phentyps. Ich spreche natürlich von dem Silvester dieses Jahr. Am 1.1.2017 war von „nur“ zehn Anzeigen wegen Sexualdelikten die Rede. Was auch immer das heißt. Die Polizei wollte bis zum Bericht der Sonderkommission keine Auskünfte mehr geben, da sie sich bereits genug in die Nesseln gesetzt hat. Nach dem Vorfall letztes Jahr gab sie sich alle Mühe, dass ihr nicht noch einmal political correctness vorgeworfen werden konnte. Entsprechend wurde der Kölner Hauptbahnhof bis auf zwei Ausgänge geschlossen: die Guten ins Töpfchen, respektive auf die Domplatte, die Schlechten in den Polizeikessel. Und „schlecht“ waren natürlich diejenigen, die das Pech hatten, so auszusehen wie ich, wenn ich aussehen würde wie ein Mann. Dieses Vorgehen hieß früher Gesichtskontrolle und heute Racial Profiling. Und ist in Deutschland verboten. Also wurde der erste Polizeibericht, nach dem Menschen aufgrund ihres Aussehens kontrolliert wurden (und zwar 2.500 Kontrollen von 674 Personen, was bedeutet, dass jeder rund vier Mal dran war?), im Nachhinein revidiert: Die Männer seien aggressiv gewesen.

Als die Grünen-Chefin Simone Peter fragte, ob das verhältnismäßig gewesen sei, erntete sie einen Shitstorm. „Ich bin sprachlos über so viel

Dummheit, Naivität und Staatsverachtung“, kommentierten Trolle auf ihrer Facebook-Seite und echoten damit die BILD, die online getitelt hatte: „Dumm, dümmer GRÜFRI“. GRÜFRI ist das Akronym für „GRÜN-Fundamentalistisch-Realitätsfremde-Intensivschwätzerin“. Es ist immer interessant, wenn Beleidigungen so kryptisch sind, dass sie eine Übersetzung brauchen. Das Ergebnis war, dass Peter sich entschuldigen musste.

Allerdings hatte es noch ein anderes Akronym gegeben, und zwar von der Polizei selbst in ihrem berechtigten Tweed aus der Silvesternacht: „#PolizeiNRW #Silvester2016 #SicherInKöln: Am HBF werden derzeit mehrere Hundert Nafris überprüft. Infos folgen.“ Die Info, die hätte folgen sollen, war, dass Nafri eine herabwürdigende Gruppenbezeichnung ist. Abgesehen davon war der Tweet schlicht falsch. Kontrolliert wurden nicht mehrere Hundert Nafris, sondern mehrere Hundert Menschen mit dunklen Haaren. Ziemlich schnell stellte sich heraus, dass die Profiler keineswegs wussten, wer genau ihrem Profil entsprach. Die „rund 2.000 Nordafrikaner“, die an Silvester nach Köln geströmt sein sollten, entpuppten sich als Iraker, Syrer und ... Deutsche. Doch sogar, wenn sie aus Marokko oder Algerien gekommen wären, wären sie noch lange keine Nafris gewesen. Denn das ist keineswegs die Abkürzung für Nordafrikaner, sondern steht für Nordafrikanischer Intensivtäter. Und alle Menschen, die kontrolliert wurden, durch die Bank als Intensivtäter zu bezeichnen, zeigt, dass die Polizei eben nicht unvoreingenommen war, sondern dass es in der Tat Vorverurteilungen gab. Simone Peter hatte mit ihrer Kritik also durchaus einen relevanten Punkt angesprochen. Und es muss möglich sein, darüber öffentlich nachzudenken. Weil sonst im nächsten Jahr genau das gleiche passiert. Und ich will nicht, dass sich Köln (oder Bochum oder von mir aus auch München) eine Nacht im Jahr in eine Stadt verwandelt, in der Selektion und Apartheid gerechtfertigt sind. Denn erfolgreich hin oder her hat Racial Profiling – oder auch schlicht Menschen in besonderer und besonders gefährlicher Form wahrzunehmen, weil sie nun einmal aussehen, wie sie aussehen – natürlich Folgen – für diejenigen, die geprofiled werden. Es macht etwas mit dir, wenn du ständig dem Verdacht ausgesetzt bist, dass du etwas – irgendetwas – falsch machen könntest. Big Brother is watching you – und du bekommst kein königliches Gehalt, wenn du das Haus verlassen musst. Außerdem macht das ja nicht nur die Polizei. Allein die Frage: „Warum kamen an Silvester wieder viele Nordafrikaner nach Köln?“ (Süddeutsche Zeitung), zeigt, dass es hier nicht um *Verhalten* geht, sondern um

Sein. Sollten sie etwa diesen Abend lang keine Nordafrikaner sein und sich im Sinne des white-facings Clownmasken schminken?

Wenn die FAZ am 4.1.2017 schreibt, dass die Nordafrikaner „auf einen Tanz mit der Staatsmacht“ gekommen seien (oder mit den Worten der EMMA, um es den „westlichen ‚Schlampen‘ und deren Männern, diesen europäischen Schlappschwänzen zu zeigen“), dann hört sich das so an wie meine Mutter, die sich sicher war, dass ich als Fünfzehnjährige nur deshalb abends lange ausging, um „es“ ihr zu zeigen. Was auch immer es war. Und so, wie sich das Vertrauen zwischen meiner Mutter und mir während meiner Pubertät aus dem Staub machte wie Donald Trump von einer Schwulenparty, führen diese Krisenerzählungen zu Krisenverhalten – auf allen Seiten.

Auf der Domplatte waren Schüler einer Freundin von mir, die in Bonn Lehrerin ist und mir erzählt hat, dass die Kids die Welt nicht mehr verstanden haben. Warum war es ihnen plötzlich verboten, mit ihren deutsch-deutschen Mitschülern zusammen Silvester zu feiern? Das schürt das Gefühl, ich gehöre nicht dazu, ich bin hier nicht gewollt. Während die Salafisten ihnen sagen: Bei uns bist du gewollt. Bei uns bist du besonders. Wie sonst könnte sich eine Jugendkultur, die auf kein Sex, keine Drogen, kein Rock’n’Roll basiert, durchsetzen?

Eine andere Freundin von mir, die Gender- und Antirassismusforscherin Isolde Aigner, war selber in Köln, um die Situation dort zu beobachten. Und sie ist zu der Polizei gegangen und hat sie darauf aufmerksam gemacht, dass vor dem Hauptbahnhof Identitäre, also völkisch orientierte Gruppen standen und auf die nordafrikanisch aussehenden Männer warteten. Die Polizisten kontrollierten das keineswegs, sondern sagten daraufhin zu ihr: „Die werden schon wissen, warum die da sind.“ Soviel zum Thema: Unvoreingenommenheit.

Dabei ist der öffentliche Raum zurzeit so sicher, wie schon lange nicht mehr. Die Kriminologin Sandra Bucerius hat sogar eine Studie vorgelegt, nach der Immigration die nationale Kriminalitätsrate tendenziell senkt. Warum wachsen unsere Ängste dann aber umgekehrt proportional?

Das Max Planck Institut für ausländisches und internationales Strafrecht erklärt das mit der Generalisierungsthese, die knapp zusammengefasst besagt: Je mehr soziale Ängste, Zukunfts- und Existenzängste es in einer Gesellschaft gibt, desto mehr Angst vor Kriminalität gibt es auch. Es ist nun einmal deutlich einfacher, sich einen Menschen vorzustellen, der einem etwas/Geld/Wohnraum/Sicherheit entwendet, als ein gesichtsloses Staatsgebilde. Und zurzeit stellen wir

uns diesen Menschen wieder einmal mit dunklen Haaren und dunklen Absichten vor. Gespeist wird das durch Nachrichten und andere Narrative über Muslime als Bedrohung für „unsere“ Werte.

Nur ist unklar, was genau diese Werte sind. Die Forderung in England, britische Werte an Schulen zu unterrichten, führte zu vagen Formulierungen wie „Toleranz“ und „Fairness“ (sowie zu amüsanten Vorschlägen wie „Trunksucht“ und „die Neigung, sich über sich selbst lustig zu machen“) – leider fehlte es in der Debatte an Toleranz und Fairness. Der Berliner „Medien-dienst Integration“ hat gerade eine Studie vorgelegt, die ebenfalls den Zusammenhang zwischen Herkunft und Kriminalität klar verneint. Und die Kriminologin Sandra Bucerius, die den Zusammenhang zwischen Migration und Kriminalität an klassischen Einwanderungsländern wie Kanada untersucht, kommt sogar zu dem Ergebnis, dass Immigration die nationalen Kriminalitätsraten tendenziell senkt. Es kann dann in der zweiten Generation zu einem Anstieg der Kriminalität kommen – und zwar bei mangelnder sozialer Integration!!!

Aber was ist dann mit den Frauen?

Ja, was ist mit den Frauen? War es wirklich so viel sicherer für sie Silvester 2016/17, weil keine Dunkelhaarigen/Dunkeläugigen/irgendwie dunkel Aussehenden auf der Domplatte herumliefen? Und dann, Punkt Mitternacht, verwandelte sich die rassistische Gesichtskontrolle wie Cinderellas Kutsche wieder zurück in einen freundlichen Kürbis und alle Festgehaltenen konnten in die Innenstadt gehen. Weil nach 12 Uhr niemand

mehr vergewaltigt? Ich möchte über Sicherheitskonzepte sprechen, die Sicherheit geben und Konzepte sind und nicht blinder Aktionismus.

Trotzdem ist es wichtig, über sexuelle Ängste zu reden. Die es seit „der Flüchtlingskrise“ übrigens auf allen Seiten gibt, von „deutschen Frauen“ gegenüber Geflüchteten, von Geflüchteten gegenüber Deutschen ... Die Antwort darauf ist in der Regel der Ruf nach mehr Überwachungskameras, die Übergriffe, wie wir wissen, nicht verhindern, sondern nur verlagern und außerdem etwas mit Menschen machen – mit allen Menschen; Überwachung bringt uns dazu, uns selbst zu überwachen, den liebenden Blick auf uns selbst in einen misstrauischen zu verwandeln. Überwachung macht uns zu Objekten und nicht mehr zu Subjekten von Gemeinschaft.

Einer der tollsten Beiträge dazu stammt von Fräulein Read on – ja, sie nennt sich wirklich so auf Twitter und in ihrem Blog „read on my Dear, read on“. Ihr bürgerlicher Name ist Sophie Roznblatt und sie hat das beste Best-Practice-Modell vorgestellt, das ich bisher gefunden habe: Aufklärung. Sie berichtet unaufgeregt und freundlich von den Sexualsprechstunden, die sie (nicht nur) für Geflüchtete anbietet. In einen extra dafür eingerichteten Briefkasten können Menschen Fragen einwerfen und sie beantwortet diese dann einmal im Monat – und zwar vorbehaltlos, egal ob es darum geht, dass der Penis des besten Freundes zwei Meter lang ist und warum der eigene dann so klein sei oder ob Masturbation zum übermäßigen Verzehr von Gurken führen kann. In dem Text schreibt sie so kluge Sätze wie: „Die, die am lautesten Fikki-Fikki schreien, schämen sich bald am meisten und bringen irgendwann Blumen.“

Muriel González Athenas

Otherring über rassifizierten Sexismus in der sozialen Praxis und in historischer Perspektive¹

Um die gesellschaftliche Wirkung von rassifiziertem Sexismus zu erläutern, beginne ich mit einer aktuellen politischen Zäsur, deren Analyse deutlich machen kann, wie die gesellschaftlichen Funktionsweisen von Sexismus und Rassismus sind.² Um die historische Genese beider Kategorien zu veranschaulichen, werden die Wissenschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts und die Kolonialgeschichte des 19. Jahrhunderts kurz angeführt.

Die Kölner Silvesternacht ist zur Zäsur der Willkommenskultur aus dem Jahr 2015 geworden. Dabei geht es einerseits um die Nacht am Kölner Hauptbahnhof, die aus einem Ensemble aus sexualisierter Gewalt gegen Frauen, organisierten Raubzügen, Untätigkeit und Unfähigkeit der Polizei und Fragen der Sexismusblindheit besteht, und andererseits um die unmittelbar einsetzende massive Instrumentalisierung der Nacht im Dienste eines rechtspopulistischen Projekts zur Entsolidarisierung mit Geflüchteten. Seitdem bestimmen rassistische Angriffe von Bürgerwehren bis zu rassistisch-konnotierten parlamentarischen Gesetzestexten den öffentlichen Diskurs.

Grundsätzlich erfolgt dabei ein rassistisches Gegeneinanderstellen von vermeintlichen Frauenrechten gegenüber einer als kulturellem Sexismus beschriebenen Bedrohung von „Außen“. „Kulturell“, weil sexistisches Verhalten den „anderen“ als etwas ihren Traditionen, Religionen und Kulturen Konstitutives beschrieben wird. Gleichzeitig wird damit ein asymmetrisches Geschlechterverhältnis externalisiert und man kann es weit von sich weisen, nämlich den „anderen“ zuschreiben. Zusätzlich dient es der immer wiederkehrenden Argumentation und Gegenüberstellung von zivilisiert und unzivilisiert, womit „das zivilisierte Deutsche“ wiederum bestätigt wird. Diese hat ideengeschichtlich ihren Ursprung in älteren kolonialen und imperialen Europadiskursen (Altenburg 2008). Doch was bedeuten Sexismus und sexuelle Gewalt und wie haben sich die Debatte und damit auch die öffentliche Wahrnehmung seit 1945 entwickelt? Um sich der Frage nach der Definition zu widmen, lohnt ein Blick auf die Entwicklung um die Debatten über sexualisierte Gewalt. Eine Definition von sexualisierter Gewalt ist nicht schwierig, da „Gewalt gegen Frauen [...] nicht das individuelle Problem einzelner Frauen [ist], sondern Ausdruck historisch

gewachsener ungleicher Machtverhältnisse zwischen Männern und Frauen, die dazu geführt haben, dass die Frau vom Mann dominiert und diskriminiert wird und so daran gehindert wird, sich voll zu entfalten“ (vgl. Abschlussdokument der Weltfrauenkonferenz der Vereinten Nationen, 1996). Die Debatte der feministischen Frauenhaus- und Gesundheitsbewegung der 70er-Jahre hat eine entscheidende Wende im sprachlichen Umgang und damit auch im Denken mit dem Thema hervorgebracht: Es wird nicht mehr von sexueller Gewalt, sondern von sexualisierter Gewalt gesprochen. Damit sollte deutlich gemacht werden, dass jegliche Form von Gewalt gemeint ist, die sich in sexuellen Übergriffen ausdrückt. Die sexuellen Handlungen dienen als Mittel zum Zweck, zur Ausübung von Macht und Gewalt und haben nicht zwingend etwas mit Sexualität zu tun. Sexualisierte Gewalt findet deshalb oft in Abhängigkeitsverhältnissen statt. Es gibt daher Gruppen, die dieser Art von Gewalt besonders häufig ausgesetzt sind. Das sind Mädchen und Frauen mit Beeinträchtigung oder Andersfähige, Migrantinnen und Prostituierte. Allerdings finden entgegen aller öffentlichen Wahrnehmung zwei Drittel aller Vergewaltigungen im Nahbereich statt, das heißt im Freundeskreis, zu Hause, in der Partnerschaft oder am Arbeitsplatz. Nur wenige Täter üben sexualisierte Gewalt aufgrund einer psychischen Erkrankung aus. Die meisten Täter sind sich ihrer Handlungen bewusst. „Jede Frau und jedes Mädchen, gleichgültig wie alt oder attraktiv sie ist, welcher Nationalität oder Religion sie angehört, kann sexualisierte Gewalt erleiden“, heißt es auf der Homepage des Hilfefonns der Bundesregierung in Köln. Dort heißt es weiter: „Sexualisierte Gewalt gegen erwachsene Frauen wird nicht nur in Form von Vergewaltigungen ausgeübt. Sie äußert sich auch durch sexuelle Belästigung, zum Beispiel in Form von: Sexuellen Anspielungen, obszönen Worten oder Gesten, aufdringlichen und unangenehmen Blicken, Briefen oder elektronischen Nachrichten mit sexuellem Inhalt, dem unerwünschten Zeigen oder Zusenden von Bildern oder Videos mit pornografischem Inhalt, sexualisierten Berührungen“.³

Ein historisches und aktuell fortgesetztes Machtungleichgewicht voraussetzend, wonach das Männliche dem Weiblichen gegenüber privile-

¹ Dieser Text basiert auf einem gleichnamigen Vortrag im Rahmen des Mittelbauworkshops des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW am 30.06.2017.

² Einige Erläuterungen zu meinem Sprachgebrauch: Wenn ich von „Rasse“ spreche, meint es immer die Konstruktion dieser Kategorie oder es ist ein Zitat. Das gleiche gilt für „Schwarz“ und „Frauen“ und „Männer“.

³ URL: <https://www.hilfefonns.de/> (zuletzt abgerufen: 03.11.2017).

giert wird, kann diese Aufzählung erweitert werden, nämlich um alle Formen der Diskriminierung aufgrund von sozialem Geschlecht. Dazu gehören zusätzlich Einstellungen, Stereotype und kulturelle Elemente, die diese Diskriminierung begünstigen und weitläufig Sexismus, sexistisches Verhalten oder sexistische Strukturen zur Grundlage haben oder diese produzieren. Sexistische Strukturen wären beispielsweise, dass bis 1997 Vergewaltigung in der Ehe nicht bestraft wurde oder dass Frauen bei einer Vergewaltigung explizit nein sagen mussten, auch wenn sie nicht in der Lage dazu waren, sonst wurde es als minder schweres Vergehen behandelt.

In den offiziellen Statistiken spiegeln sich die Anzeigen von Frauen wider, die den Mut hatten, Gewalt oder beispielsweise Benachteiligung im Berufsfeld anzuzeigen.⁴ Doch geht man davon aus, dass die Einteilung der Geschlechter in weiblich und männlich zwecks Hierarchisierung eine gesellschaftliche Grundstruktur ist, dann ist jede Frau davon betroffen. Das schließt keinesfalls aus, dass Männer nicht unter einem solchen Verhältnis leiden oder auch Gewalt ausgesetzt sind. Das Dominanzverhältnis „funktioniert“, weil es nicht immer offensichtlich, klar und kontinuierlich privilegiert oder diskriminiert.

Doch knüpfen wir wieder an die Kölner Silvesternacht und ihre Folgen an. Was ist in der Folge der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen passiert? Folge dieser medienwirksamen Hetze ist beispielsweise, dass nationalistisch-rassistische Gruppierungen sich auf dieses Ereignis stürzten, um die „weißen“ Frauen zu beschützen. Und sie gewannen immer mehr öffentlichen Raum. Dabei ging es ihnen selbstverständlich nicht um die Verhinderung von sexualisierter Gewalt oder gar um die Emanzipation der Geschlechter. Es sind Gruppen und auch Einzelne, die eine Gesellschaftsideologie verfolgen, die ein ganz klar bipolares und heterosexistisches Geschlechterbild propagiert und dementsprechend auch klare hierarchische gesellschaftliche Positionen damit verbindet und zuweist. Dieses Ineinandergreifen von sexistischem Geschlechterverständnis und eurozentristischem/nationalistischem Rassismus hat in Deutschland eine längere Geschichte und findet daher auch in der Aktualität schnell Anknüpfungspunkte.

Decolonize History

Hilfreich ist bei der Analyse von gesellschaftlichen Machtverhältnissen und ihren Funktionsweisen, ihrer Entstehung bzw. Genese nachzugehen (die Historisierung). Der historische Entstehungszusammenhang kann etwas über die Ermöglichung von Diskursen aussagen und

über ihre Bedeutung in gesellschaftlichen Auseinandersetzungen. Außerdem verhilft es, eine andere Art der Narration auf den Weg zu bringen, in der beispielsweise auch widerständiges Leben erzählt wird. Das Konzept der Dekolonisierung betrifft dabei sowohl rassifizierende Großerzählungen wie auch geschlechterzuweisende Geschichtsschreibung.

Die Geschichte des modernen Rassismus steht in engem Zusammenhang mit den entstehenden europäischen Wissenschaften und der deutschen Kolonialgeschichte.

Seit dem beginnenden 18. Jahrhundert ist sowohl die entstehende Anthropologie als auch die Philosophie darum bemüht, die Welt in metrisch-statistischen Verfahren zu erfassen. Es entstehen auch im Zuge kolonialer Reisen und Raubzüge massenweise Zahlen-Sammlungen, die nach empfohlenen Mess- und Beschreibungsschemata gesammelt werden. Gleichzeitig werden im großen Stil geraubte Gegenstände, Knochen, Schädel in die europäischen Archive und Museen transportiert, und es gibt Händler, die Menschen nach Europa und zu ihren Völkerschauen verschiffen. Auch hier werden sie von Anthropologen u. a. untersucht und vermessen. All diese Zahlen werden, ähnlich heutigen Algorithmen, quantifiziert und qualifiziert und die Ergebnisse werden in Fachzeitschriften, Ausstellungen, Tagungen, populärwissenschaftlichen Büchern, Museen usw. einem großen Publikum präsentiert und in einen Alltagsdiskurs eingeschrieben.

Das Erkenntnisinteresse der Klassifikation von „Rassen“ war und ist, die Überlegenheit Europas zu sichern, und das auf vielen unterschiedlichen Wegen und mithilfe der wissenschaftlichen Disziplinen.

Ich werde nun ein Beispiel nennen, das Menschen als verletzend empfinden könnten, und warne davor. Es soll dennoch benannt werden, da es mir wichtig ist, dieses viel verschwiegene Ereignis in das historisch kollektive Gedächtnis einzubringen oder es in ihm zu erhalten: Im deutschen Kaiserreich war diese Art der Wissenschaft eng mit Kolonialpolitik verbunden. Einen abscheulichen Höhepunkt erlebte dieser Vermessungswahnsinn nach der Niederschlagung des Herero- und Nama-Aufstandes gegen die Kolonialmacht in der Kolonie Deutsch-Südwestafrika (1904–1906). Massenweise Schädel von erhängten und erschossenen Hereros wurden nach Deutschland verschifft. Herero Frauen mussten in Gefangenenlagern mit Glasscherben die Schädel von dem Fleisch trennen (Walgenbach 2005; Dietrich 2007).

Diesen Vermessungs- und Klassifizierungsverfahren ist die Kategorie Geschlecht konstitutiv. Die vermeintlich objektiven Zahlen werden auf

⁴ URL: <https://www.frauen-gegen-gewalt.de/gewalt-gegen-frauen-zahlen-und-fakten.html> und <http://bit.ly/2zuglqR> (zuletzt abgerufen: 03.11.2017).

der Grundlage von rassifizierenden und vergeschlechtlichten Vorannahmen gewonnen. Sie stellen Messverfahren, die quasi wie naturwissenschaftliche Datenerhebungen daher kommen. Da sie beispielsweise rassifizierenden Vorannahmen unterliegen, sind die Ergebnisse die Hervorbringung von „Rassen“ überhaupt. Erst die Klassifizierung in verschiedene „Rassen“ und Geschlechter bringt diese hervor, füllt die Kategorie „Rasse“, wohl gemerkt sehr offen und fast schwammig, mit Inhalt und sozialer Bedeutung.

Dieser Diskurs hätte jedoch nie zum Erfolg geführt, wenn es nicht ein weit verbreitetes vergesellschaftliches Interesse an eben solchen gegeben hätte. Das vermeintliche Wissen um die Kolonien, ihre BewohnerInnen und geopolitisch Umwandlungen (Nationalstaatenbildung) haben den Wissenschaftsdiskurs um „Rassen“ erst auf fruchtbaren Boden fallen lassen. Diese spezifische abendländische Form des „Weltaneignens“ beginnt jedoch bereits mit der Aufklärung und muss zur Rassifizierung der Menschheit im 19. Jahrhundert nicht mehr großartig „geübt“ werden.

Dem ging die Kategorisierung und Normalisierung von Geschlecht voraus. Eine asymmetrische und biologistische Ordnung der Geschlechter hatte bereits seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert begonnen und manifestierte sich über die geschlechtsspezifischen, gesellschaftlichen, zum Teil gewaltsamen Aushandlungsprozesse der Hexenverfolgung, Inquisitionsverfahren und Reformation des 16. und 17. Jahrhunderts. So dass beispielsweise die geschlechtliche Arbeitsteilung strukturell bereits durchgesetzt war und Ideologien wie die von Adam Smith im 18. Jahrhundert (breadwinner modell – der Ehemann ist der Hauptverdiener in der Familie) keinem Rechtfertigungszwang unterlagen. Schließlich setzte die Verwissenschaftlichung der Gesellschaft im Zuge der sog. Aufklärung ein, so hatten es die einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen relativ einfach, bestimmte biologistische Geschlechter- und rassifizierende Ordnungen als Grundlage aller Forschungen zu etablieren. Die Hierarchisierung der Bevölkerung wurde nun nicht mehr als durch eine göttliche Ordnung vorgegeben gerechtfertigt, sondern durch die Ordnung der sog. natürlichen Ordnung. Am Ende dieses Prozesses stand die Vergeschlechtlichung bis auf jeden einzelnen Knochen fest. Ein prominentes Beispiel ist die biologistische Aufladung des weiblichen Körpers durch Mediziner und Anatomen (Honegger 1991; Voß 2010).

Wie funktionieren Rassismus und Sexismus ineinander verschränkt?

Es ist keineswegs so, dass beide Strukturen oder Ordnungsprinzipien gleich funktionieren. Es hat auch immer etwas mit Interessen und Machtverteilung zu tun. Die Gemeinsamkeiten liegen in der kollektiven Zuschreibung von Eigenschaften, die Unterordnung, Diskriminierung und Hierarchien rechtfertigen. Aber damit hören die Gemeinsamkeiten auch schon auf.

Im Rassismus werden ganze geschlossene Gruppen geschaffen, die als Ganzes in Asymmetrien gezwungen werden. Das ist im Geschlechterverhältnis individualisierter und sowohl von Beziehungsverhältnissen wie von Kategorien abhängig – wie beispielsweise Klasse. So können Frauen sehr wohl auch Privilegien inne haben, die sie gegenüber rassifizierten Menschen zum Ausdruck bringen können. In der Folge waren bürgerliche Geschlechterordnungen und koloniale Ordnungen im 19. Jahrhundert, dem Zeitalter des wirtschaftlichen und politischen Aufstiegs des europäischen Bürgertums, untrennbar miteinander verbunden. Das galt auch für die deutschen Kolonien. Die Neuordnung der Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert propagierte eine dualistische, heterosexistische, auf der „Keimzelle“ der Nation beruhende Vorstellung von der bürgerlichen Familie. Als natürlich und universell wurden die so konstruierten Geschlechtercharaktere gedacht. Diskussionen um Geschlechterverhältnisse bzw. ihre Rollenzuweisungen dienten dem Bürgertum zur Abgrenzung von anderen sozialen Klassen und besonders auch anderen Nationalitäten. Beispiele dafür sind die Gegenüberstellungen von der „deutschen Hausfrau“ mit der „koketten Französin“, der „rückständigen unzivilisierten Chinesin“ oder den „lasterhaften und wilden Fabrikarbeiterinnen“ oder auch wahlweise die „fleißige, brave und anständige Fabrikarbeiterin“. So dienten den deutschen KolonialistInnen die Unterschiede im Geschlechterverhältnis als Unterscheidungsmerkmal den angeblich „Unzivilisierten“ gegenüber. Gleichzeitig diente dieses Argument der Legitimation von kolonialer Herrschaft – die Mission der „Zivilisierung“ spielte auch im 19. Jahrhundert weiter eine entscheidende Rolle.

Zusätzlich wurden die Kolonien als „jungfräuliche“ Territorien beschrieben, die vom weißen Mann entdeckt, erobert und eben zivilisiert werden mussten. Auf diese Art und Weise wurden die Bevölkerungen der kolonisierten Gebiete zusätzlich als weiblich konnotiert. Ihnen wurden sogenannte weibliche Eigenschaften zugeschrieben, wie Passivität, Irrationalität und Natürlich-

keit. Damit war eine Übertragungsleistung der eigenen Geschlechterordnung auf das koloniale Verhältnis und sein Fortwirken festgeschrieben. Die KolonialistInnen waren in ihrer Männlichkeit (bzw. Geschlechterrollen insgesamt), aber auch in ihrer kolonialen und imperialen Überlegenheit bestätigt. In Reiseberichten, Medien, Briefen und öffentlichen politischen Diskursen wie auch Wissenschaft wurden daher die Frauen in den Kolonien immer zu Objekten weißer Begierde gemacht. Afrikanische Frauen (und Männer) wurden mit zügelloser Sexualität assoziiert. Weiße Männer sahen die sexuelle „Eroberung“ oder die „Zivilisierung“ als ihr Vorrecht an.

In den deutschen Kolonien war das, was als männlich oder weiblich galt, nie alleine mit dem Geschlecht einer Person verbunden, sondern eben auch mit sozialem Status, Nationalität und „Rasse“, die den Menschen zugeordnet wurden. Aber genau diese Verflechtung der Kategorien brachte eine Uneindeutigkeit der kolonialen Geschlechterordnung mit sich, die immer wieder diskutiert und neu verhandelt wurde. Das geschah nicht nur in den Kolonien, sondern eben auch im Reich. Beispielsweise gab es wenig Ehen oder informelle Beziehungen zwischen deutschen Frauen und kolonisierten Männern. Sie waren schlecht angesehen und galten als die totale Umkehrung der kolonialen Geschlechterordnung. Durch solche „Mischehen“ wurden die gewollten Grenzen verwischt, auf diesen Grenzen des Schwarz/Weißen basierte jedoch die Kolonialherrschaft. Die Kinder solcher Verbindungen waren nicht mehr in diese binäre Farbenlogik einteilbar. Zudem „befürchtete“ man, dass deutsche Männer, die in einer solch gemischten Familie lebten, ihre eigene nationale Kultur verlernten (in den deutschen Kolonien sprach man in dem Fall von „Verkaffung“). Dies stellte grundsätzlich die weiß-deutschen Herrschaftsansprüche infrage (Lerp 2009).

Eine verbreitete Ansicht, die diesem möglichen sog. „Verlust“ entgegenwirken sollte, war die Idee, mehr deutsche Frauen in den Kolonien anzusiedeln, sodass die weißen Männer nicht mehr darauf angewiesen wären, eine kolonisierte Frau zu heiraten. Weiße Frauen im heiratsfähigen Alter wurden für die Auswanderung in die Kolonien angeworben, um dort weiße Männer zu heiraten und weiße Kinder zu produzieren. An diesen Anwerbungen und Politiken beteiligten sich auch Teile der Deutschen Frauenbewegungen, namentlich der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft (1907) (vgl. Walgenbach 2005, 83). Ihre Aufgabe war es auch, die deutsche Kultur und bürgerliche Normen wie Disziplin, Sauberkeit und Ordnung in den Kolonialgesellschaften zu kultivieren.

Jüngst wurden in der Forschung die national-imperialen gesinnten Frauen und ihre Verbände der neuen politischen Rechten zugeordnet. Im Zuge der Krise des traditionellen Parteiensystems und des Strukturwandels der deutschen Gesellschaft um 1900 gewannen diese Positionen und auch die Agitationspolitik dieser Verbände, so die Forschung, immer mehr an Einfluss. Dies war eine der Linien, die zur Nationalisierung der politischen Kultur im Kaiserreich beitrugen. Eine Zeit, in der auch liberaldemokratische und sozialistische Forderungen nach individueller Freiheit, Gleichheit und politischer Partizipation laut vernehmbar waren. Gleichzeitig wurde mit der Kolonie eine Vorstellungswelt erschaffen, die es sowohl Männern als auch Frauen erlaubte, Träume in die sog. „wilde natürliche Welt Afrikas“ zu projizieren. Mehr individuelle Freiheiten und ein neues Selbstverständnis beflügelten die Kolonialfantasien. So bot der Kolonialdiskurs die Verbindung zwischen Gleichheit nach innen und Differenz nach außen an. Das vorherrschende Prinzip dieses neuen Diskurses war die Rassenideologie, die zwischen heimischem Staatsvolk und kolonialen Völkern differenzierte.

Dies geschah auf der Grundlage der deutschen Geschlechterordnung des Kaiserreichs. Vorstellungen über Ehe, Sexualität, Haushalt und Kindererziehung sollten vor allem über die eingewanderten deutschen Frauen transportiert werden. Für viele deutsche Frauen bedeutete die Auswanderung in die Kolonien, in denen sie einen eigenen Haushalt gründeten und diesem vorstanden und damit über kolonisierte Frauen und Männer bestimmten, den sozialen Aufstieg. Aus vielen kolonialen Berichten, Literatur und Briefen geht hervor, auf welche Art und Weise deutsche Frauen zur Konstruktion von Rasse und Geschlecht in den Kolonien beitrugen. Sie befahligten nicht nur das kolonisierte Hauspersonal, sondern verwiesen sie ständig in ihre Rollen (Bechhaus-Gerst 2005). Ausgehend von einem rassistisch-biologistischen Menschenbild – „unfähige“ und „faule“ Hausangestellte – gab es bestimmte Arbeiten für Frauen und Männer. Diese vergeschlechtlichte Arbeitsteilung traf aber zum Teil auf vorherige andere Geschlechterordnungen. Kolonisierte Männer weigerten sich beispielsweise, bestimmte Arbeiten zu übernehmen, die von ihnen als weiblich bzw. als Arbeit der Frauen angesehen wurden. Sie wurden aber von ihren „Herrinnen“ gezwungen, diese Arbeiten, wie fegen, putzen, Wäsche waschen, zu machen. So wurde die Hausmacht immer wieder hergestellt und gleichzeitig kolonisierte Männer „verweiblicht“, um sie der rassifizierenden Kolonialordnung zu unterstellen.

Dass diese Ordnung durch ein tägliches Kolonisieren immer wieder in allen gesellschaftlichen Feldern (Politik, Verwaltung, Haushalt usw.) hergestellt und zementiert werden musste, zeigt aber auch, dass sie weder natürlich noch selbstverständlich war. Und auch, dass Kolonisierte immer wieder Widerstand leisteten und in ihren täglichen Überlebensstrategien die Ordnung unterliefen, ablehnten, ignorierten, verwandelten usw. (Lerp 2009). Doch die koloniale Geschlechterordnung war eine sehr wirkmächtige, die sich nicht nur in den Kolonien, sondern auch im Reich durchsetzte und zum Teil bis heute Wirkung zeigt. Frauen of Color werden immer noch erotisiert und exotisiert, Männer of Color immer wieder als Bedrohung der weißen Frauen und damit Menschen of Color grundsätzlich als Bedrohung des Abendlandes inszeniert.

Und auch heute dient die Exotisierung und Sexualisierung einer Gruppe der Bestätigung und Erhöhung des Eigenen im Sinne eines europäischen Zivilisationsdiskurses oder eines rechtspopulistischen Nationalismus.

Selbstverständlich ist Geschichte, auch wenn sie hier in der kurzen Form um zwei rote Fäden (Verwissenschaftlichung und Kolonialgeschichte) gesponnen wurde, nicht linear, chronologisch und stringent. Auch deutsche Kolonialgeschichte ist gebrochen, eckig, voller Widersprüche und auch geringfügig widerspenstig. Es gab durchaus auch Kritik, sowohl an der herrschenden Geschlechterordnung zum Ende des 19. Jahrhunderts als auch an imperialer Kolonialpolitik. Der vorliegende Text will jeweils die dominanten gesellschaftlichen Erzählungen und Politiken verorten, die bis heute Anknüpfungspunkte liefern und die so helfen, bestimmte Entwicklungen zu verstehen. Aber nicht der aufklärerische Gedanke war hier Motor des Vortrags, sondern das „Verstehen“ soll dem Widerstand dienen, Widerstand denkbar machen und ihn

auf die Straße tragen. Tradierte Bilder, an die schnell angeknüpft werden kann, Widersprüche in feministischen Positionen, paternalistische Antirassismusbearbeitung, Stellvertreterpolitiken usw. können mithilfe der historischen Verortung dekonstruiert und neue Wege und Positionen formuliert werden.

Literatur

- Altenburg, Detlef; Ehrlich, Lothar & John, Jürgen (Hrsg.) (2008). *Im Herzen Europas. Nationale Identitäten und Erinnerungskulturen*. Köln: Böhlau.
- Bechhaus-Gerst, Marianne & Leutner, Mechthild (Hrsg.) (2005). *Frauen in den deutschen Kolonien*. Berlin: Ch. Link.
- Dietrich, Anette (2007). *Weißer Weiblichkeiten. Konstruktionen von „Rasse“ und Geschlecht im deutschen Kolonialismus*. Bielefeld: Transcript.
- Honegger, Claudia (1991). *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750–1850*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Lerp, Dörte (2005). Zwischen Bevölkerungspolitik und Frauenbildung. In Marianne Bechhaus-Gerst & Mechthild Leutner (Hrsg.). *Frauen in den deutschen Kolonien* (S. 32–40). Berlin: Ch. Link.
- Voß, Heinz-Jürgen (2010). *Making Sex Revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive*. Bielefeld: Transcript.
- Walgenbach, Katharina (2005). *Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur. Koloniale Diskurse über Geschlecht, „Rasse“ und Klasse im Kaiserreich*. Frankfurt a. M./New York: Campus.

Kontakt und Information
 Dr. Muriel González Athenas
 Wissenschaftliche
 Mitarbeiterin/Postdoc
 Ruhr-Universität Bochum
 Fakultät für
 Geschichtswissenschaft
 44780 Bochum
muriel.gonzalez@rub.de

Jeremia Herrmann

Stillen aus der Perspektive von Vätern¹

1 Einleitung

Die Ernährung eines neugeborenen Kindes ist eine der ersten *Problemstellungen*, mit denen sich Eltern beschäftigen müssen. Das Stillen als *naheliegende* und *natürliche* Praxis steht dabei im Mittelpunkt der Diskussion/Auseinandersetzung um die *richtige* elterliche Entscheidung. Dabei wird es in der Regel in einer dyadischen Beziehung von Mutter und Kind verortet. Damit befindet sich das Stillen in einem familiären Kontext, der die Väter wenig beachtet und ihnen bestenfalls eine unterstützende Rolle zugesteht. Auch im wissenschaftlichen Kontext wird sich hauptsächlich mit der Beziehung von Mutter und Kind beschäftigt, was in einem ersten Schritt naheliegend ist, da diese beiden Akteure² in eine direkte körperliche Interaktion treten.

In dem vorliegenden Artikel wird jedoch die Perspektive auf die oft unbeachteten nicht-stillenden Elternteile fokussiert. Mit den Worten von Rückert-John und Kröger „wird ein Zusammenhang in den Blick genommen, der in Forschung und Praxis bisher erstaunlich unterbelichtet erscheint: Väter und Stillen“ (Rückert-John/Kröger 2015: 97). Anhand problemzentrierter Interviews (Witzel/Reiter 2012) mit Vätern und der Auswertung mithilfe der dokumentarischen Methode (Bohnsack/Nentwick-Gesemann/Nohl 2007) konnten väterliche Situationen und Positionen im Kontext der Stillpraxis erfasst werden und herausgearbeitet werden, wie Väter – u. a. vermittelt durch Vaterschaftskonzepte – der Exklusivität des Stillens begegnen. Hier soll insbesondere der Frage nachgegangen werden, wie die interviewten Väter sich im Rahmen der Stillbeziehung verortet haben und auf welche Handlungs- bzw. Legitimationsstrategien sie zurückgegriffen haben, um mit der Exklusionstendenz der Stillpraxis umzugehen. Dafür werden zuerst kurz Vaterschaftskonzepte vorgestellt, anschließend ein Einblick in das empirische Material gegeben und zwei der verschiedenen väterlichen Stillstrategien dargelegt.

2 Involvierte Vaterschaft

Das Stillen als eine Praxis – die auf die Mutter zugeschnitten zu sein scheint – verweist auf die väterliche Position als defizitär und offenbart Schwierigkeiten, sich als involvierter Vater³ zu konzeptionieren. Jedoch wird der öffentliche

Diskurs von der Forderung nach einer stärkeren väterlichen Involviertheit dominiert und sogenannte *Neue Väter* werden dabei als Akteure identifiziert, die sich bemühen (sollen), diese Widersprüchlichkeiten zu vereinen. Die Figur der *Neuen Väter* ist keineswegs eine neue Erscheinung, sondern tritt immer wieder im öffentlichen Diskurs auf⁴, „[sie] werden, je nach politischer Konjunktur, gesucht, kurz gesichtet, um sich dann doch wieder als Schimäre zu entpuppen“ (Villa/Thießen 2009: 191). Dabei muss prinzipiell zwischen einer politisch-diskursiven Ebene und der Lebensrealität der Väter – die hier im Weiteren im Fokus steht – unterschieden werden. Bezogen auf Letztere besteht eine erhebliche Diskrepanz zwischen den geäußerten Einstellungen und den gelebten Praxen von Vaterschaft (Meuser 2011: 73; Reinwand 2012: 429–430; Villa/Thiessen 2009: 191–192). Auf der einen Seite wird von Vätern der Wunsch kommuniziert, elterliche Praxen auszufüllen und somit dem diskursiven Bild des involvierten Vaters zu entsprechen (Meuser 2011: 72). Auf der anderen Seite lassen sich mit dem Schritt in die Vaterschaft Ausrichtungen an *traditionellen* Rollenbildern beobachten und Väter verbringen wieder mehr Zeit im Beruf (Meuser 2011: 73). Dabei stellt sowohl der Arbeitsmarkt eine Grenze für ein stärkeres familiäres Engagement dar, indem *hegemoniale Männlichkeit* (siehe grundlegend Scholz 2015; in Bezug auf *Neue Väter* Onnen 2016) weiterhin durch beruflichen Erfolg geprägt wird, als auch die familiäre Sphäre, in der Müttern eine größere Kompetenz zugesprochen und die als Gegensatz zu Männlichkeit konzipiert wird (Meuser 2011: 75–77). „Vatersein wird damit zu einer intensiven Auseinandersetzung mit der eigenen, gelebten Männlichkeit“ (Reinwand 2012: 428), da zwischen verschiedenen Anforderungen vermittelt werden muss.

Daran anschließend zeigt Meuser auf, wie involvierte Väter in seiner Studie mit diesem Spannungsverhältnis umgehen und welche Positionierungen sie vornehmen, um ihre Männlichkeit aufrechterhalten zu können. Beispielsweise wird die Entscheidung, die Familie vor dem Beruf zu priorisieren, als besonders mutig dargestellt oder die männlich besetzte Autonomie im intrafamiliären Gefüge durch eigene Zuständigkeiten und Entscheidungskompetenzen hergestellt (Meuser 2011: 79–80). Auf den engen Zusammenhang von Männlichkeit

¹ Dieser Artikel befasst sich mit einzelnen Aspekten meiner an der Ruhr-Universität Bochum verfassten Masterarbeit.

² Der Begriff des Akteurs ist im sozialwissenschaftlichen Kontext nicht an personale Zuschreibungen gebunden. Entsprechend werde ich für ihn im Rahmen dieses Artikels keine geschlechtersensible Formulierung verwenden.

³ Zur zunehmenden Ausweitung von Elternschaftskonzepten auf Väter und wie diese ausgestaltet sind, siehe den Aufsatz von Faircloth (2014).

⁴ So widmete sich beispielsweise Werner Schneider bereits im Jahr 1989 diesem Phänomen und den damit verbunden Implikationen und verweist damit auf eine Konjunktur des Begriffes seit den 1970er-Jahren.

und Autonomiestreben geht auch Illouz ein (2011: 241–259). Sie stellt einen grundlegenden Zwiespalt von Anerkennung und Autonomie fest, der Männer im Kontext der Paarbeziehung – aufgrund ihrer Ausrichtung am Ideal der Autonomie und ihrem entsprechend geringeren Bedürfnis nach Anerkennung innerhalb der Paarbeziehung – eine privilegierte Position verschafft. Mit dem Wunsch nach involvierter Vaterschaft wird dies untergraben und es entsteht ein Konflikt zwischen dem Autonomiestreben hegemonialer Männlichkeit und dem Bedürfnis nach Anerkennung durch das eigene Kind.

Durch die Praxis des Stillens wird diese Problemstellung weiter verstärkt. Die Notwendigkeit der Anwesenheit der Mutter, um das Kind zu stillen, erzeugt eine Konstellation starker Abhängigkeit, die auch innerhalb der Familie keine Autonomie zulässt, und zusätzlich ist der naheliegende Zugang – in Form der Ernährung – zur kindlichen Anerkennung nicht gegeben.

Dieser elementare Konflikt zwischen einerseits dem Wunsch nach Anerkennung durch eine enge Beziehung zu dem Kind und andererseits dem Wahren der eigenen Autonomie hat sich als bedeutsam in der Auseinandersetzung der Väter mit der Stillpraxis herausgestellt. Im Folgenden soll er anhand des empirischen Materials kurz dargestellt und insbesondere die (Lösungs-)Strategien zweier Väter⁵ beleuchtet werden.

3 Neue Väter zwischen Anerkennung und Autonomie

Über alle Interviews hinweg wurde vonseiten der Väter ihre Position in der Stillsituation zuerst einmal als mangelbehaftet dargestellt. Je nach Formulierung hatten sie ein „Defizit“ (Peter Z. 410), waren nicht in der Lage das Kind zu beruhigen (Hussein Z. 187–190) oder konnten, begrenzt durch das Stillen, keinerlei Beziehung zu dem Kind aufbauen (Sinan Z. 287). Sie empfinden eine unterschiedlich stark ausgeprägte Hilflosigkeit in ihrer Rolle als Vater, die ihnen den Zugang zu einer engen Vater-Kind-Bindung erschwert. Mit dem Stillen wird das Grundbedürfnis des Kindes zur Nahrungsaufnahme ausschließlich von der Mutter abgedeckt. Bedingt durch die körperliche Unfähigkeit, nicht in der Lage zu sein zu Stillen, bricht auch die Möglichkeit, das Kind zu ernähren – bzw. allgemeiner am Leben zu erhalten – weg. Allen drei Vätern ist jedoch auch der Wunsch – verschieden stark ausgeprägt – anzumerken, eine Position als involvierter Vater einnehmen zu können. Während Peter direkt davon spricht, von Anfang an in einer intensiven Beziehung mit seinen Kindern stehen zu wollen, wird dies bei Sinan durch sein

Bedürfnis deutlich, sich als Vater gebraucht fühlen zu wollen (Sinan Z. 80–81).

Die Väter befinden sich somit in dem bereits theoretisch beschriebenen Spannungsfeld. Sie beziehen sich darauf, ein Bedürfnis nach innerfamiliärer Anerkennung zu haben, das nicht ausschließlich durch externe Formen von Anerkennung, bspw. auf dem Feld des Arbeitsmarkts, kompensiert werden kann. Zugleich tritt mit dem Stillen eine Praxis auf, die es erschwert, dieses Bedürfnis zu befriedigen. Autonomie ist für die Väter auf den ersten Blick ebenfalls nicht erkennbar, da die Handlungen von der Mutter in der Interaktion mit dem Kind dominiert werden und die Väter durch ihre körperliche Unfähigkeit beschränkt werden. Trotzdem zeigte sich in den Interviews, dass für die Väter sehr verschiedene Strategien bestehen, mit diesem Konflikt umzugehen, die im Folgenden in zwei Fällen an exemplarischen Zitaten beschrieben werden sollen.

3.1 Praxis des Mitmachens

„[Ich] hab aber nen großes Bedürfnis oder Interesse natürlich ne intensive und enge Bindung zu meinen zwei Töchtern zu haben.. Und das kann ich gar nicht kompensieren. Das kann ich nur machen wenn ich alles mitmach. Wenn die ins Bett gebracht werden, dann mach ich da mit wenn ich da bin und wenn ich Zeit hab. Das ist mir aber schon wichtig eigentlich .. ja.“ (Peter Z. 411–414)

Hier beschreibt Peter, ausgehend von seinem Wunsch, dem Bild des involvierten Vaters zu entsprechen, wie er eine Möglichkeit sieht, einen Zugang zur Anerkennung seiner Kinder zu bekommen. Er versucht sein körperliches Defizit durch Anwesenheit in der intimen Situation des Stillens aufzufangen und die dyadische Beziehung zwischen Kind und Mutter auf sich auszuweiten. Die Praxis des *Mitmachens* erlaubt es ihm, seine Rolle als involvierter Vater auszufüllen, indem das Stillen ein Gefühl der Zugehörigkeit anstelle des zuvor ausgrenzenden Charakters erzeugen kann.⁶

Als einzige Möglichkeit, sein Defizit aufzufangen, beschreibt er seine Praxis des *Mitmachens*. Er versucht, in so vielen Stillsituationen wie möglich anwesend zu sein und die dabei entstehende Intimität auch auf seine Person als Vater auszuweiten. Das Defizit und damit die Abhängigkeit von der Mutter bestehen zwar weiterhin, er kann diese Situation nicht ohne die Mutter herbeiführen, doch bestätigt ihn die Praxis des *Mitmachens* in seiner Rolle als *involvierten Vaters*. Dem Stillen wird der ausgrenzende Charakter genommen und es erzeugt umgekehrt ein Gefühl von Zugehörigkeit. Anhand des obigen Zitates könnte argumentiert werden, dass Peter

⁵ Aus Platzgründen muss leider auf die Darstellung von Sinans Lösungsstrategie verzichtet werden.

⁶ Dabei ist allerdings zu beachten, dass die Praxis durch den Zusatz *mit* einen Teil der Distanz zum Stillen aufrechterhält.

seine männliche Autonomie aufgibt, um ein Teil der Stillbeziehung werden zu können. Jedoch zeigt seine folgende Aussage, dass das nicht der Fall ist.

„[Aber] ich .. war natürlich dafür dann auch, was heißt zuständig oder hab das Kind dann natürlich irgendwie geschuckelt und geschaukelt damit es sein Bäuerchen machen kann oder auch nicht.“ (Peter Z. 184–187)

Peter schafft sich seine eigenen Zuständigkeitsbereiche innerhalb der Stillpraxis, für die er verantwortlich ist. Damit kann er sich innerhalb der Familie einer spezifischen Form von Autonomie versichern. Zudem beschreibt er an einer anderen Stelle des Interviews, wie er trotz der Verwunderung seines Arbeitgebers als erster Vater Elternzeit genommen hat (Peter Z. 569–572). Wie auch Meuser (2011: 79) feststellt, kann die Entscheidung, Elternzeit zu nehmen, als ein die eigene Autonomie stärkender Akt konzeptioniert werden. So wendet er gewissermaßen seine Position, indem er sich als autonom gegenüber der Sphäre des Arbeitsmarkts beschreibt.

3.2 Aushalten des Unvermeidlichen

In Husseins Narrationen entwickelt sich ein starker Horizont des *distanzierten Vaters*, der durch das bedrückende Gefühl geprägt ist, das Kind nicht beruhigen zu können, was als eine Verweigerung der kindlichen Anerkennung angesehen werden kann. Auch wenn er es nie kritisch in Beziehung zur Stillpraxis setzt, wird doch u.a. in folgendem Zitat deutlich, dass Hussein seine Distanz mit dem Stillen verbindet.

„Ich weiß auch noch um die Situation äh wo es dann auch mal darum ging, dass ich auch mal alleine mit dem Kind bin, ne(?). Und äh da hab ich schon auch immer große Sorge gehabt, weil (,) ähm wenn das Kind irgendwie schreit und ich kann es nicht beruhigen. Ne bei der Mama ist es dann an der Brust und äh es ist alles gut. Und äh als Vater steht man dann da schon irgendwie so und weiß sich dann da halt manchmal auch nicht zu helfen. [...] [Ich] weiß wie bedrückend das war für mich, ne(?). Ähm wo ich mir dann auch wenig zugetraut habe.“ (Hussein Z. 185–193)

Hussein beschreibt eine für ihn sehr problematische Situation, die für ihn entsteht, sobald er mit dem Kind allein ist. Seine körperliche Unfähigkeit zu stillen hindert ihn daran, das Kind zu beruhigen. Dabei erscheint hier die Praxis des Stillens auch als einzige Lösung für die Situation. Der bereits bei Peter in Ansätzen ersichtliche Mangel an Autonomie wird hier noch einmal gesteigert. Aus Husseins Sicht ist das Stillen der einzige Zugang zu kindlicher Anerkennung, der ihm verwehrt ist. Daraus folgt für ihn jedoch nicht das Hinterfragen der Stillpraxis, sondern der Verlust

von Zutrauen in seine väterlichen Fähigkeiten. Seine Strategie fokussiert stärker darauf, die Problematik weniger auf seine Person zu beziehen, sondern sie als allgemeingültig für Väter zu konzeptionieren, beispielsweise indem er betont, dass er sich „als Vater“ nicht zu helfen wusste. Dadurch verweist er darauf, dass alle Väter mit diesen Komplikationen konfrontiert wären und sie somit als unausweichlich erscheinen. Im Kontext des Interviews wird deutlich, dass Hussein die temporäre Distanz zu seinem Kind legitimiert, indem er das Stillen als die bestmögliche Ernährung seines Kindes beschreibt. Auch wenn sein Wunsch, ein involvierter Vater zu sein, besteht, priorisiert er gewissermaßen im Sinne des *child-centered Parenting*⁷ das Kindeswohl über die eigenen Bedürfnisse. Damit verschiebt er den Konflikt zwischen Autonomie und Anerkennung zum einen temporär auf die Zeit nach der Stillphase und zum anderen außerhalb seines Zuständigkeitsbereiches. In seinen Narrationen ist die Möglichkeit auf Anerkennung für Väter gar nicht gegeben, entsprechend kann er sich autonom von der Stillpraxis im engeren Sinne verhalten. Davon zeugt auch ein anderes Moment des Interviews, in welchem er sein Unverständnis gegenüber einer Beteiligung an der Stillpraxis äußert und sich darauf beschränkt, seiner Frau das Stillen zu ermöglichen (Hussein Z. 259–260). Wenngleich sich dadurch für Hussein Zweifel an seiner Fähigkeit als *guter Vater* eröffnen, kann er mit dem Verweis auf das Kindeswohl seine Autonomie von der Stillpraxis rechtfertigen.

4 Fazit

Wie anhand des empirischen Materials aufgezeigt werden konnte, bewegt sich die Einbindung der Väter in die elterlichen Praxen auf verschiedenen Niveaus und wird dabei von dem Umgang mit der Stillpraxis geprägt. Das Stillen nimmt eine Schlüsselposition ein, wenn es für die Väter darum geht, eine enge Beziehung zu ihren Kindern in dieser ersten Lebensphase aufzubauen. Die Abhängigkeit von der Mutter und die eigene körperliche Unfähigkeit stellen sowohl die Anerkennung durch das Kind als auch die väterliche Autonomie infrage. Allerdings zeigen die Narrationen der Väter, dass hier verschiedene Formen des Umgangs bestehen und eine Einbeziehung in die Stillpraxis möglich, jedoch mit Aufwand verbunden ist. Ausgehend von dem Gefühl der väterlichen Ohnmacht beschreiben die Väter sehr unterschiedliche Handlungen und Vorgehensweisen und versuchen dabei, das Spannungsverhältnis zwischen Autonomie und Anerkennung im familiären Kontext aufzulösen oder zu umgehen. Das Grundproblem besteht darin, Aner-

⁷ Ein Verständnis von elterlichem Handeln, das in geläufigen Elternschaftskonzepten – wie dem *Intensive Parenting* – das Zurückstellen (aller) elterlichen Bedürfnisse hinter die des Kindes beschreibt.

kennung vonseiten des Kindes zu erhalten und zugleich seine Autonomie innerhalb und/oder außerhalb der Familie aufrecht zu erhalten. Den Zugang zu kindlicher Anerkennung beschreiben die Väter in der Phase des Vollstillens als nur mithilfe dieser Praxis erreichbar. Durch die körperliche Unfähigkeit zu stillen ist diese Möglichkeit vorerst auf die Mutter begrenzt, kann aber, wie die Narrationen von Peter zeigen, auf den Vater ausgeweitet werden. Aus den Erfahrungen der Väter lässt sich die Notwendigkeit ableiten, sich an der Praxis des Stillens zu beteiligen, insofern eine involvierte Vaterschaft in der Vollstillphase erwünscht ist. Trotzdem kann auch distanzierte Vaterschaft – zumindest temporär – als gute Vaterschaft konzeptioniert werden, insofern die dyadische Stillbeziehung zwischen Mutter und Kind als das entscheidende Element der Elternschaft verinnerlicht und das Zurückstellen der eigenen Bedürfnisse als optimal für das Kind gedeutet werden kann.

Literatur

- Bohnsack, Ralf, Nentwig-Gesemann, Iris und Nohl, Arnd-Michael (Hrsg.). (2007). *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. 2. erw. und akt. Auf. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften
- Faircloth, Charlotte (2014). Intensive Fatherhood? The (Un)involved Dad. In Ellie Lee, Jennie Bristow, Charlotte Faircloth und Jan Macvarish (Hrsg.), *Parenting Culture Studies* (S. 184–199). London: Palgrave Macmillan.
- Illouz, Eva (2011). *Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung*. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Meuser, Michael (2011). Die Entdeckung der „neuen Väter“. Vaterschaftspraktiken, Geschlechternormen und Geschlechterkonflikte. In Kornelia Hahn und Cornelia Koppetsch (Hrsg.), *Soziologie des Privaten* (S. 71–82). Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften.
- Onnen, Corinna (2016). Die Metapher der „Neuen Väter“. Eine Annäherung an widersprüchliche Rollenbilder. In Matthias Junge (Hrsg.), *Metaphern soziologischer Zeitdiagnosen* (S. 63–77). Wiesbaden: Springer VS.
- Reinwand, Vanessa-Isabelle (2012). „Nur Wickeltische in den Männer-WCs fehlen noch“. Zur Rolle der „neuen“ Väter im frühkindlichen Entwicklungsprozess. In Meike Sophia Baader, Johannes Bilstein und Toni Tholen (Hrsg.), *Erziehung, Bildung und Geschlecht* (S. 427–443). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rückert-John, Jana und Kröger, Melanie (2015). ‚Stillende‘ Männer. Väterselbstbilder und Väterfremdbilder im Übergang zur Elternschaft. In Rhea Seehaus, Lotte Rose und Marga Günther (Hrsg.), *Mutter, Vater, Kind. Geschlechterpraxen in der Elternschaft* (S. 81–99). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Scholz, Sylka (2015). Männlichkeit in der Soziologie. In *Gender Glossar / Gender Glossary* (5 Absätze). Verfügbar unter <http://gender-glossar.de>. Zugriffen am: 05.11.2017.
- Villa, Paula-Irene und Thiessen, Barbara (Hrsg.). (2009). *Mütter und Väter: Diskurse – Medien – Praxen*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Witzel, Andreas und Reiter, Herwig (2012). *The Problem-centred Interview*. Los Angeles [u. a.]: SAGE Publications.

Kontakt und Information
Jeremia Herrmann
jeremia.herrmann@uni-due.de

Renate Kosuch

Zusammenarbeit im Ingenieurstudium

Impulse aus einer peer-to-peer-Studie mit männlichen Studenten für das Wissenschaftsjahr 2018
„Arbeitswelten der Zukunft“

1 Einleitung

Wenn es um Fragen zur Zukunft der Arbeit geht – wie im Wissenschaftsjahr 2018 –, so steht vor allem das Zusammenspiel von Mensch und moderner Technik im Fokus¹. In diesem Beitrag soll anhand von Ergebnissen einer ethnografisch geprägten Studie aufgezeigt werden, wie bedeutsam es für die Gestaltung zukünftiger Arbeitswelten ist, Barrieren und Belastungen in der Zusammenarbeit zwischen Menschen nicht aus dem Blick zu verlieren. Viel zu selten werden dazu Fragen an die Genderforschung gestellt und wenn, so geht es vorrangig um die Zusammenarbeit zwischen den Geschlechtern. Die Arbeitsbeziehungen zwischen Männern bleiben in Forschung und Dissemination noch wenig berücksichtigt (Kosuch & Fehrenbach 2014).

In einem Seminar zum Thema „Entwicklung von Genderkompetenz“ haben sich drei Sozialarbeitsstudierende mit einer ingenieurwissenschaftlichen Fakultät befasst und dort fünf männliche Studenten zur Zusammenarbeit im Studium befragt. Den Kontext für die Ausrichtung des Seminars bildeten die Vorbereitungen zur Einführung eines hochschulweiten Genderzertifikats. Die Kleingruppe, die aus einem männlichen und zwei weiblichen Studierenden bestand, wurde in der Planung, Umsetzung und Auswertung ihres Projekts von der Autorin unterstützt, die die Daten nach Projektabschluss weitergehend ausgewertet und eingeordnet hat.²

Zunächst werden das Vorhaben (2) und das methodische Vorgehen (3) der studentischen Arbeitsgruppe dargestellt. Dabei wird auch auf den Schlüsseltext zu homosozialen Männergemeinschaften eingegangen (3.1). Anschließend werden die Ergebnisse der Interviews ausführlich dargelegt (4). Nach einer kurzen Darstellung des Gesamteindrucks der forschenden Studierenden wird die Reichweite der Ergebnisse beleuchtet (5). Abschließend wird ein Resümee im Hinblick auf weiteren Forschungsbedarf gezogen (6).

2 Beschreibung des Vorhabens

Im Juni 2015 nahmen die drei Studierenden ersten Kontakt zur Zielgruppe auf. Der Zugang gelang über persönliche Kontakte nach dem

Schneeballprinzip. Die folgenden Aspekte fielen der Gruppe in der ersten Annäherung besonders auf: der geringe Frauenanteil, auf der Homepage waren nur Männer abgebildet, und in den Vorgesprächen zeigte sich, dass kaum Wissen über Gender vorhanden war. Jedoch wurde von den Angesprochenen der Wunsch geäußert, mehr über Gender zu erfahren. Dies nahmen die forschenden Studierenden zum Anlass, nach einem Anknüpfungspunkt zu suchen, der das Bedürfnis nach Information aufgreift und Gelegenheit schafft, die Studenten zum Alltag in ihrer Fachkultur zu befragen, ohne ihnen in einer defizitorientierten Haltung zu begegnen. So entwickelten sie im Seminar das Vorhaben, auf Basis eines informierenden Fachtextes in lockerer Atmosphäre personenzentriert³ Einzelgespräche zu führen.

Ziel der Studie war zu untersuchen, welche Erfahrungen Ingenieurstudenten in den mittleren Semester in ihrem Selbstverständnis als Mann und im Kontakt mit (vielen) männlichen und (wenig) weiblichen Kommilitonen gemacht haben, um Ansatzpunkte für die Förderung einer selbstkritischen genderkompetenten Haltung zu eruieren.

3 Methodisches Vorgehen

Begleitet durch das Lernteamcoaching der Dozentin wählte die Arbeitsgruppe einen Text aus, der den Interviewpartnern als Gesprächsimpuls gegeben werden sollte. Ihre Wahl fiel auf den fünfseitigen Auszug aus einem Vortrag von Michael Meuser⁴ (ebd., 2005, S. 18–23), den sie in ihrem Studium besonders lesenswert fanden.

Darin geht es um das Konzept der Hegemonialen Männlichkeit und die Wirkung homosozialer Männergruppen (siehe 3.1). Der Text eignete sich deshalb gut als Gesprächsimpuls, weil er sich auf eine berufliche Männerdomäne beziehen lässt und verständlich formuliert ist. Auf weitere Hinführungen zum Thema wurde verzichtet, um möglichst ehrliche und spontane Antworten zu bekommen und keine sozial erwünschten Stellungnahmen.

3.1 Der Gesprächsimpuls: Textausschnitt zur Hegemonialen Männlichkeit

Michael Meuser, der homosoziale Männergemeinschaften untersucht hat (z. B. Freizeitfuß-

¹ <https://www.bmbf.de/de/zukunft-der-arbeit-modellfabrik-in-stuttgart-eroeffnet-3839.html> (25.09.2017).

² Dieser Artikel basiert auf einem unveröffentlichten Projektbericht der Autorin unter Mitarbeit von Maïke Hielscher, Lisanne Hlavsa und Emanuel Sarjevski.

³ „Der Interviewer hat die Intention, seinen Gesprächspartner zu verstehen und sich, ohne zu werten, in sein Erleben einzufühlen“ (Woelfer 2000, S.8).

⁴ Den Text hatten sie in einem Seminar zum Thema „Männlichkeiten in der Sozialen Arbeit“ bearbeitet und diskutiert.

ballmannschaft, Stammtisch von Facharbeitern, studentische Wohngemeinschaft u.a., ebd. 2001), kann aufzeigen, dass diese Gemeinschaften Orte sind, an denen sich Männer der Normalität und Angemessenheit der eigenen Weltsicht als Männer vergewissern können. Zugleich funktioniert diese Vergewisserung umso besser, je weniger die Bedeutung erkannt wird. Meuser belegt, dass der männliche Habitus in Gruppen angeeignet und immer wieder bestätigt wird. Dabei greift er auf Bourdieu zurück, der in einem Aufsatz über die „männliche Herrschaft“ darlegt, wie dies in den „ernsten Spiele[n] des Wettbewerbs“ (ebd. 1997 zitiert nach Meuser 2001) vor sich geht. Männer sind dabei Konkurrenten und Verbündete zugleich. Männlichkeit ist gegen Weiblichkeit konstruiert und die Männlichkeit kann einem abgesprochen und muss immer wieder bewiesen werden. Nicht-Männer und Frauen werden ausgegrenzt. Die Formen des Wettbewerbs können sich als verbale Gefechte, in stichelnden Kommentierungen möglicher Abweichungen von den Erwartungen von Männlichkeit oder als Scherz-kommunikation darstellen.

3.2 Der Gesprächsleitfaden

Die Studierendengruppe hat den Textausschnitt in fünf Themenblöcke eingeteilt und auf dieser Basis Fragen entwickelt, die in das möglichst informell gestaltete Gespräch eingebracht werden sollten.

- 1) Wie würdest Du den typisch männlichen Studenten in deinem Studiengang beschreiben?
- 2) Wie erlebst Du die männlichen Studenten untereinander? Wie würdest Du ihren Umgang im Hinblick auf Männlichkeit beschreiben?
- 3) Wie erlebst Du die Situation zwischen weiblichen und männlichen Studenten in Deinem Studiengang? (Hier schlossen sich Nachfragen an, ob sich der Umgang unter den männlichen Kommilitonen verändere, sobald eine Studentin in die Gruppe tritt bzw. mitarbeitet und wenn ja, was genau sich dann verändere.)
- 4) Was denkst Du über das folgende Zitat, wenn Du dieses auf die Situation in Deinem Studium überträgst: „In der derzeitigen Geschlechterordnung ist die wichtigste Achse der Macht die allgegenwärtige Unterordnung von Frauen unter die Dominanz der Männer“ (Connell 2000 S. 94 in Meuser 2009 S. 20). Gegebenenfalls sollte die Nachfrage gestellt werden, ob der Befragte dem Zitat zustimmen würde.
- 5) Was denkst Du, welches Bild haben die meisten Studenten über ihre Lebensplanung? Und siehst Du Dich in der Position des Hauptnährers?

3.3 Durchführung der Interviews

Alle Gespräche fanden im Juni 2015 statt. Zunächst haben sich die Interviewpartner, die zwischen 20 und 30 Jahre alt waren, den Text durchgelesen. Anschließend führte jeweils eine Person im Eins-zu-Eins-Setting ein Gespräch in lockerer Atmosphäre („beim Bier“). Sie ermutigte den Interviewpartner, direkt und ehrlich zu antworten. Die Antworten wurden mit dem Einverständnis der Studenten möglichst im Wortlaut mitgeschrieben, was auch gut gelang. Nach Abschluss des Gesprächs wurde der Kontext der Untersuchung noch weiter erläutert.

4 Ergebnisse

Die wichtigsten Passagen der Gespräche werden entlang der fünf Themenbereiche dargestellt. Dabei wird den Aussagen der Befragten bewusst viel Platz eingeräumt.

4.1 Profil eines männlichen (typischen) Studenten

Der typische Ingenieurstudent wurde wie folgt beschrieben:

Bei uns sind halt sehr viele „Nerds“, viele sind Einzelgänger und außerhalb der Seminare sieht man sie an der FH meist nur zum Lernen. (2)

Techniker halt ... (1)

Verschlafen, vulgär, redet oft flapsig und beleidigt sich viel in Gesprächen mit anderen Typen. Ich würde aber auch sagen, dass sie ehrgeizig, interessiert, verantwortungsvoll, erfolgsorientiert, zielstrebig und oft auch egoistisch sind. (5)

Männer sind aber oft die dominanteren Typen. (3)

Obwohl nicht danach gefragt, wurden immer wieder Vergleiche zu den Studentinnen hergestellt und die bessere Eignung von Studenten für das Fach konstatiert:

Aber ja, im Gegensatz zu den Mädchen im Studiengang sind die Männer fauler. Am Ende aber haben die Typen dann aber trotzdem bessere Noten als die Mädchen. Männer sind ja eh besser im logischen Denken. (Nachfrage: Die Männer sind ja eh besser im logischen Denken?) Ja, ist doch so ... (5)

Die Gegenüberstellung von „Männern“ und „Mädchen“ lässt auf eine hierarchische Anordnung der beiden Gruppen zueinander schließen.

4.2 Umgang der männlichen Studenten (bei Gruppenarbeiten) untereinander

Der Umgang untereinander wurde als chaotisch beschrieben. Außerdem wurde der wettbewerbsgeprägte Umgang miteinander angesprochen. Oft gehe es in Gesprächen um finanzielle Ausichten und darum, wer bessere berufliche Per-

spektiven habe. Der Konkurrenzkampf erstreckt sich bis in Freizeitaktivitäten.

Der Konkurrenzkampf sei gerade in Gruppenarbeiten ziemlich groß. Es werde sich an Noten oder beruflichen Zielen gemessen, wer später bessere Verdienst- oder Karrieremöglichkeiten habe. Männlichkeit definierte sich auch darüber, wer sich die meisten „Weiber klarmacht“. (4)

Das ist jetzt keine enge Freundschaft. Man studiert und lernt halt zusammen, aber letztlich will halt jeder der Beste sein und alles möglichst gut machen. Auch herrscht eigentlich ein großer Konkurrenzkampf. Es wird sich immer gemessen. Meistens an Noten, aber auch was man so in der Freizeit macht. Und ich denke auch, dass die Typen sich viel vergleichen, wer hat die besseren Jobaussichten und so weiter ... (5)

Eher distanziert und weniger freundschaftlich. Viel Konkurrenzdenken und auch Gruppenbildung. „Die Coolen und die Uncoolen“. (4)

An diesen Äußerungen wird die Beziehung als „Partner-Gegner“ (Konkurrenten und Verbündete) deutlich, von dem auch im vorgelegten Text die Rede war. Auch die dort geschilderten Ausgrenzungsmechanismen (hier: „Coole und Uncoole“) zeigen sich.

Es gäbe aber auch Kollegialität:

Auf der einen Seite schon solidarisch und kollegial, aber immer mit einem gewissen Konkurrenzdenken gegenüber den anderen. (3)

Auf Nachfrage zum gegenseitigen Beleidigen konnte eruiert werden, dass diese Art der Kommunikation ein Versuch ist, die Grenzen gegenüber den anderen männlichen Studenten auszutesten:

(Nachfrage: Sie beleidigen sich viel in Gesprächen?) Joar, keine Ahnung. Wie Typen halt so reden ne ... (5)

(Nachfrage: Wenn man so flapsig redet kann man ja auch immer noch sagen, dass es ein Scherz war?) Ja genau, dann beleidigt man sich und dann wird gelacht und wenn das einer ernst nimmt ist das halt so von wegen, stell dich mal nicht an ... (5)

Insgesamt berichten die Befragten von wenig Kontakt der Kommilitonen außerhalb der Hochschule:

Aber eigentlich beschränkt sich das mehr so auf die FH, also bei mir zumindest. (5)

4.3 Sicht auf Studentinnen – Interaktion mit Studentinnen

Frauen werden über ihre Attraktivität definiert, sie gelten als untypisch, sind eher Kumpel – die Weiblichkeit wird ihnen abgesprochen –, sie werden als weniger kompetent wahrgenommen,

sie machen die Dinge anstrengender, sie können dem Druck nicht so gut standhalten und es wird vermutet, dass sie sich eher unwohl fühlen. Sie werden im Vergleich als dominanter wahrgenommen, werden oft nicht ernst genommen und statusniedriger eingeordnet. Es besteht Unsicherheit darüber, wie man mit ihnen umgehen soll, und sie disziplinieren die Zusammenarbeit der Männer untereinander. Wenn sie fachlich besser sind, lösen sie Neid aus.

Sie werden aber auch als gleichberechtigt und von Dozenten bevorzugt und von diesen als besonders gefördert wahrgenommen. Sie werden umworben und als etwas Besonderes beschrieben, weil es so wenige gibt. Sie werden ernst genommen, wenn sie sich das durch gute oder bessere Leistungen erarbeiten:

Frauen werden meiner Meinung nach gleichberechtigt behandelt. Frauen werden halt auch heiß umworben, weil es nur so wenige gibt in meinem Studiengang. Die meisten Frauen sind hier sehr dominant, zum Teil dominanter als Männer, sonst könnten die sich auch gar nicht durchsetzen. (3)

Aber ich kann mir vorstellen, dass manche denken sie wären nicht so kompetent wie wir (Kerle). (2)

Männer sind ja eh besser im logischen Denken. (5)

Meistens sind die, die da mit uns studieren, aber auch keine Mädchen. Die sehen eher so aus wie ... Keine Ahnung, halt nicht wie Mädchen. (5)

Auf die Frage, welche Position Studentinnen einnehmen und ob die Aussage von Bourdieu stimme, „Frauen [seien] schmeichelnde Spiegel, die dem Mann das vergrößerte Bild seiner Selbst zurückwerfen“, antworteten die Befragten:

Die Aussage von Bourdieu trifft eher nicht zu. Frauen werden definitiv ernst genommen, wenn sie sich das erarbeitet haben, durch gute Leistungen in der Uni zum Beispiel. (3)

Jede Frau werde erst mal über Attraktivität definiert. Es gehe viel ums Aussehen. Hässliche Frauen werden viel ausgegrenzt und müssen das mit anderen Kompetenzen wieder wettmachen. Ernst genommen zu werden, entscheide sich maßgeblicher übers Aussehen als über fachliche Kompetenzen bei Frauen. „Bourdieu hat mit seiner Aussage absolut Recht“. (4)

Eigentlich normal, aber es ist halt unausgeglichen. Ich habe aber auch keine Vergleichsmöglichkeit. In der Schule war das schon sehr anders. Da waren die Frauen alle unter sich und umgekehrt. Hier habe ich manchmal den Eindruck, dass die Frauen schnell ihre Kurse

durchziehen und dann nach Hause zu ihrem Privatleben wollen. Als würden sie sich hier unwohl fühlen. Na ja, gemütlich ist es bei uns auch nicht. In der Fachschaft ist fast nie einer, vielleicht mal ein Paar Streber, die da am PC arbeiten. (1)

Vielleicht etwas distanzierter, aber man geht auch zusammen rauchen etc. so einen großen Unterschied sehe ich da jetzt nicht. Wenn man redet ist es meist übers Studium oder was in Köln so geht. Aber ich vermute manche Männer denken, dass die Mädels von den Profs bevorzugt werden könnten. Ist aber nicht meine Meinung. (2)

Gruppen würden sich häufig um Männer herum bilden, „Zwischenmittler“ seien immer Männer. (4)

Wie es ist, wenn eine Kommilitonin zur Gruppenarbeit hinzukommt, ob sich der Umgang unter den männlichen Kommilitonen verändere, darum ging es in der nächsten Frage.

Ich glaube viele wissen manchmal nicht wie sie mit Mädels umgehen sollen, weil wir nur so wenige haben. In unserem Jahrgang vielleicht zwei oder so. Aber ich kann mir vorstellen, dass manche denken sie wären nicht so kompetent wie wir (Kerle). Aber ändern? Es wird jetzt wegen ihnen nicht das Thema gewechselt oder so. (2)

Sie sind halt schon was Besonderes aber ich denke für die meisten Kerle eher nicht so ansprechend, mehr so Kumpeltypen. Ich glaube ernst genommen werden sie so lange sie mithalten können oder sogar besser sind als die Männer. Also im Studium. Vielleicht versuchen die Männer, nicht ganz so „nerdig“ zu sein wenn ein Mädels dazukommt. Auf jeden Fall hab ich es schon erlebt, dass manche unsicher werden. (2)

Ja klar, dann ist das anders. Wenn ein Mädchen dazukommt wird alles ernster. Mit den Mädchen ist alles anstrengender. Sowieso mit Mädchen, die heulen dann, zicken rum oder so. Die können dem Druck da halt einfach nicht so standhalten. (5)

Und es ändern sich auch die Gesprächsthemen, es wird Rücksicht genommen auf die Frauen. Furzen und Rülpsen gibt es dann nicht mehr. (3)

Man spricht nicht mehr darüber, mit welcher Frau man gevögelt hat oder wie viel man am Wochenende getrunken hat. Vielmehr entsteht eine produktive Arbeitshaltung, man will vor den Frauen gut da stehen. (4)

Die Typen wollen dann auch meistens besser dastehen und benehmen sich viel mehr. Dann kommt es schon oft zu so einem Imponiergehabe zum Beispiel in Form von größerem Bemühen der Typen sobald ein Mädchen in der Gruppe ist. Es gibt dann auch andere Gesprächsthemen. Aber

trotzdem haben die Männer das größere Stimmrecht, weil die in Überzahl sind ... Es wird auch nicht so viel Unsinn geredet und alle strengen sich mehr an. (5)

Und angenommen eine Kommilitonin kommt zu einer Gruppenarbeit mit ausschließlich männlichen Studenten dazu, wird sie dann auch angeflirtet? Die Antworten lauteten folgendermaßen:

Nee, irgendwie nicht. Also nicht wenn die dann dabei ist. Hinterrücks wird dann über die geredet und übers Aussehen und so weiter gesprochen aber nicht, wenn die dabei sind. Meistens sind die, die da mit uns studieren aber auch keine Mädchen. Die sehen eher so aus wie ... Keine Ahnung, halt nicht wie Mädchen. (5)

Kann schon sein dass manche Männer versuchen den Frauen zu gefallen. „Anflirten“ habe ich so konkret nicht mitbekommen. Aber in der Fakultät laufen doch auch ein Paar Pärchen rum. Bei einem Kommilitonen hatte ich mal den Eindruck, dass er versucht irgendwie witziger zu sein wenn eine Frau dabei ist. Also bisschen ne Show gemacht. (1)

Ja, viele Männer wollen sich dann von ihrer besten Seite zeigen und durch ihr Imponiergehabe die Gunst der Frauen gewinnen. (3)

Verändert sich also die Lernsituation in der Gruppe sobald eine Kommilitonin dazu kommt?

Ja, das ist halt was anderes. Wenn man nur mit Jungs lernt, dann ist das viel entspannter. Dann trifft man sich zuhause irgendwo, trinkt Bier, es wird gefurzt und gerülps. Mit Mädchen muss man sich halt immer regelmäßig treffen und viel bemüht sein. Mädchen sind viel disziplinierter. Aber wie gesagt, letztlich sind die Noten in Gruppenarbeiten mit Typen auch gut oder besser. Je nach dem. (5)

Ich hatte noch keine Gruppenarbeit mit Frauen. Aber generell könnte ich mir vorstellen, dass manche Männer den Frauen gefallen wollen. Allerdings haben wir –wenn– auch eher untypische Frauen, wenn Du weißt was ich meine. (1) Deutlich wird, dass hier einem Studenten, der bereits in der Mitte seiner Studienzeit ist, die Erfahrung der Zusammenarbeit mit Kommilitoninnen fehlt.

Eine Nachfrage lautete, ob Studentinnen in den Gruppenarbeiten ernst genommen werden:

Ja, nee. Irgendwie nicht. Klar, wenn die dabei sind schon. Aber wie gesagt, hinterrücks wird dann über die hergezogen, so dass die das nicht mitbekommt oder die das nicht mitbekommen. So wie Männer dann sind und über Mädchen reden ... (5)

4.4 Frauenbilder: Reaktion auf das Zitat zu Dominanz und Unterordnung

„In der derzeitigen Geschlechterordnung ist die wichtigste Achse der Macht die allgegenwärtige Unterordnung von Frauen unter die Dominanz der Männer“ (Connell 2000 S. 94 in Meuser 2009 S. 20). Diesem Zitat wurde einerseits zugestimmt:

Ja, es wird viel über Frauen gelacht, es werden Witze gemacht, aber halt alles nur, wenn die Mädchen nicht dabei sind. Aber das ist ja nur Spaß. (5)

Ich würde es nicht ganz so krass ausdrücken, prinzipiell aber schon zustimmen. Das soll jetzt nicht diskriminierend klingen, aber evolutions-technisch bedingt ist der Mann nicht umsonst von der Natur körperlich stärker ausgestattet. (3)

Andererseits wurde nach genauerer Betrachtung die Zustimmung hinterfragt. Der Interviewte antwortete, dass er nicht den Eindruck habe, dass im Ingenieurwesen Männer Frauen dominieren:

Aber, dass die Männer die Frauen wirklich dominieren glaube ich nicht. Die werden doch in vielen Bereichen viel mehr unterstützt als Männer, alleine schon die Frauenquote, die ihnen eine besondere Position verpasst. Das schürt unter den Männern oft Aggressionen, wenn die Frauen immer bevorzugt werden und egal ob sie was können oder nicht eingestellt werden! (5)

Von Unterordnung kann allerdings nicht die Rede sein. Gleichberechtigung ist wichtig. Männer sind aber oft die dominanteren Typen. Frauen können und sollen das aber genauso sein und das muss akzeptiert werden. (3)

Nicht Unterordnung der Frauen, sondern die Überordnung der Männer mit dem Verweis auf bessere Eignung steht im Vordergrund, wenn es um Fragen der Beziehung der Geschlechtergruppen zueinander geht:

Glaube nicht, dass sich die Mädels unterordnen. Im Gegenteil, ich glaube die meisten fühlen sich eher „special“, weil sie ja nun mal was Besonderes hier sind. Und ich habe auch nicht den Eindruck dass sie dominiert werden. Nur habe ich, wie gesagt, manchmal das Gefühl, dass manche von uns (Kerlen) denken wir seien schlauer oder technisch versierter oder so. (Nachfrage: Stimmst Du dieser Aussage zu?) Nein, ich würde mich freuen wenn wir mehr Mädels bei uns hätten. Dann wäre es ausgeglichener. (2)

Auch das Sich-Verbünden und die Förderung von Frauen prägen die Beziehung der Geschlechtergruppen stärker als eine mögliche weibliche Unterordnung:

Die Frauen rotten sich hier oft zusammen, aber ich denke nicht dass sie sich unterordnen. Sie habe sich den Studiengang ja ausgesucht, und wussten dass hier viele Männer sein werden. Ich glaub' die können sich ganz gut behaupten. Habe persönlich aber auch noch keine Konfliktsituation erlebt. Neid könnte eher eine Rolle spielen, wenn eine Frau besser ist im Studium. Da fühlt sich vielleicht das eine oder andere Männer-Ego gekränkt. (Nachfrage: Stimmst Du dieser Aussage zu?) Überhaupt nicht. (1)

Es gab auch Äußerungen dahingehend, dass Frauen Männer manipulativ steuern:

Oft ist es eher gegenteilig, Frauen nisten sich als parasitäre Nutznießer bei Männern ein. Ist es vorbei, ziehen sie weiter. (x)

Viele Frauen tun so, als ob sie das ganze Gendergelaber interessiert, aber im Prinzip steht nur eine kleine Gruppe von Frauen wirklich dahinter, der Rest spricht lediglich mit. Frauen „wollen“ von Männern dominiert werden. Im Prinzip sind die Frauen parasitäre Nutznießer und steuern manipulativ die Männerwelt. (4)

4.5 Ernährerrolle? Bild der Studenten von ihrer Lebensplanung

Männliche Studenten sehen sich in der Position des Hauptnährers:

Ja schon. Die Frau soll bestenfalls gar nicht arbeiten gehen müssen und für die Kinder da sein oder zumindest nur Teilzeit arbeiten gehen, damit das Kind versorgt ist, da die Kindererziehung eher im Bereich der Frau liegt. Grundsätzlich ist das ja auch einfacher, weil die Frauen ja meistens in niedrigeren Positionen als Männer arbeiten. (5)

Die meisten Studenten sehen sich in der Rolle des Hauptnährers. Ich persönlich habe da keinen Bock drauf. Frauen können und sollen genauso viel arbeiten wenn die Mutterzeit vorbei ist. (3)

In der Rolle des Familiernährers definitiv. Auch wenn es viel Gerede darum gibt, von wegen moderne Familien und neue Rollenverteilung. Ich glaube, dass alles relativ klassisch bestehen bleibt. Und ich sehe mich auch in der Rolle des Familiernährers. (4)

Das wird aber nicht durchgängig so gesehen:

Ich kann mir vorstellen, dass der klassische Lebensplan noch bei vielen verankert ist. Job-Familie-Haus usw. aber ich denke keiner will mehr, dass seine Partnerin zu Hause bleibt. Manche wollen bestimmt auch erst Karriere machen. Hauptnährer ist so ein veraltetes Wort! Klar, wenn Kinder im Spiel sind muss man sehen wie man die Arbeit aufteilt. Aber grundsätzlich

ist es doch heute normal, dass beide arbeiten oder? (2)

Ich glaube die meisten haben noch gar keinen Plan. Aber bestimmt erst mal Karriere. Ich sehe mich nicht in der Position des Hauptnährers, heute gehen doch beide arbeiten. Es sei denn Elternzeit steht an. Ich könnte mir z. B. vorstellen Erziehungsurlaub zu nehmen und die/meine Frau geht arbeiten. (1)

Das Anstreben einer Familiengründung verbindet sich mit Karriereorientierung:

Ich denke von den meisten wird schon eine Familiengründung angepeilt. Man möchte einen guten Job bekommen und möglichst viel Geld verdienen. Man muss halt fleißig sein. (5)

Die Frage, ob im Studium Lebensplanung oder Vereinbarung von Job und Familie im Studium thematisiert werden, wird verneint. Die Vereinbarungsaufgabe wird eher bei den Frauen gesehen.

Nein. Man muss halt einfach flexibel sein als Ingenieur, aber dann verdient man ja auch ganz gut und hat gute Jobperspektiven. Man muss halt womöglich auch viel reisen. Dann könnte es schon nicht so leicht werden Familie und Kinder zu vereinbaren. (5)

Grundsätzlich ist das ja auch einfacher, weil die Frauen ja meistens in niedrigeren Positionen als Männer arbeiten. (x)

Es ist ja nun mal so, dass Frauen die Kinder kriegen, sowieso für eine längere Zeit aus der Berufswelt ausscheiden, damit direkt eine engere Bindung zum Kind haben und somit viel eher prädestiniert sind eher eine Teilzeittätigkeit einzugehen als der Mann. (x)

5 Gesamteindruck der studentischen Forschungsgruppe und Einordnung der Bedeutung der Ergebnisse

Die Studierenden sehen die Gründe für die Ablehnung von Genderthemen in mangelnder Aufklärung, denn viele Ingenieurstudenten würden damit „Frauenquote“ oder „Bevorzugung der Frau“ verbinden. Interessant fanden sie, dass das Interesse in dem Moment größer wurde, als sie verdeutlichten, was es mit Genderkompetenz auf sich hat. Sie fanden Vieles bestätigt, was Meuser im ausgewählten Text ausführt, und empfahlen, die Ergebnisse in den Fakultäten zu diskutieren, um Veränderungsansätze zu finden. Außerdem empfehlen sie, in einem ähnlichen Setting auch Ingenieurstudentinnen zu befragen und die Ergebnisse zueinander in Beziehung zu setzen. Würden andere Untersuchungen zum selben Ergebnis kommen? Die Stärke des ethnogra-

phisch geprägten peer-to-peer-Forschungsansatzes lag darin, dass das Setting eine sozial erwünschte Antworttendenz verhinderte und zwar mithilfe

- von Transparenz, durch das explizite Thematisieren des Forschungsinteresses als Genderforschung;
- des Textausschnitts, in dem die Wirkphänomene homosozialer Kontexte wertneutral dargestellt wurden. Der Text wurde als Angebot angenommen, sich ehrlich zu positionieren und Einschätzungen zum sozialen Umfeld im Studium vorzunehmen;
- der Begegnung unter Gleichen, denn hier stellen Studierende ihre Fragen im Zusammenhang mit einer selbst gewählten Seminararbeit;
- des informellen Settings, in dem die Interviewenden den Studenten mit einer authentisch-interessierten und nichtwertend-akzeptierenden Haltung begegneten.

Tatsächlich haben Studierende in einer weiteren Befragung an einer anderen Hochschule zu den Genderfragen nicht offen geantwortet. Hier wurden die Studierenden vor Ort von einer Hochschuldozentin zur Beteiligung an der Studie aufgefordert. Die Sozialarbeitsstudierenden waren für die Interviews extra angereist und wurden als Beauftragte der Dozentin erlebt. Die befragten Ingenieurstudenten reagierten daher eher ängstlich-zurückhaltend und zeigten auf unterschiedliche Art und Weise, dass sie sich – zumindest zum Thema „Männer und Frauen“ – beurteilt fühlten und daher nicht frei sprechen konnten oder wollten.⁵

Lassen sich die Ergebnisse verallgemeinern? Die Äußerungen der fünf Ingenieurstudenten illustrieren andernorts in der Männlichkeitsforschung bereits nachgewiesene Phänomene in der Interaktion zwischen Männern (Connell 1999; Budde 2005; Meuser 2001, 2005) und zeigen anschaulich, wie diese sich in einem ingenieurwissenschaftlichen Studiengang manifestieren. Auf dieser Basis können Schlussfolgerungen gezogen und über Ansatzpunkte für Veränderung nachgedacht werden.

6 Schlussfolgerungen und Ausblick

In dieser Studie werden Barrieren der Zusammenarbeit von Ingenieurstudenten sichtbar, die gesellschaftlich tief verankert sind, meist eher im Untergrund bleiben und somit nicht reflektiert werden. Mit Meuser gesprochen, kann Terrain und soziales Kapital durch Untererfüllen der Leistungsnormen und durch das Ringen um (fachliche) Überlegenheit gewonnen werden. Das Bedürfnis nach Sicherheit in der männlichen

⁵ So zeigte sich im gemeinsamen Forschungsprojekt: „Zusammenarbeit im Ingenieurstudium I+II“ (01.04.2017–31.03.2018) mit Prof. Dr. Maria Krüger-Basener von der Hochschule Emden/Leer, dass sich die erhobenen Daten zu den Genderaspekten nicht verwerten lassen.

Geschlechterrolle kann zudem zu Ausgrenzung und Entwertung anderer führen.

Doch Absolventen eines Ingenieurstudiengangs sollten die Fähigkeit haben, mit anderen sachorientiert und auf Augenhöhe zusammenzuarbeiten. Die Ergebnisse der Studie machen deutlich, was dem entgegenstehen kann. Die Auswirkungen der gelebten Männlichkeit haben Einfluss auf die Stärke des Engagements, auf die Größe des Anteils an Sachbezogenheit in der Zusammenarbeit und auf die Ergebnisqualität.

Zusammenarbeit in vielfältigen Teams im MINT-Bereich kann aber nur gelingen, wenn Studenten lernen, ihre inneren Bilder und Haltungen kritisch zu betrachten. Gute Voraussetzungen dafür sind dadurch gegeben, dass das industriegesellschaftliche Männlichkeitsverständnis zwar für Männer weiterhin ein Leitbild ist, die gesellschaftliche Alltagspraxis inzwischen aber so stark davon abweicht, dass Männlichkeit mehr und mehr reflexiv wird (Meuser & Scholz 2012, S. 27f.).

Wenn Männlichkeit also verhandel- und damit veränderbar wird, so liegt die Herausforderung nun darin, Rahmenbedingungen für die Thematisierung zu schaffen. Hier ist weitergehende angewandte Forschung notwendig, wie die Mechanismen von Habitus und Hegemonialer Männlichkeit und deren Auswirkungen problematisiert werden können. Zu Genderkompetenz gehört die Erweiterung des Handlungsspielraums u.a. durch die Förderung von Kompetenzen für die Kommunikation zwischen den Geschlechtern und die Vermittlung von Methoden der Veränderung stereotyper Konstruktionen von Geschlecht (Kosuch 2006). Alles in allem sollten die Dialog- und Aushandlungsfähigkeiten innerhalb und zwischen den Geschlechtern weiter untersucht und gefördert werden. Dies würde auch insgesamt zur Stärkung der demokratischen Gesellschaft und zur Geschlechtergerechtigkeit beitragen.

Kenntnisse über die Mechanismen der Herstellung von Geschlechterungleichheit könnten auch Ingenieurstudentinnen besser auf die (Arbeits-) Welt vorbereiten. Gerade in der Phase des Studiums greift das Prinzip der Phantomgleichheit (Roloff 1989 zitiert nach Kosuch 2006). Demnach schließen MINT-Studentinnen von ihrer fachlichen Ebenbürtigkeit auf soziale Gleichheit. Erfahrungen der sozialen Ungleichheit – wie sie hier in den Schilderungen der fünf Ingenieurstudenten deutlich werden – werden entweder negiert oder die Gründe dafür bei sich selbst gesucht, mit dem Ziel, die Vorstellung der Ebenbürtigkeit aufrechtzuerhalten. Doch die interne Ursachenzuschreibung von negativen Erlebnissen führt zur Schwächung des Selbstbewusstseins.

Förderangebote, wie z.B. Mentoring am Übergang in den Beruf, werden ggf. nicht angenommen, wenn die Mechanismen von Entwertung und Ausgrenzung undurchschaut bleiben.

Angesichts der Themensetzung des nächsten Wissenschaftsjahres „Arbeitswelten der Zukunft“ lässt sich aus den hier präsentierten Forschungsergebnissen die Notwendigkeit ableiten, dass Forschung und Wissenschaft Ergebnisse der Geschlechterforschung stärker rezipieren und weitere Untersuchungen zu Männlichkeiten im MINT-Bereich initiieren sollten, denn die Dynamiken der Zusammenarbeit und ihre Auswirkungen bleiben auch zukünftig eine Herausforderung für die Arbeitswelt.

Literatur

- Connell, R. (1999). Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeit. Opladen.
- Budde, J. (2005). Männlichkeit und gymnasialer Alltag. Doing Gender im heutigen Bildungssystem. Bielefeld.
- Kosuch, R. & Fehrenbach, T. (2014). Selbstentwürfe von Sozialarbeitsstudenten: Männlichkeitsinszenierungen – Ambivalenzen – Veränderungspotential. In L. Rose & M. May (Hrsg.), Mehr Männer in die Soziale Arbeit? Kontroversen, Konflikte und Konkurrenzen, Opladen, S. 195–211.
- Kosuch, R. (2006). Gender und Handlungskompetenz für Veränderungsprozesse. Zu den Herausforderungen bei der Vermittlung von Genderkompetenz in der Hochschullehre. In W. Ernst & U. Bohle (Hrsg.), Transformationen von Geschlechterordnungen in Wissenschaft und anderen sozialen Institutionen, Münster, S. 203–215.
- Meuser, M. & Scholz, S. (2012): Herausgeforderte Männlichkeiten. Männlichkeitskonstruktionen im Wandel von Erwerbsarbeit und Familie. In M. Baader, J. Bilstein & T. Tholen (Hrsg.), Erziehung, Bildung und Geschlecht. Männlichkeiten im Fokus der Gender-Studies, Wiesbaden, S. 23–40.
- Meuser, M. (2005). Hegemoniale Männlichkeit. Zur Leitkategorie der men's studies. In Institut für Geschlechterstudien, Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften (Hrsg.), „Zeit, auf die andere Seite zu sehen“. Zum aktuellen Stand der Männerforschung. Tagungsdokumentation, Fachhochschule Köln, Köln, S. 13–33.
- Meuser, M. (2001). Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit. <https://www.uni-due.de/imperia/md/content>

/ekfg/michael_meuser_maennerwelten.pdf (07.01.2016).

- Woelfer, C. (2000). Das personenzentrierte Interview als qualitative Forschungsmethode. In

Journal für Psychologie 8, 1, S. 3–13 <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-28429> (21.09.2017).

Kontakt und Information
 Prof. Dr. Renate Kosuch
 Technische Hochschule Köln/
 Cologne University of Applied
 Sciences
 Fakultät für Angewandte Sozial-
 wissenschaften Institut für
 Geschlechterstudien
 Ubiering 48
 50678 Köln
 Tel.: (0221) 8275-3354
renate.kosuch@th-koeln.de

Bettina Franzke, Anna Kirschbaum

Karriereaspirationen von Frauen im öffentlichen Dienst – eine explorative Studie

1 Einleitung

Frauen in Deutschland besetzen trotz gleicher oder sogar besserer Qualifikationen seltener Führungspositionen als Männer. Der Frauenanteil an Führungspositionen lag 2014 im Allgemeinen bei 29 % (Destatis 2016). Die Unterrepräsentanz ist auch im öffentlichen Dienst gegeben. Das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesagentur für Arbeit geht auf Basis des Mikrozensus von 33 % Frauenanteil an den Führungskräften im öffentlichen Dienst aus. In Ostdeutschland liegt der Frauenanteil bei 45 %, in Westdeutschland bei 29 % (Kleinert 2011). Es muss jedoch nicht nur nach Region, sondern auch nach Arbeitsbereichen und Führungsebenen differenziert werden (vgl. z. B. Schimeta 2012). Beck, Krings und Zeller hielten 2001 für die Inhaberinnen von Führungspositionen in der Verwaltung fest, dass sie vor allem in den Bereichen Bildung, Gesundheit, Soziales, Familie und Personalwesen sowie in unterstützenden Stabsfunktionen tätig sind.

Der geringe Frauenanteil in Führungspositionen des öffentlichen Dienstes ist insofern kritisch zu bewerten, als dass er gleichstellungspolitischen Bestrebungen entgegensteht, Geschlechterstereotype zementiert und dazu führt, dass das Führungspotenzial von Frauen nicht ausschöpft wird.

Es stellt sich also die Frage, wie das Führungspotenzial unter den Beschäftigten erkannt und gefördert werden kann. Angesichts des hohen Frauenanteils in vielen Behörden ist eine Betrachtung des Themas aus Gendersicht besonders virulent.

2 Karrierehindernisse von Frauen in der öffentlichen Verwaltung

Als Erklärung des geringen und nur langsam steigenden Frauenanteils in Leitungstätigkeiten werden verschiedene Faktoren diskutiert. Die Sachverständigenkommission zum Zweiten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung (2017) nennt betriebliche Rahmenbedingungen, welche die Vereinbarkeit einer Karriere mit Sorgearbeit erschweren, aber auch stereotype Rollenbilder in Unternehmen und im öffentlichen Dienst, welche sowohl die Beschäftigten selbst verinnerlicht haben als auch bei Personalentscheidungen anzutreffen seien.

Dafür, dass Frauen auch selbst vor Führungspositionen zurückschrecken, kommen mehrere Gründe in Betracht (vgl. Wippermann 2014). Mitunter fürchten sie, mehr leisten zu müssen als Männer in dergleichen Position, dass sie einem hohen Erwartungsdruck ausgesetzt sind, gegen „männliche Rituale“ ankämpfen und ihre Managementkonzepte verteidigen müssen (S. 9). Zeitknappheit und Belastungsanstieg machen es darüber hinaus noch schwerer, Beruf und Familie zu vereinbaren.

Vereinbarkeitsfragen scheinen dabei für Mütter mit Führungsaufgaben besonders vordergründig zu sein. Empirisch und in der Alltagserfahrung bestätigt ist, dass mit der Geburt eines Kindes die Sorgearbeit zunimmt und die Arbeitsteilung in der Familie neu ausgehandelt werden muss. Im Ergebnis reduzieren Frauen ihre Erwerbstätigkeit weit häufiger und länger als Männer, bspw. indem sie in Teilzeit arbeiten. In der Folge findet eine Re-Traditionalisierung von Rollen statt, nach der Sorge- und Erwerbsarbeit zwischen den Eltern ungleich aufgeteilt ist (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2013).

Teilzeitarbeit kann Frauen an einem beruflichen Aufstieg hindern. Ein spezifisches Hindernis, das sich für Führungsmotivierten Müttern im öffentlichen Dienst stellt, ist der häufig anzutreffende Umstand, dass für Teilzeitarbeit in einer Führungsposition Vollzeitstellen zugrunde liegen, die allenfalls durch zwei geteilt und dann auf 50 %-Basis angeboten werden. Dabei wäre es oftmals für die Mütter selbst und auch für die Arbeitserledigung hilfreicher, zwei 75 %-Stellen zu schaffen.

Mehrere Studien bestätigen die Karrierehindernisse für im öffentlichen Sektor beschäftigte Frauen. In der Fragebogenerhebung von Habermann-Horstmeier (2008) nannten 38 weibliche Führungskräfte in der öffentlichen Verwaltung eine Reihe von persönlichen und strukturellen Faktoren, die Frauen von einem Aufstieg abhalten würden. Für viele Frauen sei der Aufstieg in eine Führungsposition weder ein explizites Berufswahlmotiv noch ein Aspekt der Arbeitszufriedenheit gewesen. Wichtiger seien den Frauen gesellschaftliche Anerkennung sowie persönliche und finanzielle Unabhängigkeit. Ferner werde eine Karriere nicht bewusst geplant. Hinzu kämen die fehlende Akzeptanz von Frauen in Führungspositionen durch Männer, welche von über der Hälfte der Befragten hervorgehoben wurde, sowie Barrieren bei der Vereinbarkeit von Familie und beruflicher Verantwortung. Oftmals geschehe die Eingruppierung in die nächsthöhere Dienstaltersstufe nach Dauer der Berufserfahrung oder „weil die Person jetzt dran ist“ (vgl. Habermann-Horstmeier 2008: 51). Der Verdienst sei nicht automatisch an mehr Verantwortung gekoppelt.

Die verschiedenen, hier nur exemplarisch zitierten, Befunde machen deutlich, dass es zwischen dem Wunsch nach mehr Frauen in Führungsaufgaben und der Realität eine große Diskrepanz gibt. Nachfolgend soll den Karriereaspirationen von Frauen im öffentlichen Dienst nachgegangen werden, die noch am Beginn ihrer beruflichen Laufbahn stehen.

3 Anknüpfungspunkte für die Studie zu Karriereaspirationen von Frauen im öffentlichen Dienst

Ausgangspunkt für die nachfolgende Forschungsarbeit war die sog. Brigitte-Studie „Frauen auf dem Sprung“, die Jutta Allmendinger 2007 und 2009 zu den Lebenskonzepten junger Frauen und Männer durchführte (vgl. Allmendinger/Haarbrücker 2013; Brigitte 2009). 2016 wurden in einem Projekt der FHöV Nachwuchskräfte im öffentlichen Dienst zu ihren Lebensvorstellungen befragt. Die Online-Befragung mit 202 Nach-

wuchskräften im öffentlichen Dienst ergab, dass die Studentinnen und Studenten sehr beziehungs- und familienorientiert sind (vgl. Franzke/Axmann/Apel/Assunto/Claßen/Hesselmann/Kirschbaum/Schardt 2016). Vor dem Hintergrund ihrer Werte haben sie sich einen Arbeitgeber gesucht, der ihnen hohe Arbeitsplatzsicherheit und gute Möglichkeiten der Vereinbarkeit von Beruf und Familie bietet. Sie verfolgen mehrheitlich ein Lebensmodell, bei dem familiäre und berufliche Aufgaben in einem gelungenen Ausgleich stehen. Allerdings wären im Falle einer Familiengründung die weiblichen Nachwuchskräfte eher bereit, zugunsten von Kindern beruflich kürzer zu treten und ihre Arbeitszeit zu reduzieren.

In der gleichen Studie gaben über 60 % der Studentinnen an, dass sie bei der Beurteilung und Beförderung nicht die gleichen Chancen hätten wie ihre männlichen Kollegen. Aus dem quantitativen Ansatz ging nicht hervor, woher die befragten Frauen ihre Überzeugung nehmen: Haben sie schon während der Ausbildung beobachtet, davon gehört oder selbst die Erfahrung gemacht, dass Frauen sogar bei einem öffentlichen Arbeitgeber geringere Aufstiegs- und Beförderungschancen haben als Männer? Oder haben sie Zweifel an der Chancengleichheit von Frauen und Männern im Allgemeinen und stehen diese ggf. ihren Karriereambitionen entgegen? Vielleicht sehen sie sich aber auch gegenüber den Männern in einer besseren Position.

Die Aussage, dass Frauen keine Chancen auf eine Führungsposition hätten, wurde dagegen von über 70 % der Studentinnen und 90 % der Männer dementiert. Sowohl die Studentinnen als auch die Studenten schreiben sich mehrheitlich Eigenschaften zu, die gemeinhin mit Führungspotenzial assoziiert werden: So halten sie sich für kommunikativ (80 % der Frauen und 75 % der Männer stimmen zu). Ferner gaben sie an, dass sie Aufgaben wirksam und effektiv erledigen (99 % Zustimmung bei den Frauen, 94 % bei den Männern). 82 % der Studentinnen und 89 % der Studenten übernehmen gerne Verantwortung. Allerdings meinen nur 71 % der Frauen im Vergleich zu 83 % der Männer, dass sie sich gut durchsetzen können. Lediglich 48 % der Frauen im Gegensatz zu 62 % der Männer stimmen der Aussage zu, dass sie Konkurrenz anspornen würde. Es stellt sich die Frage, inwieweit sich diese unterschiedlichen Zuschreibungen von Führungseigenschaften auf die Karriereaspirationen von Frauen im öffentlichen Dienst auswirken und dies ein Hemmnis in der Führungsmotivation von Frauen darstellen kann. Den ungeklärten Aspekten aus der quantitativen Online-Befragung sollte in einer explorativen qualitativen Studie nachgegangen werden.

4 Methodik

Es wurden leitfadengestützte qualitative Interviews mit zehn Studentinnen des gehobenen Verwaltungsdienstes geführt und inhaltsanalytisch ausgewertet (vgl. Mayring 2016). Die Befragten waren zwischen 20 und 33 Jahre alt (im Durchschnitt 24 Jahre) und verfügten über mindestens eineinhalb Jahre Studien- bzw. Berufserfahrung im öffentlichen Dienst. Drei von ihnen waren Aufsteigerinnen mit langjähriger Berufserfahrung in Behörden. Alle Befragten waren ledig und hatten (noch) keine Kinder. Acht der zehn Interviewten leben in festen Beziehungen, zwei davon in einer gemeinsamen Wohnung mit ihrem Partner. Drei der zehn Frauen denken daran, in den nächsten fünf Jahren ein Kind zu bekommen. Die Berufswahl und Entscheidung für einen Arbeitgeber im öffentlichen Dienst waren vorrangig an den Motiven eines sicheren Arbeitsplatzes und der Vereinbarkeit von Familie und Beruf orientiert.

Vor dem Hintergrund des geringen Stichprobenumfangs versteht sich die vorliegende Studie als explorativ.

5 Ergebnisse

Erfahrungen im Elternhaus, Vorbilder

In den Elternhäusern der Befragten sind die Mütter entweder nicht berufstätig ($n=2$) oder nehmen eine schlechtere berufliche Stellung als der Vater ein ($n=8$). Die Frauen erklären dies damit, dass ihre Mütter aufgrund familiärer Aufgaben eine Auszeit hatten, nur Teilzeit arbeiten bzw. arbeiteten und es ggf. für sie schwierig war, in den Beruf wieder einzusteigen. Fünf der befragten Frauen kommen aus Elternhäusern, in denen der Vater eine Leitungsposition einnimmt bzw. eingenommen hat. Die Mütter zweier Befragter sind in einer stellvertretenden Leitungsaufgabe tätig.

Hinsichtlich der Erfahrungen im Elternhaus stellt Interviewte (I) 2 prototypisch heraus, dass ihr Vater „ordentlich Karriere gemacht [habe], wozu meine Mutter keine Möglichkeiten hatte“ (Elternzeit, viele Jahre Teilzeitarbeit). Und I8 berichtet, wie die beruflichen Ambitionen ihrer Mutter durch familiäre Aufgaben ausgebremst wurden: „Mein Vater ist sehr zufrieden und könnte sich nichts anderes vorstellen. Bei meiner Mutter verlief es nicht so positiv, weil sie vor der Schwangerschaft eine sehr gute Position hatte und als sie zurückgekommen ist, ging es bergab“. Auch I3 spricht die ungleichen Chancen von Mutter und Vater an: „Meine Mama hat es schwer gehabt, nach 19 Jahren wieder in den Beruf zu kommen (...) Mein Vater hat dadurch,

dass er die Karriereleiter komplett hochgeklettert ist, ziemlich viel an Erfahrungen gesammelt“. I5 hat darüber hinaus die Einschätzung ungleicher Entlohnung aus ihrem Elternhaus mitbekommen, wenn sie sagt: „Meine Mama sagt manchmal, dass männliche Kollegen mehr verdienen, obwohl sie die gleiche Arbeit tätigen.“ Fünf der befragten Frauen haben Vorbilder in der Familie (z.B. die Eltern), im Freundeskreis oder in der Freizeit (z.B. Sporttrainerin), die anderen erklären keine Vorbilder zu haben.

Führungsaufgaben, Führungseigenschaften und -motivation

Die Studentinnen wurden gefragt, welche Aufgaben sie mit einer Führungsposition verbinden. Am häufigsten nannten sie hier das Führen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie die damit verbundene Personalverantwortung. Darüber hinaus sind sich die weiblichen Nachwuchskräfte einig, dass die fachliche Kompetenz in Bezug auf den Aufgabenbereich nicht fehlen darf. Eine Führungskraft sollte wichtige Entscheidungen treffen, auch Personalangelegenheiten wie Aufgabenverteilung, Einarbeitung oder Kündigungen betreffend. Zudem sollte sie Aufgaben delegieren, als Ansprechperson für das Personal fungieren, dabei unter anderem „die Bedürfnisse der Mitarbeiter berücksichtigen“ (I5) sowie das Team und die Prozesse steuern. Zusätzlich erachten die Befragten die kommunikative Komponente in einer Führungsposition als besonders wichtige Eigenschaft, um den Informationsaustausch zwischen verschiedenen Ebenen zu sichern. Den größten Unterschied zwischen Fach- und Führungsaufgaben sehen alle Interviewpartnerinnen aber in der Personalverantwortung.

Auf die Frage nach den typischen Eigenschaften von Führungskräften nennen die Befragten eine Reihe von Merkmalen. Häufig wird erwähnt, dass eine Führungskraft ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter motivieren und diese auch während des Arbeitsalltags unterstützen sollte. Des Weiteren soll eine Führungskraft nach Meinung der Studentinnen selbstbewusst auftreten, sich durchsetzen können, unangenehme Entscheidungen treffen und objektiv an eine Sache herangehen. Nicht zuletzt zählten Ehrgeiz, Fairness, Zielorientierung, Organisationstalent, Konfliktfähigkeit und fachliche Kompetenz zu den Charaktereigenschaften einer Führungskraft.

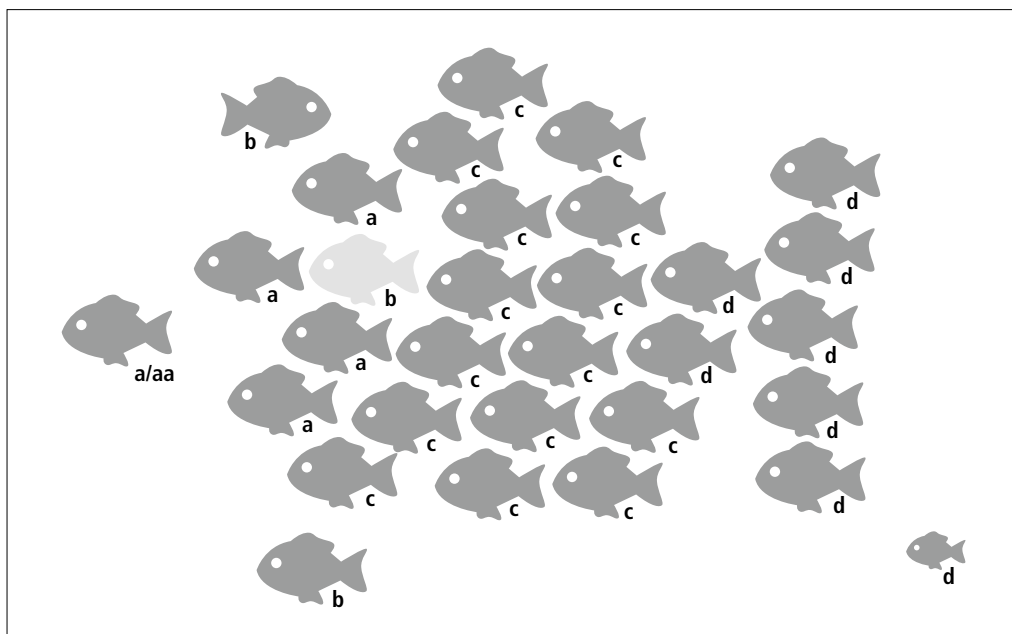
Die Antworten der jungen Frauen auf die Frage, inwieweit diese Eigenschaften eher typisch für Frauen bzw. Männer sind, gehen auseinander. Zwei Studentinnen vertreten die Auffassung, dass die genannten Eigenschaften nicht als frauen- bzw. männerspezifisch zugeordnet werden können. Maßgeblich sei die einzelne

Persönlichkeit, nicht das Geschlecht. Die anderen Studentinnen äußern dagegen die Meinung, dass Männer als selbstbewusster und ehrgeiziger wahrgenommen werden. Ferner hätten Männer ein besseres Durchsetzungsvermögen und würden eher von den Teammitgliedern respektiert (Männer hätten ein „klareres Wertesystem und vielleicht ein bisschen mehr Ehrgeiz“, I1). Frauen hingegen seien einfühlsamer, wodurch sie schneller Probleme erkennen und einen guten persönlichen Draht zu den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern herstellen könnten. Dessen ungeachtet wirke sich die Frauen zugeschriebene Emotionalität nach Einschätzung von zwei Befragten negativ auf das Führungsverhalten aus.

In der Folge würde sich der „Führungsstil der Frauen in Richtung Laissez faire“ entwickeln (I9). Und I2 erklärt: „Frauen sind durch die Einbringung der Emotionalität oftmals nicht so gut für eine Führungsposition geeignet.“

Die Studentinnen wurden auch gefragt, als welche Art von Fisch sie sich innerhalb des in Abbildung 1 wiedergegebenen Fischschwarms sehen (vgl. Brigitte, 2009). Lediglich eine sieht sich als Anführerin (a/aa), zwei sehen sich im vorderen Mittelfeld (a), sechs im Mittelfeld (c) und eine schwimmt zwar mit dem Schwarm, geht aber ihren eigenen Weg (b). Die befragten Frauen betrachten sich also eher als Mitschwimmerinnen denn als Personen, die anführen.

Abbildung 1: Der Fischschwarm. Die Befragten wurden gefragt, welche Position ihnen am ehesten entspricht



Quelle: Brigitte 2009: 17.

Die Hälfte der Befragten hat das Ziel, zu einem späteren Zeitpunkt in einer Führungsposition zu arbeiten, wenngleich nur eine von ihnen mit der Aussage „so hoch wie möglich“ (I1) eine große Klarheit besitzt, während andere zögern, auf die Frage eindeutig zu antworten. So stellen I4 und I5 heraus, dass das Erreichen einer Führungsposition von der Familiengründung abhängt. Die nicht Führungsmotivierten meinen „mein einziges Ziel ist es, einen Job zu machen, der mir Spaß macht“ (I10) oder streben eine Sachbearbeitung mit einer besseren Besoldung an. Beruflich weiterkommen wollen die meisten, einige möchten mehr verdienen oder sich fachlich weiterqualifizieren. Dabei steht die geäußerte Führungsmotivation in keinem Zusammenhang damit, ob Mutter oder Vater eine Führungsposition ausüben bzw. ausgeübt haben.

Chancengleichheit bei Beurteilung und Aufstieg in eine Führungsposition, Erfahrung mit möglicher Benachteiligung

Im Gegensatz zu der früheren quantitativen Erhebung (vgl. Franzke et al. 2016) sind die weiblichen Nachwuchskräfte in den qualitativen Interviews der Überzeugung, dass Frauen und Männer in ihrer Behörde gleichermaßen beurteilt werden. Nur I9 meint zu dem Aspekt, ob Frauen und Männer gleich beurteilt werden: „Offiziell ja. Aber es kann durchaus sein, dass hinter den Kulissen bzw. unterbewusst was anderes abläuft.“ I8 hat dagegen das „Gefühl, dass Frauen zumindest in der Ausbildung besser beurteilt werden“.

Die Beurteilung richte sich nach Auffassung der Befragten nur nach der Leistung bzw. dem Ar-

beitsergebnis. Demzufolge habe das Geschlecht keine Auswirkung. Für Frauen und Männer gelten bei Beurteilungen die gleichen Kriterien. Aber auch hier gibt es Einschränkungen: I7 ist davon überzeugt, dass persönliche Beziehungen oder „Vitamin B bei gewissen Dingen eine Rolle spielen“.

Auch bei den Antworten auf die Frage, ob Frauen und Männer die gleichen Chancen auf eine Führungsposition hätten, gibt es die Tendenz zu einem „Ja, aber...“. I5 bringt es auf den Punkt, wenn sie behauptet, dass Frauen und Männer die gleichen Möglichkeiten hätten, doch Frauen „es noch ein bisschen schwerer haben, die Position dann wirklich zu erlangen“. Sechs Befragte behaupten, dass die Chancengleichheit hinsichtlich einer Führungsposition gegeben wäre. Drei zweifeln dies hingegen mit Blick auf die familiären Verpflichtungen von Frauen, gängige Rollenbilder und den eher Männern zugeschriebenen Führungsqualitäten an. I9 spricht von einem „Nachteil“ der Frauen allein aufgrund der „Tatsache, dass sie sich um die Erziehung der Kinder kümmern müssen“. Dementsprechend ist die Chancengleichheit für einige der Befragten nur gegeben, wenn weibliche Nachwuchskräfte keinen Kinderwunsch hätten. I3 erklärt die Überrepräsentanz von Männern in Führungspositionen damit, dass „sie eher die typischen Eigenschaften mitbringen und das in der Gesellschaft anerkannt wird“. I4 ergänzt: „Ich glaube nicht, dass das moderne Rollenbild schon in allen Köpfen angekommen ist“ und spielt damit auf die ungleiche Verteilung von Berufs- und Sorgearbeit in den Familien an. Allerdings befände sich die Stellung der Frau im Berufsleben in einem Wandel. In den kommenden Jahren werde sich der Männerüberhang in der Führungsverantwortung relativieren. Eine Studentin vertritt den Standpunkt, dass es weniger Frauen in Führungspositionen gäbe, aber sie daraus nicht den Schluss zieht, „dass die Chancengleichheit nicht gewährleistet ist“ (I2). Eine Befragte sieht sogar die umgekehrte Gefahr, und zwar dass man anpassen müsse, „dass bald die Führungspositionen nicht nur von Frauen besetzt sind“ (I10).

Keine der Befragten hat bisher persönliche Erfahrungen mit Benachteiligungen am Arbeitsplatz gemacht. Doch außerhalb des öffentlichen Dienstes sehen sie für Frauen vielfältige Nachteile. Dort würden Männer – auch bei gleicher Qualifikation – bei Stellenbesetzungen und Führungspositionen bevorzugt werden, weil sie nicht schwanger werden können. Die befragten Frauen haben hier offenbar den Berichten in ihrem familiären und freundschaftlichen Umfeld genau zugehört und sich bewusst für einen Arbeitgeber im öffentlichen Dienst entschieden.

Aber auch das aktuelle Umfeld in der derzeitigen Behörde wird von den Frauen ins Visier genommen. So hat eine Befragte registriert, dass eine Kollegin, die nicht selbst, sondern deren Mann in Elternzeit gegangen ist, mit sehr viel Kritik im Freundes- und Bekanntenkreis umgehen musste. Zwar hätten Mütter nach der Elternzeit Anspruch auf eine Stelle mit gleicher Besoldung, doch kam es bei einer Kollegin vor, dass sie auf einer Stelle landete, die nicht ihren Vorstellungen entsprach, was die befragte Studentin mit „quasi als Strafe, dass sie ein Kind bekommen“ habe (I8), kommentiert.

Bewertung und Erklärung der Unterrepräsentanz von Frauen in Führungspositionen

Bis auf eine Ausnahme sind aus Sicht der weiblichen Nachwuchskräfte Frauen in Führungspositionen unterrepräsentiert. Diese Unterrepräsentanz von Frauen in Führungspositionen bewerten die befragten Studentinnen sehr unterschiedlich. Das Spektrum ihrer Kommentierungen reicht von „schlecht“ (I3), „nicht fair“ (I8) und „schade“ (I2, I4) über „nicht schlimm“ (I1) oder „nicht (...) kritisch“ (I10) bis hin zu der Überzeugung, dass das zahlenmäßige Ungleichgewicht gerechtfertigt sei, „wenn Frauen sich um die Erziehung ihrer eigenen Kinder kümmern wollen“ (I9).

Die befragten Studentinnen sind sich bewusst, dass Frauen heutzutage über eine sehr gute Bildung bzw. über sehr gute Qualifikationen verfügen, sie nach einer eigenen Existenzsicherung streben und eine hohe Erfolgsorientierung aufweisen, sodass dieses Faktoren ihrer Meinung nach als Erklärung der Unterrepräsentanz auszuschließen sind. Die Rolle der Frau in der Gesellschaft habe sich auch insofern geändert, als dass eine gute Ausbildung und die grundsätzliche Berufstätigkeit von Frauen nicht mehr infrage gestellt werden. Frauen würden sich jedoch noch immer weniger zutrauen und Männer besäßen eher die für Führungsaufgaben typischen Eigenschaften (vgl. Punkt Führungseigenschaften).

Als Erklärung für den geringen Anteil von Frauen in Führungspositionen führen die Frauen mehrheitlich an, dass öffentliche Arbeitgeber zwar versuchen, eine gute Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu gewährleisten, der Weg in eine Führungsposition bei Müttern mit Familienaufgaben jedoch erschwert sei. Frauen seien durch die Familiengründung gezwungen, eine berufliche Pause einzulegen und ihr berufliches Engagement zu entschleunigen. Männer hingegen können in dieser Zeit ihre Karriere weiter vorantreiben. Infolgedessen besitzen sie im Berufsleben einen deutlichen Vorteil gegenüber Frauen. Die Vereinbarkeit einer Führungsposition mit familiären Aufgaben stellt sich in ihrer Ausbil-

dungsbehörde für vier der zehn Befragten als nicht problematisch dar. Befragte, die diese Auffassung vertreten, weisen auf die guten Möglichkeiten hin, Beruf und Familie gleichzeitig zu leben, bspw. durch Heim-, Gleit- und Teilzeitarbeit, auch in Führungspositionen. Vier andere Befragte geben jedoch zu verstehen, dass eine Führungsposition nur bedingt mit familiären Aufgaben zu vereinbaren sei. Man sollte „klar organisiert sein“ (I1) oder „irgendwo Abstriche“ machen, denn man könne „nicht 100%ig bei der Familienplanung sein, 24/7 für seine Kinder sorgen und gleichzeitig eine 1a Karriere hinlegen“ (I3). I4 meint, die Möglichkeiten der Vereinbarkeit seien vom Arbeitgeber abhängig und I10 gibt zu bedenken, man müsse „die Familienplanung und die berufliche Karriere nur in einen zeitlichen Ablauf bekommen“. Zwei Frauen sind sogar der Überzeugung, dass Familie und Führungsposition überhaupt nicht vereinbar wären. I2 begründet dies damit, dass man „nicht auf beides seinen Schwerpunkt setzen“ könne und I8 nimmt an, dass der Arbeitsaufwand in einer Führungsposition steigt. Es sei so, dass man „viel Zeit bei der Arbeit verbringt und seine Familie vernachlässigt“ (I8). Während in Fachpositionen die Vereinbarkeit kein Problem sei, würde sich dies in Führungspositionen als schwierig gestalten.

Einfluss auf die beruflichen Ziele und gelebten Rollen in der Familie nehmen nach Einschätzung aller Studentinnen die im Elternhaus kennengelernten Rollenbilder bei der Aufteilung von Berufs- und Sorgearbeit. Alle Befragten sind in traditionellen oder eher traditionellen Strukturen aufgewachsen, in denen die Mutter zugunsten familiärer Aufgaben zumindest phasenweise beruflich zurückgestellt hat. Dabei scheinen alle Befragten mit dem erfahrenen Modell zufrieden zu sein, unabhängig davon, ob sie die Töchter von Müttern sind, die nicht berufstätig, in Teilzeit oder derzeit in Vollzeit beschäftigt sind. I9 unterstreicht: „Ich habe eher ein traditionelles Rollenbild. Wenn ich ein Kind bekomme, möchte ich ein paar Jahre zuhause bleiben“. Einige der befragten Frauen stellen traditionelle Rollenvorstellungen jedoch in Frage, so sagt I4: „Die traditionellen Rollenbilder sind noch in den Köpfen der Menschen (...) Das Aufbrechen der traditionellen Rollenbilder ist noch im Prozess. Deshalb sind die Frauen im Berufsleben noch nicht so angekommen, wie man es sich vielleicht wünscht“.

Attraktivität von Führungspositionen und Hindernisse eines Aufstiegs

Der Aufstieg in eine Führungsposition wird von den Befragten unterschiedlich bewertet. Nur drei Interviewpartnerinnen fänden den Aufstieg

in eine Führungsposition uneingeschränkt erstrebenswert. Fünf Befragte sehen eine gewisse Attraktivität, schränken diese jedoch gleich wieder ein. I2 ist insgesamt noch unsicher, I8 weiß nicht, ob sie „den richtigen Charakter“ dafür hat und fürchtet, nicht genug Zeit für die Familie zu haben. I5 will erst einmal herausfinden, „ob sowas für mich wäre“, und I9 möchte ggf. eine Position in einem von ihr bevorzugten Arbeitsbereich. Zwei Studentinnen halten die Vorstellung eines Aufstiegs in eine Führungsaufgabe für nicht attraktiv. Zwei weitere setzen sich keine Grenze nach oben, bis zu der sie aufsteigen möchten. Andere wiederum können sich eine Teamleitung gut vorstellen, doch eine Abteilungsleitung kommt für sie nicht in Frage. Diejenigen, die einen Aufstieg planen, haben dies in den nächsten fünf bis zehn Jahren vor.

Gefragt nach möglichen Hindernissen, die sie von einer möglichen Führungsposition abhalten würden, geben drei Befragte klar zu verstehen, dass sie das Angebot uneingeschränkt annehmen würden. Drei andere Befragte würden einer Führungsposition lediglich unter bestimmten Voraussetzungen zustimmen: Die Familie dürfte nicht darunter leiden, die Position müsse den eigenen Vorstellungen entsprechen oder diese sollte nicht mit zu hohen Belastungen einhergehen („Weil in einer Führungsposition [kann] es psychisch schon mal anstrengend sein“, I10). Vier Studentinnen sehen Hinderungsgründe für eine Führungsposition: I2 kritisiert die „sehr vielen Überstunden“, die man machen müsse, „um das Arbeitspensum zu schaffen“. Sie wäre nicht bereit, dafür weniger Zeit für Familie und Freunde zu haben. I3 schreckt an einer Führungsposition die Verantwortung ab. Sie sagt: „Irgendwann ist vielleicht der Punkt erreicht, wo man selber sagt, dass man so viel Verantwortung nicht mehr übernehmen möchte“. Und I7 zweifelt vor dem Hintergrund von Kosten-Nutzen-Überlegungen an, „ob die Besoldung die ganze Arbeit und Verantwortung wert ist“.

Die Selbsteinschätzung der weiblichen Nachwuchskräfte, inwieweit sie die persönlichen Voraussetzungen für eine Führungsposition mitbringen, fällt unterschiedlich aus. Auf einer Skala von 1 bis 10 (1 = „ich bringe die Voraussetzungen gar nicht mit“ bis 10 = „ich bringe die Voraussetzungen vollständig mit“) liegt das Maximum bei 7,5, das Minimum bei 4,5 Punkten. Der Durchschnittswert der zehn Frauen beträgt 5,8 Punkte. Die Interviewpartnerinnen sind der Auffassung, dass es ihnen an Fachkompetenz und Führungsqualitäten mangelt und sie schreiben die kritische Selbsteinschätzung ihrer geringen Berufserfahrung, der fehlenden Erfahrung mit Führungsaufgaben und bei der

Konflikthandhabung zu. Insbesondere wünschen sich die jungen Frauen ein verstärktes Durchsetzungsvermögen, um sich gegenüber den Teammitgliedern Respekt zu verschaffen („da ich nicht sonderlich groß bin“, I2). I8 hat auch geschlechtsspezifische Zweifel an der Akzeptanz, wenn sie davon spricht „dass Männer von weiblichen Führungskräften nicht so viel halten und dementsprechend den Anweisungen nicht so Folge leisten“. Die Frauen verbuchen aber auch Ressourcen auf ihr Konto, bspw. dass sie nach dem Studium eine gute Fachkompetenz für sich behaupten und sie theoretisch wüssten, wie sich eine Führungskraft zu verhalten hat. Außerdem nennen sie Zielorientierung, Diplomatie, Kommunikation auf Augenhöhe, Kritikfähigkeit und strukturiertes Arbeiten als ihre Stärken.

Maßnahmen zur Förderung von Frauen mit dem Ziel, ihren Anteil an Führungspositionen zu erhöhen

Konkrete Maßnahmen, die darauf abzielen, den Anteil der Frauen in Führungspositionen zu erhöhen, sind den weiblichen Nachwuchskräften größtenteils nicht bekannt. Die Interviewpartnerinnen sind sich einig, dass die Behörde ihre Maßnahmen in jedem Falle besser kommunizieren sollte. Anlaufpunkte wie das Intranet könnten hierbei als Informationsquelle genutzt werden. Welche Maßnahmen die Behörde zusätzlich ergreifen müsste, damit die Befragten einen beruflichen Aufstieg wagen würden, wurde divergent beantwortet. Drei der Studentinnen benötigen keine weiteren Maßnahmen, da sie einen Aufstieg eigenständig erreichen möchten. Aus den übrigen Antworten lassen sich interessante Ansatzpunkte für den öffentlichen Dienst finden. Für eine Studentin könnte das „Mentoring“ eine wichtige Stütze für die berufliche Entwicklung der jungen Frauen im öffentlichen Dienst sein. Hierbei wären weibliche Führungskräfte, die Kinder haben, als Mentorinnen besonders authentisch. I4 sagt: „Dass man gewisse Optionen genannt bekommt, wie man seinen Arbeitsalltag mit Familie und Karriere gestalten kann.“ I5 schließt sich diesem Vorschlag an, nur dass es hierzu Seminare für Frauen geben sollte, in denen „man Tipps erhält, wie man Familie und Karriere unter einen Hut bringen kann“. Beide Angebote, Mentoring und Seminare, könnten hilfreich sein, um Wege aufzuzeigen, wie die Vereinbarkeit von Familie und einer Führungsverantwortung gestaltet werden kann. Zwei weitere Studentinnen regen Seminare zu mehr Selbstsicherheit und Selbstbehauptung in Beruf an, in denen ihr Durchsetzungsvermögen geschult wird. Eine weitere Maßnahme, die von einer Studentin erwähnt wurde, wäre ein Coaching

zum Thema Personalführung, da eine Führungskraft mit diesem Aufgabenfeld problemlos umgehen können sollte.

6 Diskussion

Im Gegensatz zur früheren Online-Befragung konnte der Befund, dass sich junge Frauen im öffentlichen Dienst bei Beurteilung und Beförderung benachteiligt sehen, in der qualitativen Studie nicht bestätigt werden. Allerdings sehen sie ihre Chancen für einen Aufstieg in eine Führungsposition reduziert. Die Karriereaspirationen der im Grundsatz Führungsmotivierten sind gesenkt – die Frauen fahren quasi mit angezogener Handbremse. Zwar äußert etwa die Hälfte der weiblichen Nachwuchskräfte im Verwaltungsdienst entsprechende Karriereambitionen, doch zweifeln sie schon während ihres Studium an, ob sie den Weg gehen und eine Leitungsaufgabe überhaupt anstreben sollen. Es ist wahrscheinlich, dass die Führungsmotivation bereits in einem sehr frühen Stadium im Berufsweg ausgebremst wird. Dabei sind die Hürden des Aufstiegs in Leitungsaufgaben aus Sicht der befragten Frauen vielfältig:

- ein durch Familienaufgaben geprägter Lebenslauf,
- Probleme bei der Vereinbarkeit einer Führungsposition mit familiären Aufgaben,
- traditionelle Rollenvorstellungen in der Gesellschaft und persönliche, im Elternhaus erfahrene Rollenbilder,
- Zweifel an den eigenen Führungsqualitäten.

Trainings zur Förderung von Selbstsicherheit und des Durchsetzungsvermögens, Erfahrungen in der Personalführung, Mentoring und Rollenvorbilder würden die Frauen motivieren, den Weg in eine Führungsposition auch tatsächlich einzuschlagen.

Generell konnte in der vorliegenden Studie festgestellt werden, dass es für etwa die Hälfte der Frauen attraktiv wäre, Karriere zu machen und eine Führungsposition einzunehmen. Die jungen Frauen verfolgen ein Lebensmodell, in dem sie planen, familiäre Aufgaben und einen beruflichen Aufstieg in Einklang zu bringen. Ungeachtet der hier aufgezeigten Hindernisse gibt es auch einige wenige, die keine Barriere sehen und selbstbewusst ihren Weg gehen wollen. Diese Frauen sind aber die Ausnahme. In Bezug auf den Aufstieg in Führungspositionen sieht sich die Mehrheit der weiblichen Nachwuchskräfte nicht chancengleich. Die meisten jungen Frauen im öffentlichen Dienst, die höhere Ziele anstreben, werden durch ihre Zweifel, Unsicherheiten und fehlende Vorstellungen zur

Vereinbarkeit mit familiären Aufgaben blockiert. Das Führungspotenzial der Frauen scheint vor diesem Hintergrund nicht ausgeschöpft.

An diesem Punkt setzen zahlreiche Handlungsempfehlungen an, über die an anderer Stelle berichtet werden wird.

Literatur

- Allmendinger, Jutta & Haarbrücker, Julia (2013). Lebensentwürfe heute. Wie junge Frauen und Männer in Deutschland leben wollen. Kommentierte Ergebnisse der Befragung 2012. Discussion Paper. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Zugriff am 01.11.2017 unter: www.britte.de/producing/pdf/britte-studie.pdf
- Beck, Andrea, Krings, Ursula & Zeller, Beate (2001). Exkurs: Verwaltungsreform – eine Chance für Frauen; Frauen – eine Chance für Verwaltungsreform! In Dorothea Assig (Hrsg.), Frauen in Führungspositionen. Die besten Erfolgskonzepte aus der Praxis (S. 179–188). München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Brigitte (Hrsg.) (2009). Brigitte-Studie im Krisenjahr: Frauen auf dem Sprung. Das Update – Hefte 1 bis 4 sowie Tabellenanhang. Wissenschaftliche Leitung: Jutta Allmendinger. Hamburg: Gruner+Jahr. Zugriff am 01.11.2017 unter: www.britte.de/producing/pdf/britte-studie.pdf
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2013). Neue Wege – Gleiche Chancen. Gleichstellung von Frauen und Männern im Lebensverlauf. Erster Gleichstellungsbericht. Zugriff am 01.11.2017 unter: <https://www.bmfsfj.de/blob/93682/516981ae0ea6450bf4cef0e8685eeda/erster-gleichstellungsbericht-neue-wege-gleiche-chancen-data.pdf>
- Destatis (2016). Frauenanteil in Führungsetagen unverändert bei 29 %. Zugriff am 01.11.2017 unter: <https://www.destatis.de/>

DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2016/03/PD16_075_122.html

- Franzke, Bettina, Axmann, Ralf, Apel, Claudia, Assunto, Francesca, Claßen, Denis, Hesselmann, Xenia, Kirschbaum, Anna & Schardt, Laura (2016). Chancengleichheit im öffentlichen Dienst. Lebenskonzepte von Verwaltungsstudierenden in NRW und Vättern im LVR. Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW, Nr. 39/2017, S. 35-46. Zugriff am 01.11.2017 unter: www.professor-franzke.de/pdf/Franzke_et_al_2017_Lebenskonzepte_Nachwuchskraefte_OED.pdf
- Habermann-Horstmeier, Lotte (2008). Spezielle Karrierehindernisse im Bereich der Öffentlichen Verwaltung für Frauen auf dem Weg in Führungspositionen. Verwaltung und Management, 14, 44–54.
- Kleinert, Claudia (2011). Ostdeutsche Frauen häufiger in Führungspositionen. IAB-Kurzbericht 3/2011. Zugriff am 01.11.2017 unter: <http://doku.iab.de/kurzber/2011/kb0311.pdf>.
- Mayring, Philipp (2016). Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken (12. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Sachverständigenkommission zum Zweiten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung (2017). Erwerbs- und Sorgearbeit gemeinsam neu gestalten. Gutachten für den Zweiten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung. Berlin. Zugriff am 01.11.2017 unter: www.gleichstellungsbericht.de/gutachten2gleichstellungsbericht.pdf
- Schimeta, Julia (2012). Einsam an der Spitze: Frauen in Führungspositionen im öffentlichen Sektor. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung. Zugriff am 01.11.2017 unter: <http://library.fes.de/pdf-files/dialog/09512.pdf>
- Wippermann, Carsten (2014). Frauen in Führungspositionen. Barrieren und Brücken. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Zugriff am 01.11.2017 unter: <https://www.bmfsfj.de/blob/93874/7d4e27d960b7f7d5c52340efc139b662/frauen-in-fuehrungspositionen-deutsch-data.pdf>

Kontakt und Information

Prof. Dr. Bettina Franzke
Professur für Interkulturelle
Kompetenzen und
Diversity-Management
Fachhochschule für öffentliche
Verwaltung NRW
Erna-Scheffler-Straße 4
51103 Köln
bettina.franzke@fhoev.nrw.de
www.professor-franzke.de

Anna Kirschbaum
Absolventin des Bachelor-
Studiengangs Kommunal-
Verwaltungsdienst der FHöV
NRW
Landschaftsverband Rheinland
(LVR)

Liudvika Leisyte

Falle Lehre? Tätigkeitsfelder und Karriereaussichten von Wissenschaftlerinnen in den Niederlanden

Im Zusammenhang mit der Erforschung von akademischen Tätigkeiten und Transformationsprozessen in Organisationen im Kontext sich verändernder institutioneller Umwelten setzt sich Prof. Liudvika Leisyte, Professorin für Hochschuldidaktik und Hochschulforschung an der TU Dortmund, stark mit Genderfragen auseinander. So führte sie von 2012 bis 2014 das Forschungsprojekt „Academic work and careers: gender implications“ und 2015/2016 das Projekt „The managerial university and changing academic work in the Netherlands: gender implications“ durch. Das Ziel dieser Projekte war es, das Ausmaß an Veränderungen von wissenschaftlichen Tätigkeiten und Arbeitsbedingungen an niederländischen Universitäten zu erfassen und deren Einfluss auf die Karriere von Wissenschaftler/innen aufzuzeigen.

Bei der Untersuchung „Academic work and careers: gender implications“ handelte es sich um eine Fallstudie an einer stark managerialen Hochschule, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, die Anzahl der Frauen in leitenden akademischen Positionen zu erhöhen. Die Umfrage, die im Jahr 2012 unter dem weiblichen akademischen Personal an dieser Universität durchgeführt wurde, zeigte die geschlechtsspezifische Gewichtung von Lehre und Forschungsaufgaben in der akademischen Arbeit und deren Auswirkung auf die künftigen Karrieren der weiblichen Befragten auf. Ein Schwerpunkt lag dabei auf der unterschiedlichen Gewichtung von Lehre und Forschung in der akademischen Arbeit. Daraus ergaben sich Forschungsfragen wie: Welche Rollenunterschiede gibt es bei Akademikerinnen und Akademikern im niederländischen Hochschulsystem? Welchen Umfang nehmen Forschung und Lehre im Tätigkeitsfeld von Wissenschaftler/innen ein? Wie beeinflusst diese Arbeitsverteilung ihre Karriereaussichten?

Die Untersuchung zeigte, dass akademische Laufbahnen in den Niederlanden insofern eine Differenzierung erfahren, als dass zunehmend Schwerpunkte entweder auf Forschungs- oder Lehrtätigkeiten mit einem bis zu 90 prozentigem Anteil an der gesamten Arbeitszeit gesetzt werden. Besonders Wissenschaftlerinnen in der Mitte ihrer beruflichen Entwicklung (z. B. Assistenz- oder außerordentliche Professorinnen) haben eine höhere Lehrbelastung und haben deshalb

weniger Zeit für ihre Forschung, was sich wiederum negativ auf ihre beruflichen Entwicklungsperspektiven auswirkt.

Das von 2015 bis 2016 durchgeführte Forschungsprojekt „The managerial university and changing academic work in the Netherlands: gender implications“ wurde an drei niederländischen Universitäten durchgeführt. Die Studie nutzte hierfür verschiedene Methoden: In einem ersten Schritt wurden die Leiter/innen der Personalabteilungen niederländischer Universitäten interviewt. Darüber hinaus wurde eine Querschnitterhebung unter Wissenschaftler/innen aller Fachbereiche an niederländischen Universitäten durchgeführt. Forschungsfragen waren: Wie wirkt sich die manageriale Veränderung an Hochschulen, die durch New Public Management gesteuert werden, auf die Leistungsmessung an den Universitäten aus? Wie beeinflussen diese Veränderungen die akademische Arbeit in den verschiedenen Disziplinen und Universitäten? Wie wirkt sich diese Veränderung der akademischen Arbeit auf die Tätigkeiten von Akademikerinnen und Akademikern aus?

Zunächst wurde untersucht, wie sich die Arbeitszeit der Wissenschaftler/innen verschiedener Karrierestufen auf die Bereiche Lehre, Forschung, Verwaltung usw. aufteilt. Bei den Befragungen wurde ersichtlich, dass Professorinnen mehr Zeit für Lehre und Verwaltung aufbringen, allerdings auch mehr Zeit für Valorisierungsaktivitäten aufbringen können, als ihre männlichen Kollegen. Bei Akademiker/innen in der Karrieremitte konnte kein Unterschied bei der Arbeitsaufteilung bei Männern und Frauen beobachtet werden. Sie verbringen gleichviel Zeit mit Lehre und Forschung und Valorisierungsaufgaben. Da der Zugang zu höheren akademischen Positionen immer noch sehr von einem starken Forschungsprofil abhängt, das an der Anzahl der akademischen Publikationen und der eingeworbenen externen Forschungsmittel gemessen wird, ist es für Akademiker/innen am Anfang ihrer Karriere immens wichtig, dass sich Lehr- und Forschungsaktivitäten die Waage halten.

Als nächstes wurde die Berufszufriedenheit der Akademiker/innen untersucht. Die Befragung zeigte, dass zwar der Hauptanteil der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit ihrer generellen Arbeitssituation (Arbeitsbedingen und

Einkommen) zufrieden ist, es aber Unterschiede im Bereich Work-Life-Balance und Karriereaussichten gibt. Während Akademiker Defizite bei den Karriereaussichten an ihrer Universität sehen, sind Akademikerinnen unzufriedener mit der Work-Life-Balance als ihre männlichen Kollegen. Vor allem unzureichende Kinderbetreuung wurde von Frauen als Karrierehemmnis gesehen. Des Weiteren sind Frauen vermehrt bereit ihre akademische Karriere für eine Position außerhalb der Universität aufgrund des hohen Arbeitspensums und der unsicheren Arbeitsbedingungen aufzugeben. Das trifft vor allem für Nachwuchswissenschaftlerinnen und Wissenschaftlerinnen, die sich in der Mitte ihrer Laufbahn befinden, aus den sogenannten „weichen“ Wissenschaften zu.

Außerdem sehen Akademikerinnen die Einstellungs- und Beförderungsverfahren im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen als weniger fair an. Demgegenüber empfinden Akademiker, dass ihr Förderbedarf von ihren ranghöheren Kollegen nicht wahrgenommen und gedeckt wird. Insgesamt äußern die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Befragung den Wunsch, das gesamte Verfahren bei Einstellung und Beförderung von Wissenschaftler/innen neu zu organisieren, flexiblere Möglichkeiten zum Karriereaufstieg zu ermöglichen und dafür neue Positionen zu schaffen sowie die Aufstiegsbedingungen zu verbessern.

Die Ergebnisse der Studien zeigen, dass es unumgänglich ist, den Geschlechterungleichheiten in der akademischen Arbeit mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Vor allem Entscheidungsträger/innen an Hochschulen müssen für Gleichstellungsmaßnahmen am Arbeitsplatz sensibilisiert werden. Zudem ist eine Förderung zur gerechten Aufteilung von Lehr- und Forschungsaufgaben zwischen den Geschlechtern und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie im akademischen Feld notwendig.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Liudvika Leisyte
liudvika.leisyte@tu-dortmund.de

Publikationen zu diesen beiden Forschungsprojekten

- Leisyte, Liudvika; Hosch-Dayican, Bengü (2017): Gender and academic work at a Dutch university. In: Eggins, Heather (Hrsg.): The changing role of women in higher education. Academic and leadership issues. Springer International Publishing Switzerland, S. 95–117.
- Leisyte, Liudvika; Hosch-Dayican, Bengü (2014): Changing academic roles and shifting gender inequalities: A case analysis of the influence of teaching-research nexus on academic career perspectives of female academics in the Netherlands. In: Journal of Workplace Rights, Vol. 17 (2013-2014), No. 3–4, pp. 467–490. DOI: 10.2190/WR.17.3-4.m
- Leisyte, Liudvika; Hosch-Dayican, Bengü (2016): The Managerial University and Changing Academic Work in the Netherlands: Gender Implications. Project Report for the LNVH. Dortmund: Technische Universität.
- Leisyte, Liudvika (2016): New public management and research productivity – a precarious state of affairs of academic work in the Netherlands. In: Studies in Higher Education. Vol. 41, 2016, No. 5, pp 828–846. DOI: 10.1080/03075079.2016.1147721

Weitere Informationen zu den Projekten finden Sie unter:

🌐 www.zhb.tu-dortmund.de/zhb/hdhf/de/forschung/projekte/managerial-university/index.html

🌐 www.zhb.tu-dortmund.de/zhb/hdhf/de/forschung/projekte/academic-work-and-careers/index.html

Jürgen Weibler

Zukunftsfähigkeit des Gender Gaps? Bis auf Weiteres gesichert!

In der Theaterwelt von Shakespeare gab es keine Frauen. Zumindest keine Frauen, die Frauen spielten. Dort waren es verkleidete Männer. So war die *Julia*, die 1597 die Bühne für die Ewigkeit betrat, natürlich ein verkleideter Mann. Auch damals schon waren fast alle entscheidenden Positionen männlich besetzt.

Bekanntlich handelt es sich bei diesem Stück um eine Tragödie und manche mögen die heutige Geschlechterverteilung im Top-Management als eben eine solche empfinden. Doch während Theaterstücke stets zu einem Ende kommen, ist dies für die faire Besetzung von Führungspositionen durch Frauen, insbesondere im Top-Management, zurzeit nicht in Sicht.

Frauen im Top-Management

Der Anteil von Frauen in Top-Führungspositionen in der Wirtschaft schwankt durchaus, doch kann von einem ungebrochenen Trend selbst auf niedrigem Niveau flächendeckend nicht die Rede sein. Nach einer Zusammenstellung der Augsburger Hochschulprofessorin Erika Regnet sind Frauen 2016 in Vorstand und Geschäftsführung bei den Beteiligungsunternehmen des Bundes mit 15,5% vertreten. Bei den Top-200 Unternehmen sind es hingegen nur noch 8,2% und bei den Tec-DAX Unternehmen magere 3,7% (2017, S. 3, zit. dort nach Holst/Wrohlich).

Nach einer Studie des Prüfungs- und Beratungsunternehmens EY (2017a) waren bei den 160 börsennotierten Unternehmen des DAX, MDAX, SDAX und TecDAX zum Stichtag 1. Juli 2017 6,9% der Vorstandpositionen mit einer Frau besetzt, in 75% der Unternehmen fand sich keine und in nur 4% der Unternehmen mehr als eine. Bei den imagemäßig bedeutsamen DAX Unternehmen befindet in 19 der 30 Vorstände mindestens eine Frau. Die besonders hervortretende Position des Vorstandsvorsitzes ist faktisch bislang allerdings außerhalb der Reichweite: Von diesen 160 börsennotierten Unternehmen sind nur drei mit einer Frau besetzt (Aufsichtsräte allerdings deutlich höher, bei den DAX-Unternehmen rund 30%).

In diesem Zuge soll eine scheinbar ungewöhnliche Verschiebung zu der mit der Zurücksetzung typischerweise verbundene niedrigere Entlohnung auch in Top-Positionen nicht unerwähnt bleiben. Eine Studie des US-Forscherinnenteams um Lisa Leslie (2017), erschienen im renommierten

Academy of Management Journal, weist nämlich einen unter spezifischen Bedingungen greifenden Umkehreffekt aus (*Reverse Gender Pay Gap*). Diesen beobachteten sie in Organisationen, die dort so bezeichnete Diversity-Werte realisieren und Praktiken zur Geschlechtervielfalt gerade auch auf obersten Hierarchieebenen umsetzen wollen. Dort werden hochtalentierte Frauen besser als gleichstark gerankte Männer für diese allerdings wenigen infrage kommenden, aber symbolträchtigen Managementpositionen vergütet. Bei den deutschen DAX Unternehmen errechnete EY (2017b) für 2016 einen 5% Verdienstvorteil für weibliche Vorstände auf gleicher Ebene. Hier greift ganz einfach das Marktmodell von Angebot und Nachfrage bei bereits sichtbaren Positionen, u. a. durch Abwerbung.

Dass die Unterrepräsentanz auch ein weltweites Phänomen ist, sei der Vollständigkeit halber hinzugefügt. Und dies, obwohl wie McKinsey (2017) jüngst formuliert – sicherlich in der Richtung auch für die europäischen Ökonomien gültig, die offiziellen Bekenntnisse für eine gleichberechtigte Teilhabe von Frauen an Führungspositionen bei den wirtschaftlich bedeutenden Unternehmen in den USA eine nie dagewesene Breite besitzen und EY (2017a) einen Mentalitätswandel meint feststellen zu können.

Es gibt eine Reihe von Gründen, die hier nicht im Einzelnen angeführt werden sollen, warum sich die Situation so darstellt. Macht als Schlüsselkategorie des Sozialen sticht natürlich darunter besonders hervor (vgl. z. B. Weibler 2016a). An dieser Stelle liegt mir jedoch daran, an diesem immer wieder zu hörenden Mentalitätswandel anzuknüpfen. Sicher, dass Frauen und Führung vielfältiger als zuvor gesehen werden, ist auch meine Erfahrung, aber dass dies bereits automatisch zu einer gerechten Teilhabe von Frauen an unternehmerischer Gestaltungsmacht führen würde, wäre zu kurz gesprungen (wobei „gerecht“ hier nicht operationalisiert werden soll).

Im Folgenden werde ich zur Unterstützung meiner Einschätzung neuere Studien referieren, die uns beispielhaft vor Augen führen, wie lang dieser Weg tatsächlich noch ist (für einen Einblick in grundlegende Studien auf dem Gebiet der geschlechterorientierten Führungsforschung siehe Weibler 2016b). Die handlungspraktische Differenz ist (jenseits der nicht nur hier mit-schwingenden Tendenz zum Machterhalt und zur Machtsicherung bei den auf der Schwelle zur

Top-Verantwortung stehenden Personen, die statistisch überhäufig männlich sind) eben sehr stark auf der Wert- und Einstellungsebene verwurzelt und wird mehrheitlich in der maskulin dominierten Organisationsrealität alltäglich reproduziert. Diese Studien (nach Weibler 2017a) produzieren an sich keine neue Erkenntnis zum Genderphänomen selbst, haben aber als Gemeinsamkeit, sich auf die Zukunftsfähigkeit unserer Gesellschaft zu beziehen (Innovation, Technologie, Technik) und sind in dieser Hinsicht ausgesprochen relevant. Insbesondere räumen sie mit der Hoffnung und immer wieder zu lesenden Wertungen auf, dass die innovations- und digitalgetriebene „neue“ Arbeitswelt eine günstigere Führungssituation für Frauen per se mit sich brächte. Ganz im Gegenteil.

Drei Studien zum Gender Gap mit Fokus Innovation, Technologie und Technik

Studie 1

Start-ups sind Treiber von neuen Geschäftsmodellen und von Wohlstand. In den USA sind sie für fast 20 % der neu geschaffenen Arbeitsplätze verantwortlich. In ihrer Anfangsphase sind sie in aller Regel auf zufließendes Geld angewiesen. Dieses stellen Banken bereit, für risikoreichere, aber damit auch potenziell ertragreichere Vorhaben sind es private und vor allem institutionelle Investoren. Das Hochrisikogeschäft wird nahezu ausschließlich von (international operierenden) Venture Capitalists übernommen.

Die Kriterien einer finanziellen Unterstützung (Kredit) oder Beteiligung (Anteile) variieren, doch ist für die Einschätzung der Rückzahlung/der Rendite typischerweise wichtig: die Zukunftsfähigkeit des Geschäftes, am besten durch eine attraktive Story begleitet, die Einschätzung des Marktzugangs, die Skalierbarkeit des Geschäftsmodells sowie die dafür benötigte Zeitspanne, die Konkurrenzsituation, die Imitier- oder Substituierbarkeit des Produktes bzw. der Dienstleistung, ggf. die Lieferantenmacht und die Befähigung (Erfahrung, Kompetenz) des Managements.

Soweit die Lehrbücher und die Praxisrückmeldungen. Bleiben wir bei der personalen Seite, der Befähigung. Das Geschlecht kommt in dieser Aufzählung nicht vor. Bedeutsam ist es aber trotzdem.

Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang die Studie eines Forscherinnenteams um Alison Wood Brooks von der Harvard University (2014), die die Geschlechterfrage in der Start-up Szene in den Mittelpunkt stellt. In einer Feldstudie interessierten sich die Forscherinnen nicht nur für das Geschlecht als mögliche Größe für eine

Investitionsentscheidung allein, sondern auch für den Zusammenhang von Geschlecht und physischer Attraktivität der Präsentierenden. Dazu nutzen sie 90 Videoaufzeichnungen von realen, erfolgreichen wie nicht erfolgreichen Pitches. Ein Pitch ist eine kurze, in diesem Fall ca. fünf- bis achtminütige Präsentationen einer Gründungsidee und ihrer beabsichtigten Weiterverfolgung zur Gewinnung von Investoren. Es zeigte sich, dass Entrepreneure verschiedenster Sektoren im Vergleich zu Entrepreneurinnen eine 60-prozentig höhere Wahrscheinlichkeit hatten, erfolgreich zu sein. Überdies erklärte die persönliche Attraktivität, allerdings nur bei Männern, den überproportionalen Erfolg statistisch signifikant mit, reichte aber nicht an die Geschlechtervariable heran.

In einer anschließenden Experimentalstudie nutzten die Autorinnen abermals Videos über Gründungsvorhaben, diesmal eingereicht im Rahmen eines Universitätswettbewerbes. Eingeladen waren über 500 Erwachsene, die eine Belohnung für ihre Wahl in Abhängigkeit der Einschätzung von Profis zur Qualität der Gründungsvorhaben erhielten. Das Besondere war, dass diese Videos zwar die Idee vorstellten, die Gründerperson jedoch nicht im Bild zeigten. Diese wurde durch eine hinterlegte männliche oder weibliche Stimme mit identischem Text lediglich repräsentiert. Erneut zeigte sich ein signifikanter Geschlechtereffekt. Knapp 70 % der Befragten wählte ein Vorhaben aus, das durch eine männliche Stimme begleitet wurde und nur gut 30 % entschieden sich für eine Idee, die von einer Frauenstimme erläutert wurde.

In einer dritten, wiederum experimentellen Studie wurde der Attraktivitätseffekt nochmals gesondert fokussiert. Einem Video für einen Pitch wurde ergänzend ein weibliches bzw. männliches Porträtfoto beige-schnitten. Auch hier zeigte sich zunächst einmal der Effekt, dass statistisch überzufällig das Video gewählt wurde, was mit einer männlichen Stimme hinterlegt war. Die Teilnehmenden stuften das identische Vorhaben zusätzlich als überzeugender, faktenbasierter und logischer ein – alles Adjektive, die dem männlichen Geschlechterstereotyp entsprechen. Die Bereitschaft, zu investieren, stieg zudem deutlich, wenn die Fotografie des Mannes als attraktiv erlebt wurde. Hier fanden sich bei dem weiblichen Bild keine statistisch abgesicherten Unterschiede, was allerdings gar nicht überraschend gewesen wäre, denn Studien zum Aufstieg von Frauen in höchste Führungspositionen sehen diese mit der wahrgenommenen physischen Attraktivität verbunden (durch die dann besondere Salienz des prototypisch Geschlechtlichen, anschaulich dazu Weibler 2016c).

Studie 2

Eine recht originelle Erweiterung der Überprüfung von Geschlechterstereotypen mit Technikbezug lieferte jüngst Marek Posard von der University of Maryland (2014). Er ließ Studierende mit einem *Computer* interagieren. Vordergründig ging es um das Austesten von zukünftigen Prüfungsfragen. Gaben die Studierenden eine Antwort ab, bezifferte der Computer die Wahrscheinlichkeit des Zutreffens dieser Antwort. Am Ende wurden die Studierenden zunächst aufgefordert, einige Fragen zur Charakterisierung des Computers, wie man es aus menschlichen Interaktionen kennt, zu beantworten. Dann wurden die beiden entscheidenden Fragen gestellt:

Die Studierenden sollten angeben, als wie leistungsfähig sie die Computer erachteten und welche Kosten der Universität wohl entstehen würden, sollte diese den Computer erwerben. Hier gab es nur einen einzigen Unterschied: Einem Teil der Studierenden wurde bei der Einführung zum Experiment mitgeteilt, dass der Name des Computers „James“ sei (symbolisiert durch eine blaue Harddisk), einem anderen Teil, dass es sich um eine „Julie“ handelt (symbolisiert durch eine pinke Harddisk). Die Personalisierung wurde im Verlauf bei Computerrückmeldungen verstärkt („James / „Julie“ – „He“ / „She“). Während die Studierenden keinen signifikanten Unterschied bei der Bewertung der Leistungsfähigkeit des Computers angaben, lässt ihre Antwort zu den Anschaffungskosten von „James“ vs. „Julie“ allerdings aufhorchen. Der „männliche“ Computer wurde als deutlich teurer eingeschätzt und zwar um bemerkenswerte 1.490 \$ (5.870 \$ vs. 4.380 \$). Sogar eine „weibliche“ Maschine ist demnach weniger wert als ihr ansonsten völlig identischer „männlicher“ Counterpart. Technik wird danach genderspezifisch aufgeladen und dürfte nicht zuletzt erfahrungsgetriebenes Resultat einer zuvor recht stabilen Konditionierung von Technik und Geschlecht des Anwenders sein.

Studie 3

Mit Blick auf die Wirkung eines typischen *Algorithmus*, so wie er vielfach programmiert wird, haben die Forscherinnen Anja Lambrecht (London Business School) und Catherine Tucker (MIT) auf Facebook untersucht, inwieweit eine eigentlich vordergründig geschlechtsneutrale Programmierung Frauen zum Nachteil gereichen kann. Es ging um eine geschaltete Werbung, die Jobangebote für die Bereiche Wissenschaft, Technologie, Ingenieurwesen und Mathematik zum Gegenstand hatte. Dies sind wiederum typischerweise Berufsfelder, in denen Frauen bislang geringer als Männer vertreten sind, die aber gleichzeitig

zentrale Zukunftsfelder bearbeiten. Der Algorithmus war so programmiert, dass er pro Klick eine an den Betreiber zu zahlende Höchstvergütung und ein Tageslimit vorsah. Standard also.

Die Befunde waren, dass Frauen diese Anzeige um 20 % weniger häufig zu sehen bekamen, in der Altersspanne von 18–34 Jahren sogar um 40 % weniger, und falls Frauen diese Anzeige zu sehen bekamen, sie diese jedoch häufiger anklickten. Die entscheidende Frage ist hier: Warum bekamen Frauen dieser Altersgruppe die Anzeige weniger häufig zu sehen?

Die Antwort ist marktgetrieben: Für die jüngeren Alterskategorien sind die Produkt- und Servicepreise generell deutlich höher als jene für Männer. Entsprechend wird bei Maßgabe der Maximierung des Verbreitungsgrades kostenoptimal vom Algorithmus agiert, da die Höchstgrenze häufiger als bei Männern ausgereizt werden muss. Die höheren Preise kommen dadurch zustande, dass Frauen in dieser Kategorie höherwertige Produkte/Dienstleistungen suchen, ausgabe-freudiger sind, weil sie häufiger als Männer das Haushaltsbudget für diese Warenklassen verwalten, aber manchmal auch für identische Waren mehr zahlen müssen als Männer, weil das System einen höheren Preis für Frauen anzeigt. Und dann klicken sie noch häufiger und erreichen tiefere Konversionsstufen. Vergleichbare Testbefunde fanden sich für Google Adwords, Twitter und Instagram.

Schlussbemerkung

Sicher, diese Studien bilden die Lage nicht flächendeckend ab, fügen sich jedoch nahtlos in die Diskussion innerhalb der Führungslehre ein und wirken durch ihre praktische Relevanz und/oder Anschaulichkeit. Die Situation zur fairen Teilnahme weiblicher Führungskräfte am Wirtschaftsgeschehen ist höchst unerfreulich. Für viele überraschend ist, dies aber nur am Rande, dass die Situation in NPO nicht wirklich besser aussieht. Je größer und wirtschaftsnäher eine NPO ist, desto eher wiederholen sich ebenfalls dort die bekannten Muster (Weibler 2017c). Niemand sollte sich auch angesichts der referierten Studien dem Trugschluss hingeben, dass ein Automatismus zur Verbesserung einsetzt, auch Rückschritte sind möglich. Dort, wo der Marktmechanismus es verlangt, wozu auch Reputationseffekte zu zählen sind, wird sich auch ohne Eingriff eine Verbesserung ergeben. Dies wird natürlich nicht reichen.

Besonders gravierend und viel zu wenig gesehen ist meiner Meinung nach, dass der Gender Gap auch dort greift, wo die Zukunftsfähigkeit der Gesellschaft im Wirtschaftskontext entschieden

wird. Wenn man es auf einen Begriff bringen möchte (denn sehr viele Start-ups treiben sie selbst voran): Digitalisierung des Arbeitslebens. Wir müssen heute davon ausgehen, dass sie keine Grenzen kennt und vielfältigste Auswirkungen nach sich zieht. Leichter wird die Digitalisierung die Einlösung der Chancengleichheit nicht machen.

Literatur

- Brooks, A. W./Huang, L./Kearney, S. W./Murray, F. E. (2014): Investors prefer entrepreneurial ventures pitched by attractive men. In: PNAS Early Edition, 1–5.
- EY (2017a): Frauenanteil in deutschen Vorstandsetagen steigt – vor allem bei DAX-Konzernen. <http://www.ey.com/de/de/newsroom/news-releases/ey-20170710-frauenanteil-in-deutschen-vorstandsetagen-steigt-vor-allem-bei-dax-konzernen>. Abgerufen am 11.11.2017.
- EY (2017b): DAX-30-Vorstandsvergütung: Weibliche Vorstände stellen Männer in den Schatten. <http://www.ey.com/de/de/newsroom/news-releases/ey-20170929-dax-30-vorstandsverguetung-weibliche-vorstaende-stellen-maenner-in-den-schatten>. Abgerufen am 11.11.2017.
- Kelan, E. K. (2017): Men Doing and Undoing Gender at Work: A Review and Research Agenda. In: International Journal of Management Reviews (online first: DOI 10.1111/ijmr.12146).
- Lambrecht, A./Tucker, C. (2017): Algorithmic Bias? An Empirical Study into Apparent Gender-Based Discrimination in the Display of STEM Career Ads. In: SSRN Electronic Journal. 4. August 2017.
- Leslie, L. M./Manchester, C. F./Dahm, P. C. (2017): Why and When Does the Gender Gap Reverse? Diversity Goals and the Pay Premium for High Potential Women. In: Academy of Management Journal 60, 2, 402–432.
- McKinsey & Company (2017): Women in the Workplace. <https://womenintheworkplace.com/>. Abgerufen am 10.10.2017.
- Posard M. N. (2014): Status processes in human-computer interactions: Does gender matter? In: Computers in Human Behavior 37, 189–195.
- Regnet, E. (2017): Frauen ins Management, Göttingen.
- ZEIT online (2017): In drei von vier Vorständen sitzen nur Männer. 10. Juli 2017.
- Weibler, J. (2016a): Frauen als Fremdkörper im Management? E-Book, Hemer.
- Weibler, J. (2016b): Personalführung, 3. Aufl., München.
- Weibler, J. (2016c): „Beauty is the Beast“ – Wo weibliche Schönheit Führungspositionen verschließt. <https://www.leadership-insiders.de/beauty-is-the-beast-wo-weibliche-schoenheit-fuehrungspositionen-verschliesst/>. Abgerufen am 11.11.2017.
- Weibler, J. (2017a): Führungsnachteil Frau – Neue Studien zum Gender Gap. <https://www.leadership-insiders.de/fuehrungsnachteil-frau-neue-studien-zum-gender-gap/>. Abgerufen am 11.11.2017.
- Weibler, J. (2017b): Weibliche Führungskräfte in NPO – Exklusion von der Macht? In: Verbands-Management (VM) 43, 21–27.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Jürgen Weibler
juergen.weibler@fernuni-hagen.de
www.leadership-insiders.de

Sabine Hering

In Potsdam soll im Angesicht von 100 Jahren Frauenstimmrecht 2018/19 ein ‚Frauenwahllokal‘ entstehen

Als die ‚gemäßigte‘ Hanna Hellmann 1919 schrieb, das Frauenstimmrecht sei nicht „der Zufälligkeit verdankt, dass eine Partei zur Herrschaft kam, für die das Frauenstimmrecht Programmforderung war“, sondern, sie sei „gekommen als das Zeitgemäße“, hat sie eine Reihe von Fakten übersehen bzw. verschwiegen. Sie hat ‚unterschlagen‘, dass auch innerhalb der Frauenbewegung das Stimmrecht durchaus nicht übergreifend als ‚das Zeitgemäße‘ betrachtet wurde,

sondern teilweise auf erhebliche Kritik stieß (so z.B. bei Paula Müller-Otfried vom Deutsch-Evangelischen Frauenbund). Weiterhin: Dass das Stimmrecht nicht auf Eigeninitiative der ‚herrschenden Partei‘, sondern erst durch das Vorpreschen der (von Anita Augspurg und Lida Gustava Heymann ‚gecoachten‘) bayerischen Räterepublik Kurt Eisners auch im Reich eingeführt wurde. Und last, but not least: Dass auch dieser Schritt nur möglich geworden war, weil die SPD die ein-



zige Partei war, welche das Frauenstimmrecht bis zum Ende des Kaiserreichs befürwortet hat, auch wenn sie es aufgrund des Widerstands aller anderen Parteien nicht durchsetzen konnte.

Die bürgerliche deutsche Frauenbewegung ihrerseits hat sich den Zugang zum Frauenstimmrecht durch einen vehementen Einsatz im Ersten Weltkrieg erdienen wollen. Ihre Mobilisierung der ‚Heimatfront‘ sollte ein Äquivalent zu dem Einsatz der Frontsoldaten sein, welcher vielfach als Begründung für das männliche Wahlrecht herangezogen wurde. Dass dieser Einsatz der Frauen in der Osterbotschaft des Kaisers 1917 nicht gewürdigt wurde, hat zwar zur Radikalisierung innerhalb der deutschen Frauenbewegung geführt, aber nicht verhindern können, dass ihnen das Stimmrecht im Endeffekt nicht durch die Anerkennung ihrer Verdienste, sondern durch einen revolutionären bayrischen ‚Geniestreich‘ verliehen wurde. Und es hat dazu geführt, dass dieser ‚vergeblich dienende‘ Einstieg in den ‚Staat‘ über Jahrzehnte hinweg die Frauen daran gehindert hat, den Weg in die Gleichberechtigung erhobenen Hauptes zu beschreiten.

Diese und eine ganze Reihe weiterer Fakten, die im allgemeinen Bewusstsein nicht präsent sind, aber es durchaus verdienen, weiter verbreitet zu werden, haben in Potsdam dazu geführt, dass eine Initiativgruppe sich aufgemacht, ein Frauenwahllokal zur Erinnerung an die Anfänge – und zur Ermahnung an die Folgen zu gründen. Ihr parteiübergreifender Aufruf lautet folgendermaßen:

„Liebe Freundinnen, Genossinnen und Kolleginnen, es gibt viele Gründe im Jahr 2018 in Potsdam ein ‚Frauenwahllokal‘ zu eröffnen. Zum einen gilt es, die Einführung des Frauenstimmrechts vor 100 Jahren zu würdigen. Es geht aber auch darum zu klären, was Frauenpolitik auf lo-

kalpolitischer Ebene überhaupt bedeutet – was es zu fordern und zu fördern gilt.

Wie könnte das Frauenwahllokal aussehen?

Das Frauenwahllokal sollte in der Innenstadt von Potsdam beheimatet sein und – wenn auch auf kleinem Raum – ein reiches Angebot an Informationsmaterial, einen thematisch sortierten Handapparat, Möglichkeiten für Kleingruppenarbeit, Veranstaltungen im kleinen Kreis (max. 40 Personen) und dazu ein kleines, aber feines Angebot an Getränken und Speisen, aber vielleicht auch eine Waschmaschine und IT-Nutzung im Angebot haben.

Was soll das Frauenwahllokal bewirken?

Das Lokal soll unterschiedlich politisch motivierten Frauen einen Raum für Diskussionen und Initiativen bieten; es soll durch Lesungen und Events auf aktuelle frauenpolitische Themen aufmerksam machen und es soll – als anheimelnder Standort in der Potsdamer Einkaufszone – ein Ort sein, an dem frau sich für eine Weile niederlassen kann, um zu lesen, zu plaudern und im Glückfall Teil einer neuen Frauenbewegung zu werden.

Wie lässt sich das möglich machen?

Das Frauenwahllokal sollte als Projekt zunächst auf die Jahre 2018 und 2019 beschränkt werden, um den Bezug zur Geschichte des Frauenstimmrechts in den Vordergrund zu stellen. Falls sich daraus eine potente Initiativgruppe für weitere Aktivitäten ergibt – umso besser.“

Die Potsdamerinnen würden sich freuen, wenn dieses Modell auch in anderen Städten zu der Gründung von Frauenwahllokalen führen und damit zu neuen politischen Aufbrüchen einer Frauenbewegung in Deutschland beitragen würde.

Kontakt und Information
Sabine Hering
hering@kulturareale.de

Tagungsberichte

Birgitta Wrede, Ilona Pache

Arbeitstagung der Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG) 2017

Die diesjährige Tagung der Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG) fand vom 27. bis 28. September 2017 an der Universität zu Köln statt. Ausgerichtet wurde die Arbeitstagung von GeStiK - Gender Studies in Köln. 150 Wissenschaftler_innen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz diskutierten aktuelle Entwicklungen in den Gender Studies mit Fachkolleg_innen. Der qualifizierte Erfahrungsaustausch innerhalb des Dachverbandes KEG reflektierte vor allem Formen und Strategien der Institutionalisierung, identifizierte Fallstricke der Hochschulpolitik und trug dazu bei, Geschlechterforschung als institutionalisierte Wissenschaft weiter zu entwickeln.

Die immer aktuellen Fragen auf den Tagungen der KEG beziehen sich auf die wichtigen Strukturen und Institutionen der Gender Studies: die Zentren, die Studiengänge und weitere Institutionalisierungsformen. Das Programm gab Raum für innovative Themen, die strukturelle Veränderungen der Wissenschaftspraxis und Hochschulentwicklung aufgriffen (z. B. Open Digital Science), aber auch für wiederkehrende Anliegen (wie Diversity-Politiken und didaktische Anliegen) sowie für die Fortsetzung von im Rahmen der KEG verbindlich gewordenen Zusammenhängen (z. B. fachlich orientierte Arbeitsgruppen).

Auf dem Programm standen Themen von übergeordneter Relevanz wie die sich aus der ausweitenden Digitalisierung der Wissenschaft ergebenden Chancen und Herausforderungen für die Geschlechterforschung. Darüber hinaus wurden spezielle Fragen nach der Situation der Genderstudiengänge, nach curricularen Setzungen und neuen Methoden sowie nach den Perspektiven des Nachwuchses der Gender Studies thematisiert. Weitere Arbeitsgruppen zu Medizin, Kunst und Wirtschaftswissenschaften haben sich mit den jeweils besonderen Aspekten von noch am Beginn einer Etablierung von Genderaspekten befindlichen Fächern beschäftigt. Zentral war auf der Konferenz auch wieder der Austausch zu Überschneidungen und dem Zusammenspiel der

Arbeitsfelder Gleichstellungspolitik, Diversity und Geschlechterforschung.

Die AG *Open Digital Science in der Geschlechterforschung* thematisierte damit verbundene Chancen, Herausforderungen und Handlungsfelder. Als wissenschaftliches Feld reagiert die Geschlechterforschung derzeit auf den digitalen Wandel ihrer Lehr-, Forschungs- und Kommunikationsweisen. Dieser Prozess bewegt sich in Richtung „Open Science“ und wird von einer Trias struktureller Veränderungen hin zu einer Digitalisierung, Internationalisierung und Individualisierung der Wissenschaftspraxis und Hochschulentwicklung geprägt. Wie die Einrichtungen für Geschlechterforschung mit diesem Trend umgehen, stand im Fokus dieser Arbeitsgruppe.

Die Chancen des Open-Access-Publizierens wurden und werden immer noch kontrovers diskutiert: Erhöhte Sichtbarkeit, direkter Zugriff, höherer Qualitätsdruck, deutlichere Transparenz und Überwindung von Wissensasymmetrien stehen dabei im Mittelpunkt. Ab 2020 sollen wissenschaftliche Artikel in Europa frei zugänglich sein, Forschenden genauso wie der breiten Gesellschaft. Darüber hinaus wird auch „Open Science“ eine tragende Rolle für Forschung und Innovation zugeordnet. Die Chancen der Digitalisierung sollen auf diese Weise konsequent genutzt werden, um alle Bestandteile des wissenschaftlichen Prozesses über das Internet offen zugänglich und nachnutzbar zu machen. Der Begriffsinhalt umfasst den gesamten Prozess der wissenschaftlichen Forschung, so z.B. die Bereitstellung von Forschungsdaten, die Öffentlichmachung von Forschungsprozessen, aber auch die gesamte Bandbreite neuer Kommunikations- und Interaktionsmöglichkeiten in der scientific community, etwa in Form von digitalen Forschungsumgebungen. Mit diesem Szenarium setzte sich die AG kritisch auseinander und diskutierte die Fragen nach den Chancen, Herausforderungen und Handlungsfeldern des Digitalisierungs- und Open-Science-Trends für die Zentren, Institutionen und Akteur_innen der deutschsprachigen Geschlechterforschung.

In der AG *Ein queeres Profil für einen Gender Studies Studiengang?* wurde der neue interdisziplinäre und hochschulübergreifende Master „Gender und Queer Studies“ vorgestellt, der im Wintersemester 2017/18 in Köln startete. In Anlehnung sowohl an die Frage von Herausforderungen für die Genderstudiengänge als auch zu den Entwicklungen der Gender Studies Studiengänge wurden die Bedingungen, Potenziale und Herausforderungen des allein schon durch seine Beteiligungen komplexen Masters vorgestellt. Insbesondere wurde die „queere“ Konzeption hinsichtlich damit einhergehender, widersprüchlich erscheinender Anforderungen, wie „kritische Theorie“ vs. Institutionalisierung; Uneindeutigkeit und Offenheit vs. Kernlehre und Profilschärfung; Denaturalisierung und Dekonstruktion vs. Kanonisierung und („Qualitäts“-) Management; Verunsicherung vs. Absicherung; Zulassung vs. Ausschlüsse und Intervention vs. Standardisierung diskutiert.

Die AG *Ein Kerncurriculum für die Gender Studies?* diskutierte diese im Rahmen der KEG immer wieder auftauchende Grundsatzfrage. Die recht junge Forschungslage über das Ausbildungswissen der Gender Studies verweist darauf, dass die ‚Schnittmenge‘ gemeinsamer, standortübergreifender Wissensbestände in den modularisierten Studiengängen der einzelnen Hochschulen schwer identifizierbar ist. Damit einhergehende Fragen sind: Brauchen die Gender Studiengänge ein (standortübergreifendes) Kerncurriculum? Ist eine Kanonbildung längst überfällig? Zentral waren dabei zwei Aspekte: Inwieweit festigt ein verbindliches – identitätsstiftendes – Kerncurriculum die (oftmals unter Legitimationsdruck stehenden) Gender Studies insgesamt? Und inwieweit bietet ein verbindliches Kerncurriculum der Gender Studies ein Instrumentarium für professions- und wissenschaftspolitische Handlungsoptionen und -strategien?

Die AG *Herausforderungen für die Vermittlung von Genderkompetenz – Zur Implementierung von Gender in E-Learning Bereiche* diskutierte Fragen der didaktischen und methodischen Umsetzung, die sich in Seminaren mit Genderbezug beim Einsatz von E-Learning bzw. Blended Learning Szenarien stellen. Wie können eine grundlegende Vermittlung von Gendertheorien und die Förderung der Genderkompetenz der Studierenden gelingen? Welche Möglichkeiten aber auch Hürden bringt E-Learning mit sich? Ähnliche Herausforderungen stellen sich für die Qualifizierung von Lehrenden, weil bei der Implementation von Gender in die Lehre digitale Lehr-Lernformate zunehmend genutzt werden. In der Arbeitsgruppe wurden Fragen und Probleme der Umsetzung von Genderthemen mit E-Lear-

ning Bezug in die Lehre diskutiert, Lehr-Konzepte und Strategien vorgestellt sowie Lösungsmöglichkeiten für spezifische Probleme erörtert.

Die AG *Lehr-Lern-Spiele als innovative Instrumente des Wissenstransfers und des Wissenschaftsdialogs in der Geschlechterforschung und Gleichstellungsarbeit* stellte zwei Formate dieser kritischen Wissensvermittlung vor. Beim am Braunschweiger Zentrum für Gender Studies entwickelten „Identitätenlotto: Ein Spiel quer durchs Leben“ war Ausgangspunkt der Spielentwicklung die Erfahrung, dass trotz einer Wissensvermittlung zu Vielfalt in geschlechtlicher und intersektionaler Hinsicht sowie der Problematisierung von Stereotypisierungen immer wieder Vereinfachungen und Vereindeutigungen die Oberhand gewinnen. Das Spiel „Identitätenlotto“ will Vielfalt sowie Intersektionalität als gesellschaftliche Ungleichheitsstrukturen erfahrbar machen, dabei aber auch Raum für Handlungsoptionen geben. Das am Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung der Universität Bern (IZFG) entwickelte elektronisches Lernspiel zur gendersensiblen Berufswahl „like2be: Welcher Job passt zu wem?“ ermöglicht Jugendlichen, ihren Berufswahlhorizont zu erweitern, Geschlechterstereotype zu dekonstruieren und ein reflektiertes Verhältnis zu den eigenen Berufswünschen zu entwickeln. Mehrere Evaluationen verdeutlichten das große Potential der Sensibilisierungsarbeit in Form eines solchen Lernspiels. Gleichzeitig zeigte sich, dass didaktische Begleitmaterialien notwendig sind, um die Lehrpersonen zu befähigen, das elektronische Lernspiel in eine Unterrichtseinheit einzubetten und die Jugendlichen mit ihren Fragen und Erfahrungen nach dem Spiel zu begleiten. Die Arbeitsgruppe gab Raum für eine vertiefte Diskussion und Erfahrungsaustausch zum Thema Lehr-Lernspiele als Methoden des Wissenstransfers in der Geschlechterforschung sowie der Gleichstellungsarbeit.

Die AG *Im Dialog* fokussierte Berufsperspektiven in/mit den Gender Studies. Auf Grundlage mehrerer Absolvent_innenstudien wurden die Herausforderungen von Genderexpert_innen und Genderforscher_innen in Deutschland, Österreich und der Schweiz problematisiert. Mit zunehmenden Studierendenzahlen und zunehmenden Absolvierendenzahlen kann auf einer oberflächigen Ebene, die Finanzierungsprobleme und exkludierende Exzellenzstandards ausblendet, von einem Erfolg der Gender Studies gesprochen werden. Doch welche Perspektiven und Tätigkeitsfelder eröffnen sich für die Absolvierenden? Welche Berufslaufbahnen ergeben sich sowohl im Bereich der Forschung, des Wissenschaftsmanagements als auch in der Praxis, bspw. in Gleichstellungseinrichtungen?

Diese Fragen wurden in Bezug auf sich eröffnende neue, andere, innovative Berufsperspektiven erörtert. Dabei wurde fokussiert, wie geschlechtertheoretische Erkenntnisse zu einer emanzipatorischen Transformation gesellschaftlicher Verhältnisse beitragen können.

Die AG *Gleichstellungspolitik und Gender Studies an Kunsthochschulen und -universitäten* widmete sich den Themenfeldern „Berufungen“ und „sexuelle Belästigung“. Berufungsverfahren stellen zentrale Einflussmöglichkeiten für Akteur_innen der Gender Studies und Gleichstellungspolitik dar. Der Austausch dazu orientierte sich an diesen Fragen: Gibt es an den Kunsthochschulen/Kunst-Universitäten eine aktive Suche der Berufungskommissionen nach Kandidatinnen, wenn sich zu wenige Frauen auf eine Stelle beworben haben? Wie wird diese Suche praktisch durchgeführt? Und wie gestaltet die Fachkultur die Gender Studies: In welcher Weise wird sie gelebt, ist Gender ein Forschungs- und Lehr-Schwerpunkt oder nicht? Wenn nicht, warum nicht? Wenn ja, in welcher Weise und von wem wird er getragen? Das Thema „sexuelle Belästigung“ gehört zu den besonderen Problembereichen von Kunsthochschulen und -universitäten, denn ein sehr enges Betreuungsverhältnis und hauptsächlich auch der Einzelunterricht (v.a. an Musikhochschulen/-universitäten) führen immer wieder zu schwierigen Situationen. Diese Fragen leiteten den Austausch: Welche Formen der sexuellen Belästigung sind an unterschiedlichen Kunsthochschulen bzw. Kunstuniversitäten bekannt (geworden)? Gibt es eine rechtliche Beratung für die unterschiedlichen Statusgruppen? Welche Anlaufstellen für Beschwerden gibt es an den Institutionen? Werden die Frauenbeauftragten/Gleichstellungsbeauftragten bzw. die zuständigen Koordinationsstellen für Frauenförderung und Gender Studies in Weiterbildungsmaßnahmen dahingehend integriert? Welche Maßnahmen gibt es diesbezüglich an den unterschiedlichen Kunsthochschulen oder -universitäten? Wie wird ein Fehlverhalten an den Kunsthochschulen bzw. Kunstuniversitäten sanktioniert bzw. bestraft? Welche Konsequenzen hat sexuelle Belästigung oder sexuelle Nötigung?

Die AG *Vermittlung von Gender- und Gleichstellungskompetenz für Mitglieder von Universitätsgremien und Lehrende in der Medizin* thematisierte die strukturelle Verankerung von Genderaspekten und deren konkrete Umsetzung in der Lehre und der Gremienarbeit. Zentral war dabei der Austausch zu Erfahrungen, Tools, Methoden unter folgenden Fragestellungen: In welchen Gremien (z.B. Universitätsrat, Senat, Kommissionen) sind Gender- und Gleichstellungskompetenz strukturell, d.h. systematisch,

kontinuierlich und damit verbindlich verankert? Welche Gender- und Gleichstellungskompetenz(en) der einzelnen Mitglieder dieser Gremien sind für eine professionelle Gleichstellungsarbeit notwendig? Was sollten diese Personen wissen, können, tun? In welchen Formaten können diese Kompetenzen vermittelt werden? Wie gelingt die Vermittlung von Genderkompetenz für Lehrende (in der Medizin)? Am Ende der Sitzung wurde eine Liste von erfolgreichen Konzepten und Maßnahmen im Sinne einer „best practice“ Sammlung erstellt.

In der AG *Implementierungsstrategien geschlechtersensibler Medizin an Europäischen Hochschulen* wurde eine Studie zum Thema vorgestellt. Geschlechtssensible Medizin (GSM) begann sich Anfang der 2000er Jahre als Disziplin an den medizinischen Hochschulen in Deutschland und Europa zu manifestieren. In den vergangenen 15 Jahren wurden Verbände, Institute, Lehrstühle und Arbeitsgruppen gegründet, welche eine Infrastruktur etabliert haben, um GSM zu fördern und ihre Implementierung in der medizinischen Ausbildung zu fördern. Die heterogene Zusammensetzung der diversen Institute, Zentren und Arbeitsgruppen in Europa sowie das Fehlen von Richtlinien und die Verschiedenheit der Kontexte (auch innerhalb eines Landes) führten zu unterschiedlichen Varianten von Implementierungsstrategien. Die wichtigste Erkenntnis der Studie lautet, dass Innovation von individuellem Engagement befeuert wird – die Leidenschaft der Pionier_innen auf diesem Gebiet hat eine beeindruckende Vielfalt von Ansätzen zur Verbesserung der medizinischen Ausbildung hervorgebracht. Zentrale Aspekte, um GSM erfolgreich zu implementieren, sind: Zeit, Alliierte, Geld, Pilot-Projekte und dauerhaftes Engagement der Anwender_innen.

Die AG *Geschlechterforschung in den Wirtschaftswissenschaften* bot Gelegenheit, sich über den gegenwärtigen Stand auszutauschen. Thematisiert wurden Probleme der Institutionalisierung der Geschlechterforschung in den Wirtschaftswissenschaften; dominierende und fehlende Themen, Theorien und Methoden; „Adding Women“ (Sandra Harding) als vorherrschendes Prinzip; die unheilvolle Nähe von Feminismus und Neoliberalismus (Nancy Fraser) sowie Ansätze pluraler feministischer Ökonomie. Ein zu diesen Fragestellungen in Vorbereitung befindliches Projekt wird sichtbar machen, ob und wie die Geschlechterforschung in Forschung, Lehre und Nachwuchsförderung in den Wirtschaftswissenschaften an den Hochschulen im deutschsprachigen Raum verankert ist.

Die AG *Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung – Wirksamkeit des wechselseitigen*

Wissenstransfers setzte die Verständigung über die Frage, wie Räume für den Austausch zwischen Geschlechterforschung und Gleichstellungspolitik aussehen und im Arbeitsalltag institutionalisiert werden könnten, fort. Diskutiert wurden konkrete Formen der Zusammenarbeit, die einerseits eine nachhaltige Kommunikation zwischen den Bereichen ermöglichen und die andererseits ein produktives Mit- und Nebeneinander in den Blick nehmen, das auch als eine politische Strategie zur Positionierung gegenüber den Ministerien und Präsidien genutzt werden kann, um sich wechselseitig zu stärken und im Sinne einer gemeinsamen Agenda zu agieren. Unter Bezugnahme auf aktuelle Studien stand zum einen die Frage der Wirksamkeit des wechselseitigen Wissenstransfers im Fokus. Zum anderen wurde erörtert, welche Inhalte, Themen und Veranstaltungsformate für die „communities“ der Geschlechterforschung und der Gleichstellungspraxis gleichermaßen interessant sind, um einen Austausch ‚auf Augenhöhe‘ zu ermöglichen.

Die AG *Institutionalisierung von Gender und Diversity Policies* thematisierte das Phänomen, das seit einigen Jahren Hochschulen in Deutschland in Ergänzung zu gleichstellungspolitischen Strategien eigene Diversity Policies entwickeln und entsprechende Strukturen aufbauen. Diese Entwicklung wird sehr unterschiedlich bewältigt. Die strategische Verankerung von Diversity Policies erfolgt auf verschiedenen Wegen: Einige Hochschulen entwerfen eigene Diversity-Konzepte in Abgrenzung zu Gleichstellungsstrategien, andere Hochschulen binden Gleichstellungsstrategien mit anderen strategischen Handlungsfeldern wie bspw. Inklusion oder Internationalisierung in den Entwurf von Diversity Policies ein. Viele Hochschulen implementierten Prorektorate oder Vize-Präsidien, die Gleichstellungs- und Diversitätsstrategien verantworten. Auf der operationalen Ebene zeigt die Institutionalisierung von Diversity Policies sehr unterschiedliche Kooperationsformen mit den Gleichstellungsstrukturen, die von der Verantwortlichkeit der Gleichstellungsbüros für die Entwicklung und Umsetzung von Diversity Policies, über den Aufbau zusätzlicher Stabsstellen für Gender & Diversity (Management) bis zu

Struktur-Modellen reichen, in denen Gleichstellung unter dem Dach Diversity verortet ist. In der Arbeitsgruppe wurde erörtert, in welchem Zusammenhang Gender und Diversity Policies an den Hochschulen gedacht und verhandelt werden, wie dies konzeptionell und strukturell umgesetzt wird, wie diese Entwicklungen zu bewerten sind und unter welchen Prämissen sie perspektivisch erfolgreich zu einem Kulturwandel an Hochschulen führen können.

Ausführliche Protokolle der AGs sind auf der Homepage der KEG zu finden:

🌐 www.genderkonferenz.eu

Hier gibt es unter Kontakt die Möglichkeit, sich in die Mailingliste einzutragen. Informationen können über diese Mailingliste von den Eingetragenen verteilt werden.

Die 16. Arbeitstagung der KEG wird am 26. und 27. September 2018 im Zusammenhang mit der Jahrestagung der Österreichischen Gesellschaft für Geschlechterforschung (ÖGGF) an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien stattfinden. Initiativen zur Ausgestaltung von AGs sind jederzeit herzlich willkommen. Bitte beachten Sie auch den Call, der Sie über die üblichen Verteiler erreichen und auf der Seite der KEG im Netz zu finden sein wird. Wir freuen uns auf eine rege und vielseitige Beteiligung.

Die Sprecher_innen der KEG:

Dr. Birgitta Wrede (Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung (IZG), Universität Bielefeld)
birgitta.wrede@uni-bielefeld.de

Dr. Ilona Pache (Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG), HU Berlin)
ilona.pache@gender.hu-berlin.de

Dr. Michèle Amacker (Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung, Universität Bern)
michele.amacker@izfg.unibe.ch

Dr. Andrea Ellmeier (Universität für Musik und bildende Kunst und Musik, Wien)
ellmeier-a@mdw.ac.at

Kontakt und Information

Dr. Birgitta Wrede
Universität Bielefeld
Interdisziplinäres Zentrum für
Geschlechterforschung (IZG)
Tel.: 0521 106-4472
birgitta.wrede@uni-
bielefeld.de
www.uni-bielefeld.de/IZG



Teilnehmer_innen der Konferenz.



Plenarvortrag von Prof. Dr. Almira Ousmanva.



Einige der Gäste auf der Podiumsdiskussion.

Lisa Krall, Susanne Völker

Aktuelle Herausforderungen der Geschlechterforschung

Bericht zur trinationalen Tagung vom 28. bis zum 30.09.2017 an der Universität zu Köln

Vom 28. bis 30. September 2017 fand an der Universität zu Köln die erste gemeinsame Konferenz der Fachgesellschaften Geschlechterstudien e.V. (Deutschland), der Österreichischen Gesellschaft für Geschlechterforschung (ÖGGF) und der Schweizer Gesellschaft für Geschlechterforschung (SGGF) statt. Inhaltlich mitkonzipiert und organisatorisch geleitet wurde sie von der zentralen wissenschaftlichen Einrichtung Gender Studies in Köln (GeStiK) der Universität zu Köln.

Das Thema der Tagung „Aktuelle Herausforderungen der Geschlechterforschung“ war mehrdeutig und anspruchsvoll: Zum einen zeigen sich die Gender Studies als ein multi- und interdisziplinäres Feld, von dem innovative Impulse in unterschiedliche Disziplinen ausgehen. Wie die internationalen Diskurse der Gender Studies und ihre Verflechtungen mit anderen Denkströmungen zeigen, nehmen sie eine wichtige Perspektive ein, um gegenwärtige Herausforderungen angemessen auszuloten und zu beantworten. Zum anderen werden gegenwärtig Herausfor-

derungen (nicht allein) an die Gender Studies herangetragen, sehen sich Vertreter_innen in unterschiedlichen wissenschafts- und hochschulpolitischen Zusammenhängen, aber auch in medialen und öffentlichen, zivilgesellschaftlichen Debatten wissenschaftsskeptischen und populistischen, verzerrten und mitunter demagogischen Angriffen gegenüber, denen es zu entgegnen und deren Beweggründe es zu analysieren gilt. Der erste Tagungstag (28.09.) war den Verhandlungen dieser unterschiedlichen Herausforderungen gewidmet. Bereits in ihrer Eröffnung der Tagung wies Prof. Dr. Susanne Völker (Direktorin der zentralen Einrichtung Gender Studies in Köln (GeStiK), 1. Sprecherin der Fachgesellschaft Geschlechterstudien e.V. (D)) darauf hin, dass mit der europäischen Abschottung und dem Aufschwung rechtspopulistischer Kräfte Politiken der Differenzsetzung, der Betonung des vermeintlich ‚Eigenen‘, ‚Eindeutigen‘, ‚Mehrheitlichen‘ zunehmen. Es sei daher auch eine Aufgabe der Wissenschaft, mithin der Gender Studies, diesen Entwicklungen entgegen zu treten.



Plenarvortrag von Prof. Dr. Sabine Hark.



Prof. Dr. Susanne Völker.

Auf der Podiumsdiskussion ‚Geschlechterforschung im politischen Raum‘ diskutierten Expert_innen aus dem Feld der Wissenschaft, der Hochschul-, Bildungs- und Forschungspolitik mit den Vertreter_innen der drei Fachgesellschaften, Prof. Dr. Andrea Maihofer (Schweiz), Dr. Maria Mesner (Österreich) und Prof. Dr. Sabine Grenz und Prof. Dr. Sarah Elsuni (Deutschland). Die Expert_innen nationaler Bildungspolitik wie die Leiterin der Sektion Präsidialagenden Wissenschaft und Forschung, Gender- und Diversitätsmanagement im Österreichischen Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft, Dr. Iris Rauskala, die ehemalige Gleichstellungsbeauftragte für Forschungsförderung des Schweizerischen Nationalfonds, Maya Widmer, und die Ministerialrätin im Ministerium für Bildung und Forschung Deutschland, Christina Hadulla-Kuhlmann, wiesen zum einen auf die enormen Forschungsleistungen der Gender Studies hin, betonten dabei zugleich, dass die Sichtbarkeit dieser Befunde erhöht werden könne. Aus Perspektive von Hochschulleitungen und am Beispiel der Universität zu Köln zeigte die Prorektorin für Gleichstellung und Diversität, Prof. Dr. Manuela Günter, wie das gemeinsame Handeln von Hochschulleitungen, Akteur_innen der Gender Studies wie etwa die zentralen wissenschaftlichen Einrichtungen, Gleichstellungsbeauftragten und landespolitische Akteur_innen strukturelle Verankerung voranbringen kann. Bestätigt wurde dies durch die Wissenschaftsexpertin und ehemalige Ministerin für Innovation, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen Svenja Schulze, die die Effekte des Professorinnen-Programms NRW auswertete. Im Hinblick auf den weiteren Ausbau der Forschung und die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses sahen die Expert_innen auch in Zukunft noch auszuschöpfende Potenziale.

Im Anschluss an die Podiumsdiskussion bschäftigte sich der Eröffnungsvortrag der Geschlechter-

forscherin und Queer-Theoretikerin Prof. Dr. Sabine Hark (TU Berlin, Gender Studies) „Kontingente Fundierungen. Über Feminismus, Gender und die Zukunft der Geschlechterforschung in neo-reaktionären Zeiten“ mit aktuellen Spannungsfeldern, die die Gender Studies betreffen. So genieße Geschlechterforschung einerseits mehr Aufmerksamkeit und Zuspruch und sei andererseits zugleich seit Beginn der 2000er-Jahre immer wieder und beständig Objekt von Diffamierungen. In gegenwärtige Instrumentalisierungen von emanzipatorischen Forderungen für rassistische, fremdenfeindliche Kalküle seien zudem mitunter sich als feministisch bezeichnende Positionen verstrickt. In ihrem Vortrag analysierte sie entsprechend das komplizierte Verhältnis zwischen den Gender Studies und unterschiedlichen ‚Feminismen‘ als ‚ambivalente Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart‘.

Nach dieser gemeinsamen Bestandsaufnahme des ersten Tages diskutierten die rund 500 Teilnehmer_innen dann in fünfzig Panels und Foren aktuelle Befunde. Die Themen in den deutsch- und englischsprachigen Panels mit rund 150 Vortragenden reichten von Arbeit, Dekolonialisierung und Religion bis zu Männlichkeiten, Familie und Bildung. Neben Fragestellungen aus Musikwissenschaften, Literatur, Affekt Theorien und feministischer Wissenschaftsforschung wurden Vorträge aus den Legal Gender Studies, Queer und Trans* Studies angeboten. Durch Schwerpunktsetzungen wie Psychoanalyse, Intersektionalität und Inklusion wurde sowohl die Breite der Gender Studies sichtbar wie auch die zahlreichen Herausforderungen, denen inter/disziplinäre Geschlechterforschung begegnet.

Zwei weitere Plenumsvorträge weiteten zudem den Blick auf internationale Debatten und geopolitische Räume: Am Freitagabend (29.9.) sprach Prof. Dr. Lucy Suchman (Universität Lancaster, Science and Technology Studies)



Julia Scholz.

in ihrem Vortrag „Intervening with feminist STS at the interface of bodies and machines“ über die Untrennbarkeit von Bedeutung und Materie und erkundete die Schnittstelle von digitalen Medien und anderen Formen der Materialität. Ganz in der Tradition der Technik- und Wissenschaftsforschung thematisierte sie die Verschränkungen von Mensch und Maschine und diskutierte diese anhand von ferngesteuerten Waffen. Mit Beispielen aus Militärübungen stellte Suchman dar, inwiefern diese mit rassistischen und vergeschlechtlichten Figurationen verbunden sind.

Die Konferenz schloss am Samstag (30.9.) mit einem Vortrag zu feministischer Kunst als politischer Praxis von Prof. Dr. Almira Ousmanva (Universität Vilnius, Visual Studies). Unter dem Titel „The power of images: Feminist art as political practice“ sprach sie über die Grenzen zwischen politischem Aktivismus und künstlerischem Aktionismus und präsentierte Beispiele zeitgenössischer Kunstprojekte aus postsozialistischen Ländern. Dabei diskutierte sie, welche Spuren feministischer Kunstpraxen sich in aktuellen politischen Bewegungen finden lassen.

Neben den Vorträgen in den Panels gab es am Freitagmorgen Zeit für Diskussionen in Foren, die von verschiedenen Arbeitsgemeinschaften der Fachgesellschaften organisiert und durchgeführt wurden. Einige Projekte nutzen zudem die Gelegenheit, sich in der Postersession am Samstagvormittag vorzustellen. Nicht zuletzt die Konferenzparty mit Tombola am Freitagabend – mitveranstaltet von Verein „Frauen helfen Frauen“ der beiden Autonomen Kölner Frauenhäuser und den Rainbow Refugees Cologne – bot Gelegenheit zu Gesprächen, Informationen zu den Herausforderungen vor Ort und zum gemeinsamen Feiern.

Die Tagung – so lässt sich resümieren – zeigte die Gender Studies als elaboriertes, breites und viel-

fältiges, international agierendes Wissenschaftsfeld, das die schwierigen Fragen der Gegenwart aufzunehmen vermag und ihnen wissenschaftlich angemessen komplex antwortet. Die Gender Studies versammeln maßgebende wissenschaftliche Positionen, die sich konsequent gegen populistische Kräfte und deren polemisch verdrehte und verkürzte Sichtweisen wenden.

Als besonders anregend und bereichernd zeigte sich die Verschränkung länderübergreifender Diskurse im D-A-CH-Raum, die sowohl durch relative Nähe als auch durch unterschiedliche Geschichten und Schwerpunktsetzungen gekennzeichnet sind.

Es war für die Fachgesellschaften Geschlechterforschung/Geschlechterstudien an der Zeit, es der Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien (KEG) nachzutun: Seit ihrer Gründung im Jahr 2006 bündelt die KEG die Aktivitäten im D-A-CH-Raum und ist damit zum zentralen Ort des Austausches über Gleichstellungspolitiken, Entwicklungen in der Lehre der Gender und Queer Studies der drei Länder geworden – so auch auf ihrer 15. Arbeitstagung am 27./28.9., die ebenfalls in Köln im Vorfeld der Fachgesellschaften-Tagung stattfand. Nun haben auch die Fachgesellschaften diesen gemeinsamen Debattenraum für sich mit großem Gewinn eröffnet.

An der Universität zu Köln waren beide Konferenzen – der Fachgesellschaften und der KEG – ein gelungener Auftakt für den Start des gemeinsamen Masterstudienganges Gender & Queer Studies der Universität zu Köln und der Technischen Hochschule in Kooperation mit der Hochschule für Musik und Tanz in diesem Wintersemester. Der Studiengang nimmt systematisch auf, was die aktuellen Debatten in den Gender Studies wesentlich bestimmt: eine Breite und Vielfalt der Disziplinen und Hochschulformen, inter- und transdisziplinäre Verschränkungen, verbunden mit einer Schwerpunktsetzung auf Queer Theory als dekonstruktivistische Analyse von ‚Normalem‘ und Normierungen.

Die Universität zu Köln hat sich, gerade in dem Zusammenwirken ihrer unterschiedlichen wissenschaftlichen, Hochschulleitungs- und Gleichstellungs-Akteur_innen für die Verankerung von Gender und Queer Studies in Forschung und Lehre, als Ort erwiesen, der den Debatten um aktuelle Herausforderung der Geschlechterforschung nicht nur einen anregenden, lebendigen Raum bietet, sondern zugleich eine wichtige Stimme in den Debatten ist.

Kontakt und Information

Lisa Krall
M. A. Gender Studies
Universität zu Köln
Humanwissenschaftliche
Fakultät
Richard-Strauss-Straße 2
50931 Köln
lkrall@uni-koeln.de



Das Plenum.

Annette von Alemann

RINGS conference „Feminist Resistance to the Rise of Nationalism and Populism“



Das Tagungsgebäude: Bibliothek der University of Iceland.

Feministische Reaktionen auf die Zunahme nationalistischer und populistischer Bewegungen standen im Mittelpunkt der diesjährigen Konferenz der International Research Association of Institutions of Advanced Gender Studies (RINGS). RINGS ist ein internationales und interdisziplinäres Netzwerk von Institutionen der Geschlechterforschung mit inzwischen über fünfzig Mitgliedern in Europa, Afrika, Asien, Australien, Nord- und Mittelamerika und mit jährlich stattfindenden Tagungen, die von einer Mitgliedsinstitution organisiert werden. Die diesjährige Tagung fand vom 4. bis 6. Oktober 2017 an der University of Iceland in Reykjavík statt und wurde organisiert von einem Team um Irma Erlingsdóttir und Kristín I. Pálsdóttir vom Center for Gender Research (RIKK) und EDDA, dem Center of Excellence in Critical Contemporary Research, die beide zur University of Iceland gehören. Referent*innen aus vierzehn verschiedenen Nationen, von Island bis Südafrika, berichteten über gesellschaftliche Entwicklungen, die Gleichstellung der Geschlechter und die Situation der

Geschlechterforschung in ihren Ländern. Dabei zeigten sich große regionale Unterschiede, aber auch interessante Einblicke in sehr unterschiedliche gesellschaftliche Entwicklungen.

Dalenda Largueche berichtete über die starke Unterstützung frauenpolitischer Themen durch tunesische Politiker und Entscheidungsträger. Dadurch komme es zu einer zunehmenden Sensibilisierung der Bevölkerung für gleichstellungspolitische Themen und zu einem allgemeinen Mentalitätswandel. Allerdings hätten die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse nach der tunesischen Revolution auch soziale und politische Widerstände gegen die Gleichstellung der Geschlechter offengelegt, die es jetzt zu bekämpfen gelte. Lina Abirafeh berichtete über politische und religiöse Widerstände gegen Frauenrechte im Libanon am Beispiel von Gesetzesinitiativen zur Heraufsetzung des Heiratsalters auf 18 Jahre oder zur Bekämpfung sexueller Gewalt. Beide Länder verfügen über eine Zivilgesellschaft, die Frauenrechten gegenüber aufgeschlossen ist, und über seit vielen Jahren etablierte Institute für Geschlechterforschung, die sich tatkräftig für die Rechte von Frauen einsetzen. Allerdings scheint der Kampf für gleiche Rechte im Libanon um einiges schwieriger zu sein als in Tunesien.

Ein anderer gesellschaftlicher Kontext zeigt sich im post-sozialistischen Osteuropa. So berichteten Katerina Cidlinska und Iva Smidova, Olga Shnyrova, Ermira Danaj und Jennifer Ramme über gesellschaftlich verwurzelte sexistische und anti-feministische Tendenzen in Tschechien, Russland,



Von links nach rechts: Irma Erlingsdóttir (Island), Tamara Shefer (Südafrika), Jeff Hearn (Schweden).

Albanien und Polen, die durch zunehmende nationalistische, populistische und traditionalistische Diskurse verstärkt würden. So werde in Tschechien ebenso wie in Albanien die Gleichstellung der Geschlechter diskursiv mit einem Verlust familienbezogener Werte und einer Krise der Männlichkeit assoziiert. Gleichstellungspolitische, feministische oder queer-politische Ideen würden als Widerspruch zur nationalen Identität verstanden, als westliches (in Albanien zusätzlich als ehemals ottomanisches) Gedankengut, das der eigenen Kultur übergestülpt werde. Verbunden mit neoliberalen, pluralitätsfeindlichen und essentialistischen Diskursen und einer homophoben Tradition, die sich teilweise auf linke Diskurse im Sozialismus zurückführen lasse, führe dies zu einer Gefährdung gerade erst etablierter Institutionen der Geschlechterforschung. Dagegen könnten sich außeruniversitäre Forschungseinrichtungen mit methodisch fragwürdigen nationalen „Surveys“ zur öffentlichen Akzeptanz der traditionellen Geschlechterordnung im neoliberalen Klima durchsetzen, während kritische universitäre Einrichtungen um ihren Weiterbestand zu kämpfen hätten. Darüber berichtete Kadri Aavik aus Estland. Die Verquickung von rechtspopulistischen, nationalistischen und sexistischen Diskursen standen auch im Mittelpunkt der Vorträge von Ulrike E. Auga aus Deutschland und Anika Thym aus der Schweiz. Während einerseits die im eigenen Land realisierte Gleichberechtigung der Geschlechter als rhetorische Abgrenzung (und Abwertung) gegenüber muslimischen Geflüchteten verwendet werde, seien andererseits anti-feministische Äußerungen im politischen und öffentlichen Diskurs wieder sagbar.

Ganz anders stellt sich die Situation in den Skandinavischen Ländern dar. Liisa Husu berichtete über die politische Unterstützung universitärer Geschlechtergleichstellung und Genderforschung in Schweden. Die lange gleichstellungspolitische Tradition und das gesellschaftliche Klima zeigten

sich zum Beispiel im politisch initiierten Gender Mainstreaming an den Universitäten und der Förderung von Gleichstellung und Genderforschung durch öffentliche und private Institutionen. Dennoch seien auch in Schweden Frauen in den höchsten Karrierepositionen unterrepräsentiert. Annadís G. Rúðólfsdóttir und Ásta Jóhannsdóttir berichteten über das gesellschaftliche Klima in Island, in dem eine digitale Kampagne gegen das Verbot, die eigene Brust öffentlich zu zeigen (#freethenipple Protests), auf verbreitete öffentliche Unterstützung stieß. Jón Ingvar Kjarran berichtete über gesetzlich festgelegte Curricula zur Gleichberechtigungserziehung an isländischen (und chinesischen) Schulen.

Das ist das Spektrum, das zur Situation von Gleichstellung und Geschlechterforschung aufgespannt wurde. Dabei wurden immer auch queer-feministische Widerstandsbewegungen vorgestellt. Diese gehen vielfach über geschlechterpolitische Themen hinaus und greifen gesellschaftliche Probleme aus einer intersektionalen Perspektive auf. Beispielhaft war hierfür der von Tamara Shefer vorgestellte künstlerische Protest gegen Denkmäler der Apartheid im öffentlichen Raum in Südafrika, der feministische und anti-koloniale Bewegungen miteinander verbinde. Ein weiteres großes Thema der Tagung waren die aktuellen Flucht- und Migrationsbewegungen und die Integration von Geflüchteten in Europa. Berichtet wurde über die Implementation und Messung von Toleranz als politische Intervention in Schweden (Sara Edenheim), über Barrieren in der beruflichen Integration von geflüchteten Frauen in den nordischen Ländern (Anna Karlsdóttir) und die Verwendung von Wassermetaphern in den politischen und öffentlichen Diskursen zur „Flüchtlingskrise“ in den Niederlanden (Milica Trakilovic). Sólveig Anna Bóasdóttir äußerte moralphilosophische Überlegungen zur Verantwortung der aufnehmenden Gesellschaften gegenüber den Geflüchteten und ihren Ländern.

Jeff Hearn lieferte einen Ansatz zur Erklärung von Nationalismus und nationalen Diskursen. Aus männlichkeitstheoretischer Sicht lägen sowohl die historische Entwicklung als auch die Erzählungen und Ausdrucksweisen nationalistischer, kolonialistischer, faschistischer und populistischer Diskurse sehr nah beieinander. Mit (traditionellen) Männlichkeitskonzepten lässt sich auch der Widerstand deutscher Organisationen gegenüber Männern erklären, die aktive Vaterschaft und Beruf verbinden möchten (Annette von Alemann). Und Deevia Bhana zeigte, dass die Suche nach alternativen gewaltfreien Männlichkeiten in Südafrika nicht nur als Protest gegen traditionelle Männlichkeiten zu verstehen ist, sondern auch als Versuch, mit



Plenarvortrag von Prof. Dr. Liisa Husu (Schweden).



Dalenda Largeche (Tunesien).

Idealen der Mittelklasse der eigenen sozio-ökonomischen Marginalisierung und Drogenabhängigkeit zu entkommen.

Weitere Vorträge beschäftigten sich mit der Wirkung von Geschlechterquoten auf die Gleichstellung der Geschlechter in der Politik unterschiedlicher lateinamerikanischer Staaten (Tricia Gray) und mit der politischen Wirkmacht von Literatur, die gesellschaftliche Probleme und Skandale thematisiert (Irma Erlingsdóttir).

Insgesamt wurde ein breites Spektrum von Inhalten und Perspektiven geboten. Die Tagung zeigte deutlich, dass die Geschlechterverhältnisse von einem rein europäischen bzw. rein westlichen Standpunkt aus nur unzureichend verstanden werden könnten. Begriffe und Diskussionen unterscheiden sich je nach nationalem Kontext und werden je nach historischer und politischer Entwicklung unterschiedlich wahrgenommen und interpretiert. Dies führt zu ganz unterschiedlichen Zugängen zu zentralen Themen. Beispielsweise stellt sich die Problematik von Care in Westeuropa anders dar als in Afrika oder Lateinamerika, und die Beziehungen zwischen Politik, Religion und Zivilgesellschaft und ihre Haltung zur Gleichstellung der Geschlechter sind in Mitteleuropa eine andere als in Skandinavien oder Osteuropa, Nord- oder Südafrika. Bei allen Unterschieden wird der Blick für Gemeinsames geschärft: zum Beispiel die weltweite

Unterrepräsentanz von Frauen in hohen wissenschaftlichen und politischen Ämtern, aber auch die gesellschaftlichen Bewegungen zur Gleichstellung der Geschlechter. Dabei wurde der Gewinn der interdisziplinären Diskussion deutlich, die neben erziehungs-, politik- und sozialwissenschaftlichen Positionen auch literatur-, kunst- und medienwissenschaftliche Perspektiven mit einbezog. So zeigten Irma Erlingsdóttir und Tamara Shefer, dass auch Kunst und Literatur politisch sind und eine gesellschaftliche Wirkung haben, indem sie Missstände benennen, öffentlich darauf aufmerksam machen und dabei die Lesenden oder Zuschauenden unmittelbar einbeziehen. Dabei können, wie auch Annadís G. Rúðólfssdóttir und Ásta Jóhannsdóttir deutlich machten, Widerstand und Protest auf vielfältige und sehr kreative Arten ausgedrückt werden.

Es hat sich gezeigt, wie sinnvoll eine internationale Ausrichtung der Geschlechterforschung ist, und es ist zu hoffen, dass die Zahl der internationalen Kooperationen und Projekte zunimmt. Eine Voraussetzung hierfür sind Netzwerke wie RINGS. Es ist wünschenswert, dass Tagungen dieser Art weiterhin stattfinden können, und dass öffentliche und private Institutionen die Organisation und die Teilnahme an ihnen weiterhin (und zunehmend) fördern.

Kontakt und Information

Dr. Annette von Alemann
Universität Paderborn
Fakultät für Kulturwissenschaften | Soziologie
Tel.: (05251) 60-3468
alemann@mail.upb.de

Sebastian Grieser, Susan Banihaschemi

Ein Jahrzehnt in Bewegung

Zehn Jahre Masterstudiengang „Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung“ an der Universität Bielefeld

1 Ein Masterstudiengang Gender Studies für die Universität Bielefeld

Der im Wintersemester 2007/2008 gestartete Masterstudiengang „Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung“ der Universität Bielefeld ist dieses Jahr zehn Jahre alt geworden. Dieses Jubiläum und die Festveranstaltung, die am 10. November 2017 im Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF) stattfand, soll zum Anlass genommen werden, die Geschichte des Studiengangs genauer zu beleuchten, einen Blick auf die Studierenden und Absolvent*innen des Studiengangs zu werfen und den Studiengang im Spannungsverhältnis von Disziplinarität/Interdisziplinarität, Forschung/Anwendung und Institutionalisierung/Prekarität zu verorten.

Der Studiengang, als Gemeinschaftsprojekt vieler engagierter Geschlechterforscher*innen, blickt auf eine lange Geschichte zurück. Bereits 1980 wurde mit der Einrichtung des Zentrums für Geschlechterforschung, ehemals IFF heute IZG, eines der ersten Zentren im deutschsprachigen Raum erkämpft. Neben eigener Forschung ging von diesem Zentrum die Entwicklung, Vernetzung und Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung an der Universität Bielefeld aus. Zur zunehmenden Etablierung der Gender Studies an der Universität Bielefeld trugen die Gründung einer Fachzeitschrift, eines eigenen Bibliotheksschwerpunktes, einer Forschungsreihe und die regelmäßige Herausgabe eines Vorlesungsverzeichnisses zur Geschlechterforschung, das die vielfältigen Lehrangebote in diesem Bereich gebündelt sichtbar machte, bei. Die Besetzung von Professuren mit speziellen Denominationen zur Geschlechterforschung ab Ende der 1980er-Jahre war eine weitere wichtige Grundlage für die Verstetigung dieses wissenschaftlichen Lehr- und Forschungsgebietes.

Um die erstrittenen Strukturen nachhaltig zu sichern, wurde ab 2003 die Idee eines eigenen interdisziplinären Studiengangs im Kontext des Zentrums entwickelt. Eine hochschulpolitische Strategie, die auch an anderen Hochschulstandorten erfolgreich betrieben worden ist (vgl. Oloff/Rozwandowicz 2015). Ab 2004 traf sich am Zentrum regelmäßig die „Arbeitsgemeinschaft Lehrverbund Gender Studies“ ein Zusammenschluss

von engagierten Geschlechterforscherinnen aus den Fakultäten für Soziologie, für Erziehungswissenschaft, für Gesundheitswissenschaften, für Sportwissenschaft und aus dem Fachbereich Sozialwesen der FH Bielefeld. Hier wurde die Idee des MA weiter ausformuliert und studiengangsrelevant und tragbar gestaltet. Gemeinsam bereitete die interdisziplinäre Arbeitsgemeinschaft schließlich die Konzeption und die darauffolgende Akkreditierung des MA Gender Studies vor.

Die zentrale, den Studiengang begründende Idee war (und ist) die Verknüpfung von Theorie und Empirie, von Forschung und Anwendung, von Erkenntnisinteresse und emanzipatorischer Praxis. Dass dies funktionieren kann und von allgemeinem Interesse ist, wurde schließlich durch die Akkreditierung des MA Gender Studies 2007 bestätigt. Die ersten Bewerbungen der angehenden Masterstudierenden wurden zum darauf folgenden WS 2007/2008 entgegengenommen. Der viersemestrige Studiengang zeichnet sich durch einen fakultätsübergreifenden Lehrverbund aus, an dem die Fakultäten für Soziologie, Erziehungswissenschaft, Sportwissenschaft, Gesundheitswissenschaften sowie die Fachhochschule Bielefeld (Fachbereich Sozialwesen) beteiligt sind. Unterstützt, z. B. durch die Öffnung von Lehrveranstaltungen, wird der Studiengang aber auch durch viele Geschlechterforscher*innen anderer Fakultäten. So bündelt und vernetzt der MA Gender Studies die langjährigen und vielfältigen Aktivitäten im Bereich der Geschlechterforschung an der Universität Bielefeld.

Ein weiterer wichtiger Meilenstein war schließlich die im Sommer 2013 erfolgreich abgeschlossene Re-Akkreditierung. Diese gab den Anlass, den Studiengang in seiner bisherigen Form einer grundlegenden Evaluation zu unterziehen und ausführliche Gespräche mit seinen Beteiligten der verschiedenen Statusgruppen zu führen. Auf Basis der so zusammengetragenen zahlreichen Anregungen entstand ein aktualisiertes und erweitertes Konzept der Studiengangsstruktur. Zentrales Anliegen der Neuerungen war, die heterogenen fachlichen Vorbildungen und beruflichen Perspektiven der Studierenden stärker in Rechnung zu stellen. Gleichzeitig wurden die Anteile des angeleiteten Selbststudiums erhöht, um damit die Eigenverantwortung der Studierenden

den bei der Gestaltung ihres Studiums und ihrer fachlichen Qualifikation für die Anforderungen verschiedener Berufsfelder zu fördern. Darüber hinaus wurde sich zum Ziel gesetzt, den Bereich Internationalisierung auszubauen. Dazu wurde in den letzten Jahren die Zusammenarbeit mit mehreren Zentren für Gender Studies intensiviert und mit Unterstützung des DAAD Lehraufenthalte von internationalen Gastwissenschaftler*innen im MA Gender Studies ermöglicht. Mit der Re-Akkreditierung wurde auch die Interdisziplinarität des Studiengangs systematischer in das Curriculum eingeschrieben und das Modul „Konzepte der Inter- und Transdisziplinarität“ umstrukturiert. Dieses Modul setzt sich aus einer interdisziplinären Ringvorlesung, einem Theorie-seminar und einer Studiengruppe zusammen. Die Erfahrung zeigt, dass gerade die Studiengruppe zu dem Ort wird, in dem sich die Studierenden einer Kohorte intensiv und kontrovers mit Fragen der eigenen Ver(un)ortung beschäftigen. Seit der Akkreditierung wird zudem versucht, interdisziplinäres Team-Teaching systematisch in das Studienangebot zu integrieren. Dies ist mit einem hohen Einsatz der beteiligten Lehrenden verbunden, wird von den am Studiengang beteiligten Fakultäten jedoch organisatorisch unterstützt und bietet den Studierenden die Möglichkeit, inter- und transdisziplinären Austausch „in action“ zu erleben. So beispielsweise im Wintersemester 17/18 in dem soziologisch-erziehungswissenschaftlichen Seminar „Inszenierungen der medizinischen Reproduktion: Ethnographie – Medien – Drama“, oder dem Seminar „Verschieden

sein anders erforschen“, das im Wintersemester 16/17 von Lehrenden der Soziologie und der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft organisiert wurde.

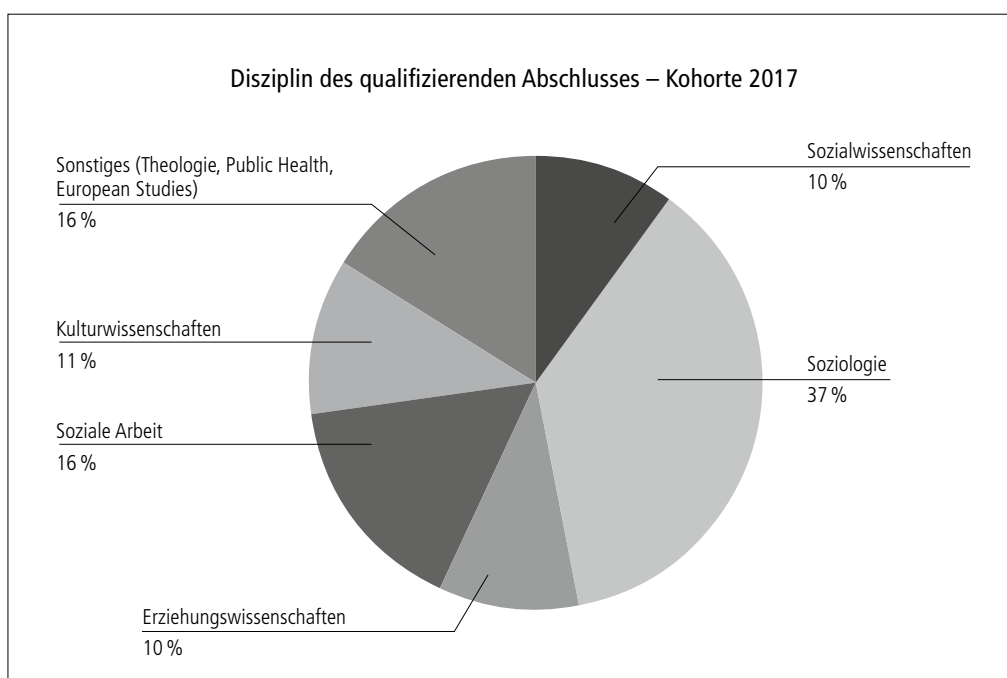
Der Forschungsorientierung des Studiengangs wurde im Zuge der Re-Akkreditierung Rechnung getragen. Im Modul „Angewandte Geschlechterforschung“ besteht seitdem die Möglichkeit, alternativ zu einem sechswöchigen Praktikum die Variante eines „Lehrforschungsprojekts“ zu wählen, um hier anwendungsbezogene Forschungskompetenzen zu erwerben und den Studierenden zu ermöglichen, empirisch an eigenen Forschungsfragen zu arbeiten.

2 Die Studierenden im MA Gender Studies

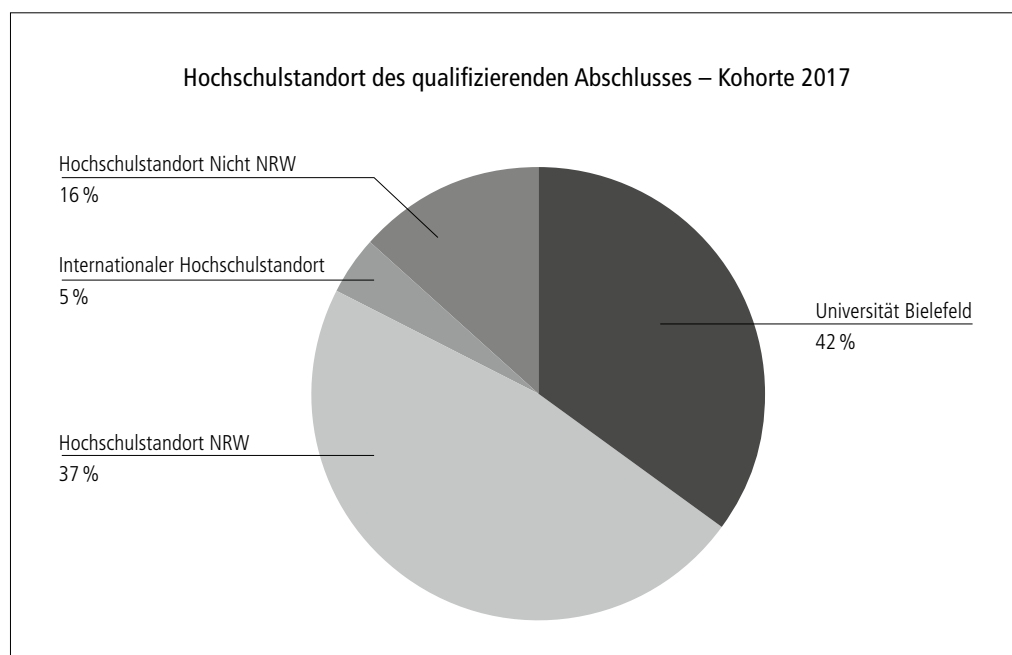
Der Skepsis, die dem Studiengang von einigen Stimmen anfangs noch entgegenschlug, kann nach zehn Jahren die konstante Auslastung der Studienplätze entgegen gehalten werden. Im Durchschnitt bewerben sich rund 80 Studierende auf die zwanzig Studienplätze.

Aufschlussreich ist die Frage, woher die Studierenden kommen. Exemplarisch lässt sich dies an der Kohorte klären, die im Wintersemester 2017/2018 das Studium aufgenommen hat.

Festzustellen ist zunächst der Anteil von Studierenden aus der Soziologie und den Sozialwissenschaften. Zusammengenommen nehmen diese Studierenden 47 % der Kohorte ein. Besonders sichtbar scheint der Master Gender Studies als weiterführende Studienoption bei den Studierenden der Fakultät für Soziologie zu werden.



Quelle: eigene Darstellung.



Quelle: eigene Darstellung.

Für die Trägerfakultät Soziologie zeigt sich hier, dass es mit einem eigenständigen Studiengang wie den Gender Studies gelingen kann, sowohl Studierende aus den Bachelorstudiengängen Soziologie als auch aus den Sozialwissenschaften über die Möglichkeit eines Wechsels in den Master Gender Studies an der Universität Bielefeld zu halten: Von den 47 % Studierenden mit Bachelorabschluss Soziologie und Sozialwissenschaften haben 77 % ihren Abschluss an der Universität Bielefeld gemacht und sich trotz der Möglichkeit, im weiterführenden Master Soziologie einen vertiefenden Fokus auf Geschlechtertheorie zu legen, für den interdisziplinären Master Gender Studies entschieden. Hier wird auch deutlich, welche „Zugkraft“ einzelne Genderprofessuren und Lehrende für das Fach Gender Studies entwickeln können. Zum Teil benennen die Studierenden dies in ihren Bewerbungsschreiben sehr deutlich und verweisen auf das Interesse, die kennengelernten fachdisziplinären Inhalte in Geschlechterforschung in einem Masterstudium Gender Studies interdisziplinär zu vertiefen.

Die restlichen 53 % der Kohorte bringen wiederum eine ganze Reihe an disziplinären Hintergründen mit. Sichtbar wird hier zum einen, dass der Studiengang Gender Studies auch attraktiv für BA-Absolvent*innen anderer Hochschulstandorte als Bielefeld und anderer Herkunftsdisziplinen als Soziologie und Sozialwissenschaften ist. Besonders augenfällig ist aber auch, dass insgesamt 79 % der Studierenden ihren für das Masterstudium qualifizierenden Abschluss an einem Hochschulstandort in Nordrhein-Westfalen gemacht haben.

Dieser kurze Überblick zeigt, dass die Studierenden des Studiengangs eine überaus heterogene Gruppe sind. In jeder Kohorte treffen Menschen mit unterschiedlichem Vorwissen und Motivationen aufeinander. Das Vorwissen ist dabei zumeist disziplinär geprägt und spiegelt damit auch unterschiedliche disziplinäre Fachkulturen und ihre jeweils spezifischen Perspektive auf Gender und Geschlechterverhältnisse wieder.

Mit dem Wahlpflichtbereich gibt es deshalb die Möglichkeit einer weiterführenden disziplinären Profilbildung. Den Studierenden stehen dazu zwölf Wahlpflichtmodule aus der Geschlechtergeschichte, der Literaturwissenschaft, der Pädagogik, der Soziologie, den Sportwissenschaften und den Gesundheitswissenschaften zur Verfügung, aus denen sie sich ein Modul zur eigenen Profilbildung auswählen können. Mit dem Modul „Angewandte Geschlechterforschung“ steht den Studierenden schließlich offen, ob sie sich in ihrem Studium eher auf den universitären oder außeruniversitären Arbeitsmarkt orientieren. Die Studierenden entscheiden sich dazu entweder für ein begleitetes Praktikum oder eine Lehrforschung.¹ Auch die Hauptmodule, die durch ein umfangreiches interdisziplinäres Lehrangebot gekennzeichnet sind, bieten den Studierenden die Möglichkeit einer eigenen inhaltlichen Schwerpunktsetzung.

Dies spiegelt sich auch in der Bandbreite an Themen wider, die in den Abschlussarbeiten im MA Gender Studies behandelt werden. Ein paar ausgewählte Abschlussarbeiten der letzten zehn Jahre verdeutlichten dies sehr gut:

¹ Für eine ausführliche Darstellung der Studienstruktur siehe: Banihaschemi (2013).

- „Implementierungsstand der politischen Strategie des Gender Mainstreaming in der öffentlichen Verwaltung – Eine empirische Studie am Beispiel von Gleichstellungsbeauftragten in Nordrhein-Westfalen“ von Stefanie Franke
- „Heteronormative Strategien. Eine queertheoretische Diskursanalyse der Debatte um die Implementierung „sexueller Vielfalt“ in den Bildungsplan von Baden-Württemberg“ von Matthias Albrecht
- „Die Postwachstumsökonomie aus feministischer Perspektive. Eine kritische Analyse ihrer Anschlussfähigkeit für feministische Ökonomie und Ökologie“ von Thea Jacobs

Zwei Abschlussarbeiten sind außerdem mittlerweile mit dem Bielefelder Gleichstellungspreis ausgezeichnet worden und belegen damit die hohe Qualität der Abschlussarbeiten im MA Gender Studies. Im Jahr 2013 wurde Lisa Krall für ihre Arbeit *„Das Paradigma der Natur – Zum Umgang mit Naturalisierung und Dualismen in der Geschlechterforschung“*, 2015 die Studentin Pia Simone Brocke für ihre Masterarbeit zum Thema *„Mentoring an Hochschulen – Wissenschaftskultur im Wandel? Eine empirische Untersuchung aus der Perspektive des Gender- und Diversity Management-Ansatzes“* prämiert. Dieses Jahr wurde die Abschlussarbeit *„The Personal as Powerful: Erotic fantasy and overcoming oppression in Audre Lorde's Zami“* von Holly Patch mit dem Preis für herausragende Studienabschlussarbeiten des Sektionsrates Frauen- und Geschlechterforschung in der DGS ausgezeichnet.

3 Und was machst du dann? Berufliche Perspektiven nach dem Abschluss.

Neben der Frage, woher die Studierenden im Master Gender Studies kommen, interessiert natürlich auch die Frage, wohin die Studierenden nach dem Abschluss gehen. Antworten auf diese Frage finden sich in der Studie, die anlässlich des zehnjährigen Bestehens des Studiengangs im Rahmen einer Masterarbeit in Auftrag gegeben wurde. Philine Jakobsmeyers (2017) quantitative Auswertung einer Online-Absolvent*innenbefragung fragt, welche beruflichen Wege die Absolvent*innen bisher gegangen sind und welche Erfahrungen sie dabei mit diesem vergleichsweise neuen Studienabschluss gemacht haben. Die Grundgesamtheit dieser Studie besteht aus allen Personen, die den Masterstudiengang „Gender Studies – interdisziplinäre Forschung und Anwendung“ an der Universität Bielefeld „erfolgreich“ bis zum Stichtag der Studie am 28.07.2016 beendet und somit einen Masterabschluss im Studiengang erworben haben. Insgesamt wird

hier von einer Grundgesamtheit von 68 Personen ausgegangen. Von diesen Absolvent*innen haben knapp vierzig Prozent an der Online-Befragung teilgenommen. Vor der Aufnahme des Masterstudiengangs gaben die Absolvent*innen mit mehr als 40 Prozent an, dass sie ein vorheriges Studium aus dem Bereich der „Soziologie, Sozialwissenschaft/Politikwissenschaft“ abgeschlossen haben, knapp 30 Prozent hatten ein Studium im Bereich „Erziehungswissenschaft/Pädagogik/Soziale Arbeit“ bereits absolviert. Hier ähneln sich die Zahlen der vorherigen Abschlüsse der Absolvent*innen mit denjenigen der neu im Wintersemester 2017/2018 aufgenommenen MA-Studierenden, sodass von Kontinuität in dem Bereich ausgegangen werden kann. Etwa ein Viertel der Absolvent*innen hatte vor Aufnahme des Studiums bereits eine Ausbildung oder Lehre abgeschlossen. Nach dem erfolgreichen Abschluss des Studiums sind über drei Viertel der Absolvent*innen einer beruflichen Erwerbstätigkeit nachgegangen, 22 Prozent gaben an, bisher keiner beruflichen Erwerbstätigkeit nachgegangen zu sein (vgl. ebd. S. 37). Die große Mehrheit der Bielefelder Gender-Studies-Absolvent*innen gibt also an, sich in einem Arbeitsverhältnis zu befinden. Knapp ein Viertel der Befragten gab an, sich in einer weiteren Qualifizierungsphase der Promotion zu befinden. Die Promotionen der Bielefelder Absolvent*innen erfolgen in den verschiedenen Fachgebieten, vorwiegend in geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern. Zum Zeitpunkt der Befragung war noch keine Promotion abgeschlossen. Die Finanzierung dieser Promovend*innen erfolgt zu zwei Dritteln durch Erwerbstätigkeit an der Universität in Form von Promotionsstellen oder Erwerbsarbeit mit Universitätsbezug. Es zeigt sich, dass die Bielefelder Absolvent*innen in unterschiedlichen Berufsfeldern ihrer ersten Erwerbstätigkeit nachgehen. Neben dem Berufsfeld der „Universität“, in welchem 61,2 Prozent der Absolvent*innen erwerbstätig sind, steht das Berufsfeld der „Sozialen Arbeit“, in welchem 28,6 Prozent einer Erwerbstätigkeit nachgehen. Auch die Berufsfelder „Unternehmen/Privatwirtschaft“, „Nichtregierungsorganisation“ (NGO), „sonstige öffentliche Verwaltungen“ sowie „Entwicklungszusammenarbeit“ sind vertreten. Bis auf eine Ausnahme starteten die Absolvent*innen ihre Erwerbstätigkeit in einem befristeten Arbeitsverhältnis. Befragt nach der Zufriedenheit mit der beruflichen Erwerbstätigkeit gaben Bielefelder Gender-Studies-Absolvent*innen am häufigsten an, „sehr zufrieden“ mit der ersten Erwerbstätigkeit nach dem Abschluss gewesen zu sein. Zehn Prozent der Befragten waren hingegen „kaum zufrieden“. Diejenigen der Absolvent*innen, die



Teilnehmende der Jubiläumsveranstaltung (Foto: Holly Patch).

nach ihrem MA Gender-Studies-Abschluss mindestens einmal länger als drei Monate beruflich erwerbstätig waren, verdankten ihre erste berufliche Erwerbstätigkeit ihrem Gender-Studies-Abschluss. Bei mehr als einem Drittel war er jedoch nicht die allein genügende Qualifikation. Für den Erhalt der ersten Erwerbstätigkeit spielten bei diesen Personen weitere Abschlüsse eine wesentliche Rolle. Philine Jakobsmeier (2017) stellt heraus: Während Genderwissen und Genderkompetenz bei den Erwerbstätigen im Berufsfeld „Universität“ erwünscht oder gar Voraussetzung für die Erwerbstätigkeit waren, hatte dies für die Berufsfelder außerhalb der Universität deutlich weniger Bedeutung. Auch im Arbeitsalltag der Erwerbstätigen an den Universitäten spielten Genderthemen prozentual häufiger eine Rolle als außerhalb der Universität (vgl. ebd. S. 70ff.). Die Beobachtung der Berufsverläufe der Absolvent*innen im MA Gender Studies bestätigt einen Befund, der auch schon in anderen Verbleibstudien aufgezeigt werden konnte: Gender-Studies-Studiengänge bereiten nicht auf ein einzelnes Berufsfeld vor (Kriszio, Pache 2012; Schmidbauer 2005). Die vielfältigen beruflichen Optionen und die besondere Situation beruflicher und disziplinärer Unsicherheit werfen für die Absolvent*innen der Gender Studies jedoch Fragen auf. Vor diesem Hintergrund haben wir uns im Studiengang entschieden, Themenfelder wie Kompetenzentwicklung, Karriereperspektiven und die Herausforderungen eines Theorie-Praxis Transfers nicht auszuklammern, sondern sowohl innerhalb der Studienstruktur – wie mittels außer-curricularer Angebote – zu begleiten, als auch kritisch zu reflektieren. Neben der Möglichkeit eines Praktikums spielen hier die „Gender Studies in der Praxis“ Veranstaltungen eine große Rolle. In diesen Veranstaltungen, die zweimal pro

Semester stattfinden, werden Absolvent*innen der Gender Studies und Expert*innen aus verschiedenen Berufsfeldern eingeladen, über ihre beruflichen Werdegänge und ihre Berufsfelder zu berichten. Ob Menschen aus der Trainings- und Bildungsarbeit, Medienschaffende oder kommunale Gleichstellungsbeauftragte – sie alle haben eine spezifische Perspektive auf die Frage, was sich denn mit einem Abschluss in den Gender Studies anfangen lässt. Damit bieten die Veranstaltungen die Gelegenheit, sich über mögliche Berufsfelder zu informieren, erste Netzwerke in die Praxis zu knüpfen und über Fragen nach Strategien und Herausforderungen auf dem Arbeitsmarkt nachzudenken. Gleichzeitig entstehen in diesen Veranstaltungen oft Räume, in denen abstrahiert von den konkreten Berufsfeldern und Beispielen Themen wie Prekarität, Vereinbarkeitsproblematiken sowie alternative Perspektiven auf berufliche und private Zukunft gemeinsam diskutiert und reflektiert werden können.

4 In Diskussion – Zukunftsvisionen für die Gender Studies

Sind die zehn Jahre MA Gender Studies nun also eine reine Erfolgsgeschichte? So einfach lässt sich diese Frage nicht beantworten. Eine Rückschau auf zehn Jahre MA Gender Studies erscheint immer unvollständig und partiell. Die Gender Studies an der Universität Bielefeld: Das sind viele, teils ambivalente Geschichten unterschiedlicher Perspektiven; Geschichten von struktureller Persistenz und von der bis heute bestehenden Prekarität von feministischen Perspektiven und Gender Studies an deutschen Hochschulen; Geschichten des Scheiterns und des Erfolges; Geschichten, die aufzeigen, mit welcher Entschlossenheit sich diverse Akteur*innen für ein Ziel wie den Studiengang eingesetzt haben und das bis heute tun; eine Geschichte, in der die Institutionalisierung, die Akkreditierung, die Re-Akkreditierung 2013 und das Jubiläum 2017 als Meilensteine eine besondere Bedeutung einnehmen und auch Anlass zur Reflexion bieten.

Am 10. November 2017 lud die Studiengangsbeauftragte Prof. Dr. Tomke König zur Feier des Jubiläums in das Bielefelder Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZIF) ein. Das Jubiläum bot die Gelegenheit, zusammen mit allen Beteiligten des Studiengangs, den Lehrenden, Studierenden und Absolvent*innen, auf all das zu schauen, was gemeinsam geschafft und erlebt wurde, es bot aber auch Gelegenheit, um miteinander in einen Austausch über die Zukunft des Studiengangs zu treten.

Am Vormittag wurde im Rahmen einer „Zukunftswerkstatt“ über Perspektiven des Studiengangs



Im Gespräch.



Die von der Fachschaft Gender Studies und dem Arbeitsbereich Geschlechtersoziologie organisierte Zukunftswerkstatt.



Die Bielefelder Geschlechterforscherinnen (von links nach rechts): Prof. i. R. Dr. Ursula Müller, Dr. Ulrike Graff, Prof. Dr. Cornelia Giebeler und Prof. Dr. Tomke König in der Panel-Diskussion (alle Fotos: Holly Patch).

nachgedacht. Dabei ging es zum einen um die beruflichen Chancen der Absolvent*innen. Zum anderen ist über die Zukunft der Gender Studies als wissenschaftliches Fach sowie ganz konkret über den Studiengang an der Universität Bielefeld diskutiert worden. Über Statusgrenzen hinweg wurde sich mit Kritiken, Visionen und konkreten nächsten Schritten der Weiterentwicklung des Studiengangs beschäftigt.

Am Nachmittag gingen am Studiengang beteiligte Bielefelder Geschlechterforscher*innen unterschiedlicher Disziplinen in einer Paneldiskussion schließlich gemeinsam folgenden Fragen nach: Welche Erfahrungen mit Inter- und Transdisziplinarität werden in unterschiedlichen Arbeitsformaten gemacht? Stellt sich eine interdisziplinäre Ausbildung als Stärke oder als Problem für Absolvent*innen des MA Gender Studies dar? Wie wird die aktuelle Situation der Geschlechterforschung innerhalb der eigenen Disziplin und als spezifisches Wissensgebiet jenseits der Disziplinen wahrgenommen?

Schon bei der Konzeption des Studiengangs vor zehn Jahren, aber auch bei der Re-Akkreditierung 2013 wurde deutlich, dass das ambitionierte Konzept des Studiengangs nur interdisziplinär zu realisieren ist und die Frage nach den Ressourcen von großer Bedeutung bleiben wird. Die Zukunftswerkstatt, die Paneldiskussion und die

Gespräche im Rahmen der abendlichen Festveranstaltung machten dabei sehr deutlich, wie wichtig es weiterhin sein wird, Räume für gemeinsamen Austausch zu gestalten. Auch nach zehn Jahren erfolgreicher Institutionalisierung ist es von Relevanz, in der Diskussion zu bleiben und dabei die verschiedenen Akteur*innen im Studiengang – Studierende, Lehrende und Absolvent*innen – ins Gespräch zu bringen. Nur so kann es gelingen den Studiengang konstant abzusichern, weiterzuentwickeln und weiterhin als interdisziplinäres und visionäres Projekt zu leben.² Prof. i. R. Dr. Ursula Müller, eine der Gründerinnen des Studiengangs, benannte dafür in der Paneldiskussion „den sozialdiagnostischen Blick, die kritische Auseinandersetzung mit den Wissensbeständen und -kategorien der beteiligten Einzelwissenschaften und den selbstreflexiven Umgang mit der eigenen wissenschaftlichen Geschichte“ als zentrale Ressourcen. Prof. Dr. Tomke König, jetzige Studiengangsbeauftragte, ergänzte dies und betonte, dass es auch „weiterhin die Entschlusskraft von Geschlechterforscher*innen braucht, die mit ihrer Forschung und in der Praxis für ihr Vorhaben Gender Studies an der Universität Bielefeld und natürlich auch eine geschlechtergerechtere Gesellschaft eintreten müssen“.

² Vgl. hierzu auch: Malli; Sackl-Sharif (2015).

Literatur

- Banihaschemi, Susan (2014): Inter-/Transdisziplinarität in den Gender Studies – Herausforderungen für die Lehre. Der MA Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung, Universität Bielefeld. In: Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW Nr. 32/2013, S. 54–57.
- Jakobsmeier, Philine (2017): Gender Studies und dann?! Eine quantitative Absolvent*innenbefragung des Studiengangs MA Gender Studies der Universität Bielefeld. Masterarbeit zur Erlangung des akademischen Grades Soziologie, Master of Arts. Eingereicht an der Universität Bielefeld, unveröffentlicht.
- Krizio, Marianne; Pache, Ilona (2012): Gender Studies im Beruf – Verbleibstudie zu den Absolvent*innen der Gender Studies an der Humboldt Universität. In: Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG) Bulletin Nr. 39.
- Malli, Gerline; Sackl-Sharif, Susanne (2015): Bewegung oder Stillstand? Gender Studies in der reformierten Universität. In: IFF OnZeit 5. Jg. 4/2015, S. 52–59.
- Oloff, Aline; Rozwandowicz, Anja (2015): „... weil eben alles in Bewegung war.“ Gender Studies in der neuen Universität. In: ZfK – Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1/2015, S. 23–35.
- Schmidbaur, Marianne (2005): Gender Studies und Professionalisierung: Beschäftigungsfähigkeit und Beschäftigungsaussichten von Studierenden und AbsolventInnen der Frauen- und Geschlechterstudien/ Gender Studies. In: Kahlert, Heike; Thiessen, Barbara; Weller, Ines (Hrsg): Quer denken – Strukturen verändern. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 275–300.

Kontakt und Information

Sebastian Grieser
Studiengangskoordinator MA
Gender Studies
Universität Bielefeld
Fakultät für Soziologie
sebastian.grieser@uni-
bielefeld.de

Susan Banihaschemi
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
Universität Bielefeld
Fakultät für Soziologie
Arbeitsbereich
Geschlechtersoziologie
susan.banihaschemi@uni-
bielefeld.de

Stefanie Leinfellner, Sahra Dornick

Doing Science – Doing Excellence – Doing Inequalities? Interrogating the Paradigm of Excellence in Academia

Bericht zum internationalen Workshop mit Marie-Jahoda-Gastprofessorin Fiona Jenkins
vom 08. bis zum 10.11.2017 an der Ruhr-Universität Bochum



Teilnehmende des Workshops.

Die Marie-Jahoda-Gastprofessur für internationale Geschlechterforschung besteht an der Ruhr-Universität Bochum seit 1994 und unterstützt internationale Forschung und Lehre im Bereich der Gender Studies. Die Philosophin Prof. Fiona

Jenkins vom ANU College of Arts and Social Sciences in Canberra (Australien) ist im Rahmen des Marie-Jahoda-Programms im Wintersemester 2017/18 zu Gast am Lehrstuhl für Soziologie/ Soziale Ungleichheit und Geschlecht. Während ihres Gastaufenthaltes fand vom 8. bis zum 10. November der internationale Workshop „*Doing Science – Doing Excellence – Doing Inequalities? Interrogating the Paradigm of Excellence in Academia*“ im Beckmanns Hof auf dem Campus der Ruhr-Universität statt. Nach der Begrüßung durch Heike Kahlert (Ruhr-Universität Bochum) hielt Fiona Jenkins die erste Keynote. Unter dem Titel „*Equality and Excellence: A Happy Marriage of Terms?*“ fragte sie danach, wie der Gleichstellungsdiskurs im Exzellenzdiskurs verankert ist, und diskutierte dies exemplarisch anhand von empirischen Analysen zu geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen. Sie verdeutlichte vor dem Hintergrund von männlich



Teilnehmende des Workshops.



geprägten Zitationsmustern und Zeitschriftenrankings in der Philosophie, dass Frauen häufig in Randgebieten des Fachdiskurses repräsentiert seien, während männlich-dominierte Netzwerke den Diskurs bestimmten. Aus dieser Beobachtung zog sie den Schluss, dass Geschlechtergleichstellung nicht allein durch eine Anhebung der Frauenanteile in den Disziplinen zu erreichen sei. Vielmehr müsse es darum gehen, dass weibliche Perspektiven in gleichem Maße wie männliche in Prozesse der Wissensproduktion einbezogen werden.

Im Verlauf des Workshops folgten drei weitere Keynotes mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen – immer Reproduktionsprozesse und Verschränkungen von Gender, Exzellenz und Ungleichheit(en) in der Wissenschaft reflektierend. So richtete Helene Schiffbänker (Joanneum Research Wien) in ihrem Vortrag den Blick auf European Research Council (ERC) Peer Review Prozesse. Sie analysierte geschlechterspezifische Einflüsse und Selektionskriterien bei der Vergabe von ERC Grants, bei der Bewertung von Kandidat_innen sowie im Hinblick auf die Zusammensetzung der jeweiligen Auswahlgremien. Ihre Forschungsergebnisse aus dem Projekt „gendERC – Gendered dimensions in ERC grant selection“ stießen bei den Teilnehmenden des Workshops sowie interessierten Mitarbeiter_innen der Ruhr-Universität Bochum aus der Verwaltung auf große Resonanz. Insbesondere Kriterien und uneindeutige Definitionen von ‚Exzellenz‘ wurden im Anschluss mit der Vortragenden diskutiert. Den zweiten Workshoptag eröffnete Heike Kahlert mit einer Keynote zum Thema „Gender Studies Meets the Excellence Turn in Academia: Reflections, Strategies and Experiences“. Sie analysierte Gleichstellungs- und Exzellenzförderung im Zuge der Implementierung von New Public Management an deutschen Hochschulen und plädierte für eine Reflexion und Dekonstruktion des Exzellenzbegriffs. Dabei nahm sie die strukturellen Probleme von Verbundforschungen im

Bereich der Gender Studies in den Blick. Zum Ende des Workshops führte Maria do Mar Pereira (Warwick Universität, UK) in ihrer Keynote „New Idea(l)s of Excellence, Old Hierarchies? Paradoxes of Gendered Inequality in the Neoliberal University“ in die Ergebnisse der von ihr an portugiesischen Universitäten durchgeführten ethnographischen Studie „Power, Knowledge and Feminist Scholarship“ ein. Sie fokussierte vor allem, in welchen Weisen der Exzellenzdiskurs auf den Status von Women, Gender und Feminist Studies Einfluss nimmt und wie die mit dem Exzellenzregime verbundenen Praktiken auf die Körper der Wissenschaftler_innen einwirken. In ihrem Vortrag machte sie deutlich, dass die im Zeitraum von 2008/2009 und 2015/2016 interviewten Personen in der zweiten Erhebungsphase deutliche Anzeichen von Erschöpfung und Überanstrengung zeigten. Diese stünden in einem Zusammenhang mit den gestiegenen Anforderungen an wissenschaftliche Leistungen im Zuge der Einführung von New Public Management und der damit verbundenen Einführung von ‚Performance Indicators‘ zur Messung der individuellen wissenschaftlichen Leistung.

An beiden Workshoptagen teilten sich die rund 30 Teilnehmenden aus insgesamt zwölf Ländern in drei Arbeitsgruppen zu unterschiedlichen Schwerpunktthemen auf. Im Wechsel mit den Vorträgen und Diskussionen im Plenum kamen die Workshopgruppen im Verlauf der Tagung mehrmals für Arbeitseinheiten zusammen. Vorab hatten alle Teilnehmer_innen Papiere erarbeitet, die zur Vorbereitung auf den Workshop in einem Reader zusammengestellt wurden. Darauf aufbauend konnten diese als „work in progress“ in den jeweiligen Gruppen eingehend diskutiert werden. In der von Helene Schiffbänker und Sahra Dornick (Ruhr-Universität Bochum) geleiteten Workshopgruppe „Strategies and Policies of Gender (In-)Equality in ‚Excellent‘ Scientific Organisations“ stellte Anke Lipinsky (GESIS-Leibniz Institut für Sozialwissenschaften)

ihr mit Kathrin S. Zippel (Northeastern Universität, USA) erstelltes Arbeitspapier vor, in dem sie die Beziehungen zwischen Diversity und Internationalisierung in Chancengleichheitsplänen an deutschen Universitäten analysieren. Ewelina Ciaputa, Paulina Sekuła und Justyna Struzik von der Jagiellonian Universität (Polen) reflektierten Ergebnisse aus dem EU-Forschungsverbund GENERA und brachten Verbesserungsvorschläge hinsichtlich der Chancengleichheitspläne in Forschungsinstituten und Universitäten im Fach Physik ein. Anne-Charlott Callerstig (Örebro Universität, Schweden) und Jörg Müller (Open University of Catalonia, Spanien) machten anhand der Ergebnisse ihrer Studie zu Gender Diversity in Forschungsteams deutlich, inwieweit über Geschlecht auch Macht und Status in Forschungsteams distribuiert werden. Kristine P. Miland (Universität Agder, Norwegen) präsentierte Ergebnisse ihrer Studie zum Zusammenhang von Exzellenz, Geschlecht und wissenschaftlicher Forschungsförderung, während Myra Marx Ferree (Wisconsin-Madison Universität, USA) abschließend erste Ergebnisse einer mit Kathrin S. Zippel durchgeführten Diskursanalyse von Diversity-Politiken in EU-, US- und UN-Dokumenten referierte.

In der zweiten Workshop Group, die von Gastprofessorin Fiona Jenkins und Stefanie Leinfellner (Ruhr-Universität Bochum) moderiert wurde, wurden Beiträge zum Thema „*Negotiating Gendered Ideals of Excellence, Mobility and Private Lives*“ in den Blick genommen. Marie Sautier von der Universität Lausanne (Schweiz) diskutierte entlang ihres Papiers mit den Teilnehmerinnen transnationale Mobilität als Maßstab für Exzellenz im Wissenschaftssystem der Schweiz. In den Beiträgen von Andrea Wolfram (RWTH Aachen) sowie von Kristina Binner (Johannes-Kepler-Universität Linz, Österreich) und Lena Weber (Universität Paderborn) wurden mithilfe von Interviewanalysen Repräsentationen und Verschränkungen von Exzellenz, Prekarität und Geschlechtergleichstellung bezogen auf Privatleben, Sorgeverpflichtungen und auf Karrierepfade in der Wissenschaft in Deutschland und Österreich hinterfragt. Insbesondere wurde von ihnen diskutiert, welche Zielgruppen von Konzeptualisierungen und Idealisierungen wissenschaftlicher Exzellenz und von wettbewerbs-

orientierten Evaluationen aktuell profitieren und welche nicht. Pat O'Connor (Limerick Universität, Irland) und Estrella Montes-Lopez (Salamanca Universität, Spanien) nahmen mit ihrem Paper zum Thema „*Micropolitics and Meritocracy: Improbable Bed Fellows?*“ die Auswirkungen mikropolitischen Steuerungsprozesse auf akademische Karriereverläufe im Kontext eines kollegialen Wissenschaftssystems in Spanien und eines managementorientierten Systems in Irland in den Blick.

Überschrieben mit dem Thema „*Discursive Practices and 'Subjects of Excellence' in Academia*“ fand der dritte Workshop unter der Leitung von Maria do Mar Pereira und Katrin List (Ruhr-Universität Bochum) statt. Das Paper von Ute Klammer, Eva Wegrzyn, Lara Altenstädter und Ralitsa Petrova-Stoyanov von der Universität Duisburg-Essen beleuchtete Narrative von Exzellenz und geschlechtlich konnotierter (Un-) Gleichheit. Als Subjekte leistungs- und exzellenzorientierter Anrufungen wurden Professor_innen und deren Berufsverläufe in Wissenschaftsorganisationen ebenso in den Blick genommen wie Nachwuchswissenschaftler_innen, Letztere insbesondere im Paper „*An Excellent Young Researcher?! Institutional Programmatics and Organizational Strategies in the Academic Field*“ von Susanne Maria Weber und Sarah Wieners (beide Philipps Universität Marburg). Milica Antić Gaber und Veronika Tašner (beide Universität Ljubljana, Slowenien) berichteten über Reformen unter dem Label von Meritokratie und Exzellenz im akademischen Feld in der post-sozialistischen Ära in Slowenien.

Das Format des Workshops ermöglichte Raum für tiefergehende Diskussionen, für Netzwerkbildung und Kooperation sowie für konstruktives Feedback zu den eingereichten Arbeitspapieren. Sowohl in den Gruppenarbeitsphasen als auch in den Diskussionen und Vorträgen im Plenum wurde deutlich zum Ausdruck gebracht, dass es die Verschränkung und die Umsetzung von Geschlechtergleichstellung und von Exzellenzparadigmen an Universitäten und anderen Wissenschaftsorganisationen aus der Perspektive einer geschlechterorientierten Hochschulforschung und aus der Perspektive der im Wissenschaftssystem agierenden Akteure einmal mehr zu reflektieren und zu hinterfragen gilt.

Kontakt und Information

Stefanie Leinfellner
stefanie.leinfellner@rub.de

Sahra Dornick
sahra.dornick@rub.de

www.sowi.rub.de/jahoda/

Ute Büchter-Römer

„Menschen-Worte“ – Komposition der Worte von Hans Arp (1886–1966) von Astrid Kruisselbrink

Konzert am 16.09.2017 im Kröller-Müller Museum in Otterlo (Niederlande)

Wie klingt „Neue Musik“? Wie erscheint zeitgenössische Musik? Gibt es verbindliche Klangwartungen, was die zeitgenössische Komposition betrifft? Was ist die Richtung der Musik? Wie „soll“ die Komposition klingen? „Die Richtung ist das Eigene. Die ganz persönliche Klangphantasie ist der Weg, und es gilt die Fähigkeit zu entwickeln, die eigenen Vorstellungen zu Papier zu bringen und dies so deutlich, dass ihre Intention von anderen, d.h. von ausführenden Musikern erkennbar und spielbar ist“, sagt die Komponistin Astrid Kruisselbrink.

„Worte von Wunderwanderungen. Worte auf Wanderungen. Flockenworte“ spielen auch in der niederländischen Übersetzung: „Woorden van wonderwanderingen. Woorden op wandelingen. Vlokkenwoorden.“ Die Wortspiele, die Wortfantasien, die Wortaufbrechungen von Hans Arp bilden die Basis der Komposition der Komponistin Astrid Kruisselbrink. Im Rahmen der Hans-Arp-Ausstellung im Kröller-Müller Museum in Otterlo, die Bilder, Texte und Skulpturen des Dichter-Bildhauer-Bildenden Künstlers zeigt und Verständnis ermöglicht, erklang die Musik der Komponistin im Vortragssaal des Museums und fand ausgesprochen positive Resonanz.

Astrid Kruisselbrink studierte Komposition in Rotterdam und ist als Komponistin u.a. von Kammeropern in den Niederlanden und in Deutschland bekannt geworden. Sie entschied sich für ihre Umsetzung der Arp-Gedichte für eine eher ungewöhnliche Instrumentalbesetzung. Antje Lohse, Mezzosopran; Marieke Franssen, Flöte; Jelte van Anel, Kontrabass und Miriam Overlach, Harfe musizierten unter der Regie von Marc Pantus. Intensiv sang und sprach die Sängerin die Texte, deutlich, voller warmer Klangfarbe, dann wieder flüsternd, eindringlich, durch die Zuschauerreihen gehend, in die Ohren der Hörerinnen und Hörer leise artikulierend, dann in Niederländisch, dann in Kommunikation mit den anderen Instrumentalisten, die beiseite stehend oder sich zueinander drehend, in enger Gruppe oder in weitem Abstand im Raum die Klänge der Instrumente mit den Sprachklängen verschmelzen ließen. Hans Arps Wortfantasien erklangen in der Harfe, in den verschiedenen Querflöten, im Kontrabass, fast in der Verdopplung der

Sprachschattierungen. Immer wieder verließen die Instrumentalisten ihr Instrument, um zu Texten zu greifen und sie im Dialog vorzutragen, einzelne Papierrollen mit den Gedichtideen Hans Arps wurden auf- und wieder während der Verklänglichung eingerollt, die Notation der Komposition war auf dem Boden ausgelegt, um für alle Künstler einsichtig zu sein, ließ aber auch Raum für kurze improvisatorische Phasen. Die Textrollen gaben dem Publikum auf diese Weise eine intensive Mitlese- und Mithörmöglichkeit bei entsprechendem Textverständnis, in Deutsch und der niederländischen Übersetzung, und schufen so, zusammen mit den leisen, verwischenden, mit den geflüsterten und gesungenen Tönen, mit den Basstremoli und Harfenschattierungen, im Raum und den Raum erweiternd eine spannende Umsetzung jener Sprachfantasien des Künstlers, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Kunstwelt aufmischte und provozierte. Das Konzert in seiner Intensität und spannenden Interpretation der Komposition durch die Ausführenden bot eine mehr als überzeugende Ergänzung bzw. Erweiterung der Ausstellung im Museum, die jene Gedicht- und Wortideen mit den Skulpturen und Bildern von Hans Arp verstehen lässt. Die rund-ausgreifenden Skulpturen im Raum kontrastieren die Bilder, die Momente des Zufalls – Arp ließ Papierschnipsel auf den Boden fallen, die durch ihr zufälliges Nebeneinander einen Bildausdruck ergaben – die Wortspiele, Wortfantasien brechen Vorstellungen von Sprache auf, sie schaffen und verändern Assoziationen. Hier entsteht in der Ausstellung eine offene Kommunikation des künstlerischen Ausdrucks mit dem Betrachter, mit der Betrachterin. Und hier liegt auch die Wurzel zum Verständnis der Komposition von Astrid Kruisselbrink. Es wird deutlich, wie zeitgenössische Musik an diesem Ort eine so einfühlsame Komposition wie die von Astrid Kruisselbrink mit der Atmosphäre und der Aufmerksamkeit im Museum verschmelzen können. Hans Arp in deutscher und niederländischer Sprache, die Idee der Wortschöpfungen findet ihre Realisation und Erweiterung in den europäischen Raum.

„Oft sind die falschen Worte die richtigen Worte ... Und die Worte der Dichter ...“

Kontakt und Information
Prof. Dr. Ute Büchter-Römer
buechter-roemer@t-online.de

Veröffentlichungen/Neuerscheinungen

Uta Brandes (2017): Gender Design. Streifzüge zwischen Theorie und Empirie

Reihe: Board of International Research in Design, 352 Seiten, 49,95 €, ISBN 978-3-0356-1109-0, Birkhäuser, Berlin

Die Auseinandersetzung mit Geschlecht als sozialer Konstruktion ist in sehr vielen Wissenschaftsbereichen seit Jahrzehnten state of the art. Im Design ist die Einbeziehung der Kategorie Gender allerdings noch immer fast ein blinder Fleck. Das ist merkwürdig, weil Design ja den ganz gewöhnlichen Alltag überall und jederzeit bestimmt, und damit auch die in diesem Alltag handelnden Subjekte. Und diese Interaktion zwischen Menschen und Dingen findet unabdingbar „gendered“ statt. Das vorliegende Buch setzt sich erstmals mit den essentiellen Fragen von Gender im Design theoretisch wie praktisch auseinander: Es erörtert die grundsätzliche Notwendigkeit der Einbeziehung von Gender in den Designprozess, und es stellt exemplarisch Design(forschungs)projekte zu diesem wichtigem Thema vor.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Uta Brandes
brandes@be-design.info

Hildegard Macha, Hildrun Brendler, Catarina Römer (2017): Gender und Diversity im Unternehmen. Transformatives Organisationales Lernen als Strategie

242 Seiten, 23,60 €, ISBN 978-3-86388-48-4, Verlag Budrich UniPress, Opladen

Um mehr Frauen in Führungspositionen zu bringen und Führungskräfte für die Thematik Teilhabe durch die unternehmerische Strategie „Gender und Diversity“ im Unternehmen zu sensibilisieren, wurden 20 bayerische Unternehmen bei der Erstellung von Gleichstellungskonzepten und -maßnahmen über zwei Jahre beraten und mit wissenschaftlicher Weiterbildung unterstützt. Die Change-Prozesse wurden wissenschaftlich evaluiert und hinsichtlich der Effekte und Barrieren ausgewertet. Es gelang, Geschäftsführungen, Führungskräfte und MitarbeiterInnen der beteiligten Unternehmen zu motivieren, Segregationsprozesse auf der interaktionalen Ebene des „doing gender“ und „doing difference“ zu thematisieren und Regeln für eine alternative diversitygerechte Unternehmenspraxis zu entwickeln.

Kontakt und Information
Prof. em. Dr. Hildegard Macha
hildegard.macha@phil.uni-augsbug.de

Uta Brandes, Sigrid Metz-Göckel (Hrsg.), (2017): Gender und Design – zum vergeschlechtlichten Umgang mit dem gestalteten Alltag

GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 2017, 9. Jahrgang – Vol. 9, 154 Seiten, ISSN 1868-7245, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Design begleitet den Alltag und beeinflusst damit auch die handelnden Subjekte: Kein Augenblick, in dem wir nicht mit gestalteten Dingen, Zeichen, Dienstleistungen analoger und digitaler Art konfrontiert sind und agieren. Da Designausbildung und Designindustrie in ihrer gegenwärtigen Form die hierarchischen Geschlechterverhältnisse in der neoliberalen Gesellschaft in aller Regel reproduzieren, werden in diesem Heft Alternativen dazu und genderbezogene Analysen und Projekte vorgestellt. Melanie Levick-Parkins Beitrag schlägt einen großen Bogen von der gesellschaftstheoretischen Einbettung zur Kritik der Designausbildung. Katja Becker und Claudia Herling befassen sich mit Gendermarketing im Design, beispielhaft anhand ausgewählter populärer Websites. Tanja Godlewsky analysiert die visuellen Geschlechterinszenierungen von Musikerinnen und ihre Selbstdarstellungen und Werkpräsentationen über die sozialen Medien. Das Heft führt in die Designforschung ein, beleuchtet interne Debatten und liefert eine kritische Auseinandersetzung mit dem Thema Geschlecht und Gestaltung.

Kontakt und Information
Redaktion GENDER
redaktion@gender-zeitschrift.de

Ute Kempf, Birgitta Wrede (Hrsg.), (2017): Gender-Effekte. Wie Frauen die Technik von morgen gestalten

Reihe: IZG-Forschungsreihe, Band 19, ISBN 978-3-932869-19-8

Die vorliegende Veröffentlichung basiert auf der gleichnamigen Vortragsreihe „Gender-Effekte“, die vom Exzellenzcluster Kognitive Interaktionstechnologie (CITEC) in Kooperation mit dem Kompetenzzentrum Technik-Diversity-Chancengleichheit e. V. veranstaltet wurde. Ziel ist, die Expertise von Frauen in der Entwicklung und Gestaltung von Technologie sowohl für den wissenschaftlichen als auch für den öffentlichen Diskurs sichtbar zu machen. Die Beiträge zeigen die Vielfalt des Themenspektrums, in dem Gender bei der Gestaltung und Entwicklung von Technik eine Rolle spielt. Dass technische Artefakte, Anwendungen und auch Berufsbilder einen auf den ersten Blick nicht sichtbaren Subtext enthalten, der problematische Vergeschlechtlichungen aufweist, wird hier herausgearbeitet. Wie es gelingen kann, eine geschlechtersensible Technikgestaltung in der Informatik umzusetzen, die Frauen als Gestalterinnen und Nutzerinnen von Technik in den Fokus stellt, dazu geben die hier veröffentlichten Aufsätze vielfältige Anregungen.

Download unter: www.uni-bielefeld.de/IZG/forschungsreihe.html

Kontakt und Information

Dr. Birgitta Wrede
Universität Bielefeld
Interdisziplinäres Zentrum für
Geschlechterforschung (IZG)
Tel.: (0521) 106-4472
birgitta.wrede@uni-
bielefeld.de
www.uni-bielefeld.de/IZG

Gender in/and the Neoliberal University: Transnational Processes and Localised Impacts

RINGS special issue of the Gender and Research Journal

The issue is based on the presentations from the 1st RINGS conference "Gender in/and the neoliberal university" which took place in Prague in 2015.

Download unter: <http://ringsgender.org/aktuality/rings-special-issue-of-the-gender-and-research-journal#.Wd3m9DtpGUm>

Kontakt und Information

Dr. Annette von Alemann
Universität Paderborn
Fakultät für Kulturwissen-
schaften | Soziologie
Tel.: (05251) 60-3468
alemann@mail.upb.de

Weibler, Jürgen (2016): Frauen als Fremdkörper im Management?

52 Seiten, 9,90 € (E-Book), Leadership Insiders Publishing, Hemer

Diese kompakte Darstellung gibt auf Basis aktuellen Zahlenmaterials einen Einblick in die Auseinandersetzung der Führungsforschung zum Thema weibliche Führungskräfte. Klassische wie aktuelle Studien werden aufgegriffen, eine eigene qualitative Studie zur Wahrnehmung von Diskriminierung in Führungspositionen wird ergänzend beigelegt. Ein handlungsorientiertes Fazit beschließt das nur als E-Book verfügbare Werk.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Jürgen Weibler
juergen.weibler@fernuni-
hagen.de

Anne Schlüter (2017): Individuelle Akteure als Gegenstand der Organisationspädagogik

In: Handbuch Organisationspädagogik, hrsg. v. Michael Göhlich, Andreas Schröer und Susanne Maria Weber, ISBN 978-3-658-07746-4, Springer VS, Wiesbaden

Kontakt und Information

Prof. Dr. Anne Schlüter
anne.schluter@uni-due.de

Heike Mauer (2017): Intersektionalität und Gouvernamentalität. Die Regierung von Prostitution in Luxemburg

79,90 €, ISBN 978-3-8474-2113-9, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Welche Machtlogiken wirken bei der Interpretation von Prostitution als Problem individueller moralischer Führung einerseits und als gesamtgesellschaftliches, politisches Problem andererseits? Die Autorin verbindet zwei Schlüsselkonzepte aktueller politischer und feministischer Theorie – Intersektionalität und Gouver-

Kontakt und Information
Dr. Heike Mauer
heike.mauer@netzwerk-fgf.
nrw.de

nementalität – mit der historischen Analyse der Problematisierung von Prostitution und ihren Regierungsweisen Anfang des 20. Jahrhunderts. Sie zeigt empirisch auf, dass verschiedene gesellschaftliche Gruppen jeweils spezifisch moralisch regiert wurden, und plädiert für ein politisches und prozessorientiertes Verständnis von Intersektionalität, sodass differenzierte Mechanismen der Machtausübung erfassbar werden.

Andrea Löther, Sabrina Glanz (2017): Evaluation des Professorinnenprogramms des Bundes und der Länder: Zweite Programmphase und Gesamtevaluation. Erweiterter Bericht

Hrsg. v. GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften, cews.publik, 22, Köln

Bund und Länder legten 2008 das Professorinnenprogramm mit dem Ziel auf, den Professorinnenanteil zu erhöhen und ebenso die Gleichstellungsstrukturen an Hochschulen zu verstärken. Fördervoraussetzung nach diesem Programm ist die Vorlage eines hochschulspezifischen Gleichstellungskonzeptes, das von einem externen Begutachtungsgremium positiv bewertet wurde. Hochschulen, die diese Voraussetzung erfüllen, erhalten eine Anschubfinanzierung für bis zu drei Erstberufungen von Wissenschaftlerinnen auf unbefristete W2- und W3-Professuren für fünf Jahre, soweit diese aufgrund von üblichen Berufungsverfahren gewonnen wurden. Nach einer positiven Evaluation im Jahr 2012 wurde das Professorinnenprogramm für eine weitere Laufzeit von fünf Jahren (2013–2017) verlängert. Die Evaluation der zweiten Programmphase untersucht Implementierung, Output (Beteiligung der Hochschulen und geförderte Professuren), unmittelbare Wirkungen wie Veränderungen von Gleichstellungsgovernance und -strukturen, Maßnahmen und Aktivitäten der Hochschulen und individuelle Karrierewege von Professorinnen sowie den Impact des Programms. Die Evaluationsergebnisse belegen, dass das Professorinnenprogramm seine wesentlichen Ziele – die Erhöhung des Professorinnenanteils und die Verstärkung von Gleichstellungsstrukturen – umfassend erreicht.

Online verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-54112-9>

Kontakt und Information
Dr. Andrea Löther
andrea.loether@gesis.org

Eva Lorentzen (2017): Aktive Rekrutierung von Professorinnen an deutschen Universitäten. Eine Bestandsaufnahme

192 Seiten, 41,90 €, ISBN 978-3-639-63281-1, AV Akademikerverlag, Saarbrücken

In den vergangenen Jahren rückte die Tatsache, dass Frauen weniger als ein Viertel aller Professuren an deutschen Hochschulen besetzen, zunehmend in den Fokus wissenschaftspolitischer Diskussionen. Zu den Maßnahmen, die zum Erreichen des gesetzlich geforderten und gesellschaftlich gewünschten Ziels der Erhöhung des Frauenanteils an den Berufungen beitragen können, zählt die aktive Rekrutierung, also die gezielte Suche nach hoch qualifizierten Wissenschaftlerinnen und ihre Ermutigung zur Bewerbung auf eine Professur. Die vorliegende Studie analysiert die Verbreitung und praktische Umsetzung der aktiven Rekrutierung von Professorinnen an deutschen Universitäten, identifiziert Erfolgsfaktoren und gibt Handlungsempfehlungen für die Implementierung und Gestaltung des Verfahrens. Sie richtet sich an alle Akteurinnen und Akteure an Hochschulen, die sich mit strategischer Personalentwicklung, Berufungsverfahren und Gleichstellungsfragen befassen.

Kontakt und Information
Dr. Eva Lorentzen, MBA
eva.lorentzen@uni-muenster.de

Uta C. Schmidt (Hrsg.), (2017): Kirche in der Stadt. Wattenscheider Barock – Gelsenkirchener Appell

223 Seiten, zahlr. Abb., 22,80 €, ISBN 978-3-932005-69-5, Arachne-Verlag, Gelsenkirchen

In dieser Sozial- und Kulturgeschichte evangelischen Lebens vom 16. bis zum 21. Jahrhundert geht es um die Verflechtungen von Konfession, Stadtgesellschaft und Politik. Ein Beitrag widmet sich ausdrücklich „Frauen in Kirche, Pfarramt und Superintendentur“; die hier vorgelegte exemplarische Regionalgeschichte folgt jedoch insgesamt einer frauen- und geschlechtergeschichtlichen Perspektive.

Kontakt und Information
Dr. Uta C. Schmidt
utac.schmidt@netzwerk-fgf.
nrw.de

Journal

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Nr. 41/2017

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Universität Duisburg-Essen | 45127 Essen

www.netzwerk-fgf.nrw.de